

**DIE
— NO
MI
NIER—
— TEN**

Theodor-Wolff-Preis

JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

2023

— MEINUNG

— REPORTAGE

— BESTES
LOKALES STÜCK

— BESTES LOKALES
DIGITALPROJEKT

— THEMA
DES JAHRES

Theodor-Wolff-Preis

JOURNALISTENPREIS DER DIGITALPUBLISHER
UND ZEITUNGSVERLEGER

**DIE
—NO
MI
NIER—
—TEN**

Berlin 2023

VORWORT

So viele Geschichten. Der Beginn der Jury-Arbeit für den Theodor-Wolff-Preis ähnelt den ersten Schritten einer Bergtour. Man ahnt die Mühe; man weiß, wie viel Zeit es kosten wird; man fürchtet die Erschöpfung und weiß, dass man hie und da trotzdem nochmal zurückgehen muss, weil man vielleicht etwas übersehen hat.

Aber dann kommen da diese besonderen Geschichten. So wie die Berge Panoramen eröffnen, gewähren diese Geschichten Einblicke in andere Leben, packen das Interesse, lassen Bilder entstehen und kitzeln Emotionen heraus, Kichern, Tränen, manchmal beides, im besten Falle unbeherrschbar.

Es sind diese Geschichten, nach deren Lektüre man sagt: Das habe ich nicht gewusst. Oder: So habe ich das noch gar nicht gesehen. Toll geschrieben sowieso. Neue Perspektiven, Texte, an die man ein Häkchen macht, eine 1 als Note schreibt oder einfach den Vermerk: »preiswürdig«. Die Geschichten für die Kandidatenliste sind die Geschichten, die man als Journalist am liebsten selbst geschrieben hätte.

Seit Jahren dominieren immer wieder Katastrophen unterschiedlicher Art die Texte, die für den Theodor Wolff-Preis eingereicht werden: Corona, die Flut, der Krieg. Es mag zynisch klingen, aber das Leid anderer Menschen macht auch besonders viel guten Journalismus sichtbar: Gründlichkeit, Sorgfalt, Mut, Einfühlungsvermögen, vielfältige Sprache, pointierte Meinung, aber auch digitale Kreativität. Und passt diese Verbindung zum Unglück nicht sogar zum Namensgeber des Preises, dem Chefredakteur des Berliner Tageblattes, der selbst in Zeiten lebte und arbeitete, in denen sich die Katastrophe materialisierte? 1933, vor 90 Jahren also, warfen Nazis auch Schriften von Theodor Wolff in die Flammen, die sie auf dem Berliner Opernplatz entzündet hatten. 1943, also vor 80 Jahren, starb Wolff an den Folgen

einer Krankheit, die während seiner Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen ausgebrochen war. Es müsste in seinem Sinne sein, dass Not und Elend öffentlich wird, das auch er erlebt hat.

Viele Arbeiten für den Wolff-Preis 2023, entstanden bis zum Ende des vergangenen Jahres, waren vom Krieg in der Ukraine geprägt. Sie befassten sich mit den Folgen des Krieges für Deutschland, mit der Bedeutung von Worten wie Solidarität oder der Legitimität von Gewalt und auch mit der Analyse der Ursachen.

Ja, die Arbeiten des vergangenen Jahres waren vom Krieg geprägt – aber nicht nur. Der Theodor Wolff-Preis ist wie ein Jahresrückblick, halb systematisch, halb zufällig, der in einer Arbeit das große Ganze ausleuchtet und in der nächsten in kleinste Nischen des Schicksals schaut. Weltpolitik und Alltagsorgen, riesige Ungerechtigkeiten und kleine Freuden (auch wenn die tragischen Geschichten leider jedes Jahr wieder in der Mehrzahl sind). Der Theodor Wolff-Preis spiegelt gesellschaftliche Entwicklungen, beleuchtet zum Beispiel die Verheerungen, die in sozialen Netzwerken angerichtet werden und sich auf das richtige Leben auswirken. Aber er zieht auch anregende Gedanken zu aktuellen Themen an, kluge Analysen und manchmal auch exponierte Meinungen, wovon die Jury sich allerdings noch viel mehr wünschen würde. Und dafür vielleicht ein bisschen weniger subjektive Erlebnisse, die in der Ich-Form erzählt werden.

Immer vielfältiger wird der Journalismus, technisch sowieso, aber auch in seinen Darstellungsformen. Das ist gut, weil es zeigt, dass er sich auf der Höhe der Zeit bewegt. Die meisten eingereichten Arbeiten sind noch immer ausführliche Reportagen, oft aus großen Verlagen mit entsprechenden personellen Kapazitäten und materiellen Ressourcen. Das hat auf den ersten Blick etwas von Wettbewerbsverzerrung,

weil Bewerberinnen und Bewerber aus kleineren Häusern über diese Möglichkeiten nicht verfügen.

Aber Qualität bemisst sich nicht an der Länge eines Textes, auch nicht alleine an der Tiefe der Recherche. Die modernen Lesegewohnheiten erfordern mehr denn je dramaturgisches Talent der Autorinnen und Autoren, die Fähigkeit zu fesseln – und das schon in den ersten Zeilen. Gelegentlich scheitern interessante Themen in der Jury an der konventionellen, ja schablonenhaften Erzählweise. Wirklich weit kommen nur die Stücke, die etwas Besonderes haben – und das sind, gemessen an der hohen Zahl an Einsendungen der großen Zeitungen, dann doch gar nicht so viele aus diesen Verlagen. Der Jury erschien im Zweifel eine Instagram-Story aus der Provinz dann doch viel origineller als eine lange Reportage, eine raffinierte Momentaufnahme im Lokalteil mindestens genauso lebensnah wie eine Langzeitbeobachtung. Auch im Alltag nützliche Datenrecherchen oder Visualisierungen eines komplizierten Themas finden immer mehr Unterstützer.

Aber natürlich gibt es nicht die eine Draufsicht auf die Arbeiten. Im Gegenteil. Die Jury in diesem Jahr ist nach einigen Wechseln jünger geworden, weiblicher. Das hat die ohnehin ausgeprägte Diskussionsfreude noch weiter befördert. Und manchmal fielen die Urteile weit auseinander, ließen sich Skeptiker nach intensiver Debatte überzeugen und Begeisterte nach erneuter Lektüre ernüchtern.

Nicht alle Nominierten können am Abend der Verleihung einen Preis mit nach Hause nehmen. Aber alle können sicher sein, dass es Jurorinnen und Juroren gab, die lange für sie argumentiert, manchmal auch gekämpft haben. Und daran Freude hatten.

Helmut Heinen

Vorsitzender des Kuratoriums

Nico Fried

Vorsitzender der Jury

INHALT

Thomas Löffelholz

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis

10

Bernd Sösemann

»... so schwebt über jeder Wahrheit
noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor Wolff

24

DIE NOMINIERTEN UND IHRE ARBEITEN

MEINUNG

Dunja Ramadan Der Garten und der Dschungel

48

Johannes Schneider Bloß keine Ausweglosigkeit

54

Jacob Simmank Zwei Jahre Corona –
und wir haben so wenig verstanden

62

REPORTAGE

Moritz Aisslinger Dem Sturm ausgeliefert

78

Eva Schläfer Ihr Leben war ein Fest.

Dann hatten sie genug

96

Thorsten Schmitz Raus aus den Betten!

116

BESTES LOKALES STÜCK

Manuela Müller Tatort Kita-Küche	136
Henning Rasche Viele Kühe machen Mühe	144
Julia Ruhнау Endlevel Hass	152

BESTES LOKALES DIGITALPROJEKT

Simon Koenigsdorff · Jan Georg Plavec Klimazentrale Stuttgart	170
Peter-Pascal Portz Pflege-Liveblog in der Klinik: 16 Stunden am Limit?	180
Patrick Schwemling Hilfe für die Ukraine	200

THEMA DES JAHRES: Der Krieg in Europa Und was die Zeitenwende bedeutete

Daniel Brössler Schreckliche neue Welt	224
Cathrin Kahlweit Einmal Hölle und zurück	234
Valerie Schönian Die Krisenmanagerin	244

Zeitungen und Plattformen	266
Preisträger 1962—2022	268
Preisträger A—Z	278
Kuratorium und Jury	284

**Wer eine große Zeitung leitet,
muss immer auf der Suche
nach neuen Talenten, neuen
Persönlichkeiten sein.**

**THEODOR
WOLFF**



Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis
von **Thomas Löffelholz**

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsdebatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten **Die Welt** – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der **Welt** im von den Briten kontrollierten Norden stand **Die Neue Zeitung** in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der **Neuen Zeitung**, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim **Berliner Tageblatt** gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das **Berliner Tageblatt** leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die

bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum **Berliner Tageblatt**, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das **Tageblatt** nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das **Berliner Tageblatt** – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das **Berliner Tageblatt** auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpassersich, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein **Tageblatt** wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht.«

Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebungs gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten





fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«, Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68-ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleure saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der

sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschrieben Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Streck blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngerer nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er

sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranker, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen

Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barchelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68-er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein ölverschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien **LOKALES**, **REPORTAGE** und **MEINUNG** vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »**THEMA DES JAHRES**« vergeben.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

Thomas Löffelholz ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von *Stuttgarter Zeitung* und *Die Welt* war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von **Bernd Sösemann**

Die **Frankfurter Allgemeine Zeitung** lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung **Die Zeit** rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das **Neue Wiener Journal** den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung? Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873–1943), Karl Kraus (1874–1936), Thomas Mann (1875–1955), Max von Baden (1867–1922), Karl Helfferich (1872–1924) oder Walther Rathenau (1867–1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868–1957), Werner Sombart (1863–1941), Max Weber (1864–1920), Peter Behrens (1868–1940), Harry Graf Keßler (1868–1937) oder Max Halbe (1865–1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte

»en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister.

Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim **Berliner Tageblatt** (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolfs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen

fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872–1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die

Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im Berliner Tageblatt schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaikischen Glaubens wegen ein hassenswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch



Theodor Wolff, porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.



lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«. Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen

bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament‹, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: ›Dieser Ebert ist wundervoll!‹ Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: ›Er ist ein Herr!‹ In der Tat, Ebert, der ›Sattlergeselle‹ war ›ein Herr‹ – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte

die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus- Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitate gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der

schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre. Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein

Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die Literarische Welt im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der Literarischen Welt, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als

forttreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30-er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.



Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil





Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Untersuchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40-er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern

einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das Berliner Tageblatt und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das Berliner Tageblatt nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolschewistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. »Diktatur des Proletariats« war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der »Führergedanke«, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen »öffentlichen Meinung« mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit

der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Verzeichnis der wichtigsten Werke Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söseman, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993–1997. – Bernd Söseman: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Söseman, Königstein 1984. – Tagebücher 1914–1919, hg. von Bernd Söseman, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Söseman: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Reingard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933–1943, Münster 2010. – Söseman: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« Der Journalist Theodor Wolff, Berlin 2009. – Söseman: »Es ist im Grunde eine schöne Zeit« Vater-Tagebuch 1906–1913. Mit ausgewählten Dokumenten, Berlin 2018.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln 21909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Tagebuch, München 1908 (21908; Berlin 31927). – Vollendete Tatsachen 1914–1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor Professor Dr. Bernd Söseman (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Von 1992 bis 2021 war er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.



Die in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet, sowie dem Privatbesitz von Bernd Sösemann.

**DIE—
—NO
MI—
NIER
—TEN**

& IHRE ARBEITEN

MEINUNG —

REPORTAGE —

**BESTES
LOKALES STÜCK** —

**BESTES LOKALES
DIGITALPROJEKT** —

**THEMA
DES JAHRES**

**MEI—
NUNG**

Dunja Ramadan

Der Garten und der Dschungel

Johannes Schneider

Bloß keine Ausweglosigkeit

Jacob Simmank

Zwei Jahre Corona – und wir haben
so wenig verstanden

DUNJA RAMADAN

Dunja Ramadan ist seit 2017 Politikredakteurin der *Süddeutschen Zeitung* und schreibt über die arabische Welt und Themen wie Migration, Integration und kulturelle Vielfalt. Sie hat Arabistik, Islamwissenschaft und Judaistik in München und Berlin studiert und ist Absolventin der Deutschen Journalistenschule in München. In den vergangenen Jahren bereiste sie zahlreiche Länder der arabischen Welt. 2017 wählte sie das *Medium Magazin* zu den »Top 30 bis 30« Nachwuchsjournalisten in Deutschland. 2018 erschien ihr erstes Buch »Khalid und das wilde Sprachpferd«. Seit 2020 unterrichtet Dunja Ramadan an der Deutschen Journalistenschule in München den Kurs »Gesellschaftliche Vielfalt in der journalistischen Praxis.«

Dunja Ramadan ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Der Garten und der Dschungel«, erschienen am 20. November 2022 in *Süddeutsche Zeitung*.



Der Garten und der Dschungel

Ein Gedankenspiel: Es sind nur noch wenige Tage bis zur Fußballweltmeisterschaft, nur findet sie nicht in Katar, sondern in Australien statt, das sich ebenfalls als Gastgeber beworben hatte. Also Kängurus statt Kamele, Demokratie statt Dynastie.

Einige packen bereits ihre Koffer, wollten schon immer mal nach Down Under, andere sind sowieso schon backpacken, Mainstream nach dem Abi.

Was es in diesen Tagen wahrscheinlich aus dem Westen nicht gegeben hätte: Debatten über Menschenrechte oder gar Boykottaufrufe. Dabei starben zwischen Juli 2020 und Juni 2021 laut Amnesty 26 Indigene in Gewahrsam. Aborigines berichten auch 200 Jahre nach der Kolonisierung noch über Polizeigewalt und Chancenungleichheit. Das Land hat mehr Gesetze zur Terrorbekämpfung erlassen als jede andere westliche Demokratie, seit dem 11. September 2001 werden Asylbewerber de facto kriminalisiert, Australien hat Tausende Migranten in Internierungslager auf weit entfernte Inseln verbannt.

Ein Blick nach Mexiko, das WM-Gastgeberland 2026. Laut Amnesty sind dort schwerste Menschenrechtsverletzungen alltäglich, willkürliche Verhaftungen, sexualisierte Folter, Verschwindenlassen. Wird es 2026 Boykottaufrufe geben? Eher unwahrscheinlich. Die Mexikaner sind so freizügig wie wir, so lebensfroh, haben Fußballgeschichte, und man trinkt Tequila statt Tee.

Eins vorneweg: Jeder Arbeiter, der beim Bau eines WM-Stadions in Katar ums Leben gekommen ist, ist einer zu viel. Dass das Kafala-Arbeitskräftesystem rassistisch ist und Menschen in Zwei- oder sogar Dreiklassengesellschaften einteilt, ist unbestritten. Doch Katar hat hier Reformen auf den Weg gebracht. Ja, es hakt teilweise an der Umsetzung. Aber es tut sich etwas in der jungen Golfmonarchie.

Die Meinung in Deutschland bleibt jedoch einhellig: Die WM hätte nie an Katar vergeben werden dürfen. Darf das größte Sportereignis der Welt also nur noch in Demokratien westlichen Standards stattfinden? Wie viele Länder bleiben dann noch übrig? Ein paar europäische, nicht mal alle, man muss nur nach Ungarn und Polen blicken. Und was ist mit Italien, dort regieren gerade Postfaschisten? Oder mit den USA? Dort könnte Donald Trump die Wahl gewinnen, der Mann, der Hunderte Kinder illegaler Einwanderer von ihren Elterntrennte – und auch unter Joe Biden werden Tausende Minderjährige aus Lateinamerika unter inhumanen Bedingungen in Zelten festgehalten.

Nicht nur, dass sich dann im wahrsten Sinne des Wortes nur noch ein paar Länder die Bälle zuspielen würden. Die Frage, die man sich schon stellen muss: Warum gibt es bei der Debatte über Katar nur Gut und Böse? Man verkauft den Golfstaaten Fußballklubs und Waffen. Man will von diesen Ländern Öl und Gas, aber auf einmal nichts mit der WM zu tun haben?

Die Kritik in Europa an vielen Missständen im Gastgeberland Katar ist schon richtig – aber oft erscheint sie auch sehr selbstgerecht

Wem es wirklich um Menschenrechte geht, der hätte schon in Russland und bei den Olympischen Winterspielen in China nicht einschalten dürfen. Und wem es wirklich um Korruption geht, der hätte das auch bei der Austragung in Deutschland nicht tun dürfen. Rund um die Vergabe des Sommermärchens von 2006 floss offenkundig jede Menge schmutziges Geld. Jetzt werden einige argumentieren, dass man irgendwann ein Exempel statuieren muss. An der korrupten Fifa, dem ganzen Spiel hinter dem Spiel. Nach dem Motto: Besser spät als nie.

Doch was in der Debatte fehlt, ist die Anerkennung globaler, post-kolonialer Realitäten und die eigene Verantwortung darin: Es gibt 200 Millionen Wanderarbeiter, Hauptgründe für die Migration sind Korruption, fehlende Bildungschancen, Kriege, Klima. Katar schafft für einige dieser Menschen Arbeitsplätze. Es zerreißt einem das Herz, dass sie ihre Familien lange nicht sehen. Sie verbringen ihre besten Jahre im Ausland. Das ist brutal.

Aber was eben auch ein Teil der Wahrheit ist: Wenn diese Menschen eines Tages zurückkehren, und das tun die meisten, dann haben sie sich vielleicht ein kleines Haus, eine gute Schulbildung für ihre Kinder erarbeitet. Der Preis dafür war unfassbar hoch.

Aber in Europa interessiert das Schicksal von arbeitssuchenden Migranten nur, wenn es sich nicht vor der eigenen Haustür abspielt. Denn was unterscheidet den jungen Mann aus Nepal, der am Golf Geld verdienen will und muss, von dem jungen Mann aus Tunesien, der sich mit denselben Zielen

Wem es wirklich um Menschenrechte geht, der hätte schon in Russland und bei den Olympischen Winterspielen in China nicht einschalten dürfen.

nach Europa aufmacht – und im Mittelmeer stirbt? Fakt ist: Viele unserer »Arbeitsmigranten« kommen nie an – und wenn, dann dürfen sie oft jahrelang nicht arbeiten, sondern harren in Lagern in Polen oder Griechenland aus. Seit 2014 starben weit mehr Migranten im am besten überwachten Meer der Welt als auf allen Baustellen

Ein Gedankenspiel: Es sind nur noch wenige Tage bis zur Fußballweltmeisterschaft, nur findet sie nicht in Katar, sondern in Australien statt, das sich ebenfalls als Gastgeber beworben hatte. Also Kängurus statt Kamele, Demokratie statt Dynastie. Einige packen bereits ihre Koffer, wollten schon immer mal nach Down Under, andere sind sowieso schon backpacken, Mainstream nach dem Abi.

Was es in diesen Tagen wahrscheinlich aus dem Westen nicht gegeben hätte: Debatten über Menschenrechte oder gar Boykottaufrufe. Dabei starben zwischen Juli 2020 und Juni 2021 laut Amnesty 26 Indigene in Gewahrsam. Aborigines berichten auch 200 Jahre nach der Kolonisierung noch über Polizeigewalt und Chancenungleichheit. Das Land hat mehr Gesetze zur Terrorbekämpfung erlassen als jede andere westliche Demokratie, seit dem 11. September 2001 werden Asylbewerber de facto kriminalisiert, Australien hat Tausende Migranten in Internierungslager auf weit entfernte Inseln verbannt.

Ein Blick nach Mexiko, das WM-Gastgeberland 2026. Laut Amnesty sind dort schwerste Menschenrechtsverletzungen alltäglich, willkürliche Verhaftungen, sexualisierte Folter, Verschwindenlassen. Wird es 2026 Boykottaufrufe geben? Eher unwahrscheinlich. Die Mexikaner sind so freizügig wie wir, so lebensfroh, haben Fußballgeschichte, und man trinkt Tequila statt Tee.

Eins vornweg: Jeder Arbeiter, der beim Bau eines WM-Stadions in Katar ums Leben gekommen ist, ist einer zu viel. Dass das Kafala-Arbeitskräftesystem rassistisch ist und Menschen in Zwei- oder sogar Dreiklassengesellschaften einteilt, ist unbestritten. Doch Katar hat hier Reformen auf den Weg gebracht. Ja, es hakt teilweise an der Umsetzung. Aber es tut sich etwas in der jungen Golfmonarchie.

Die Meinung in Deutschland bleibt jedoch einhellig: Die WM hätte nie an Katar vergeben werden dürfen. Darf das größte Sportereignis der Welt also nur noch in Demokratien westlichen Standards stattfinden? Wie viele Länder bleiben dann noch übrig? Ein paar europäische, nicht mal alle, man muss nur nach Ungarn und Polen blicken. Und was ist mit Italien, dort regieren gerade Postfaschisten? Oder mit den USA? Dort könnte Donald Trump die Wahl gewinnen, der Mann, der Hunderte Kinder illegaler Einwanderer von ihren Eltern trennte – und auch unter Joe Biden werden Tausende Minderjährige aus Lateinamerika unter inhumanen Bedingungen in Zelten festgehalten.

Nicht nur, dass sich dann im wahrsten Sinne des Wortes nur noch ein paar Länder die Bälle zuspähen würden. Die Frage, die man sich schon stellen muss: Warum gibt es bei der Debatte über Katar nur Gut und Böse? Man verkauft den Golfstaaten Fußballklubs und Waffen. Man will von diesen Ländern Öl und Gas, aber auf einmal nichts mit der WM zu tun haben?

Wem es wirklich um Menschenrechte geht, der hätte schon in Russland und bei den Olympischen Winterspielen in China

nicht einschalten dürfen. Und wem es wirklich um Korruption geht, der hätte das auch bei der Austragung in Deutschland nicht tun dürfen. Rund um die Vergabe des Sommermärchens von 2006 floss offenkundig jede Menge schmutziges Geld. Jetzt werden einige argumentieren, dass man irgendwann ein Exempel statuieren muss. An der korrupten Fifa, dem ganzen Spiel hinter dem Spiel. Nach dem Motto: Besser spät als nie.

Doch was in der Debatte fehlt, ist die Anerkennung globaler, post-kolonialer Realitäten und die eigene Verantwortung darin: Es gibt 200 Millionen Wanderarbeiter, Hauptgründe für die Migration sind Korruption, fehlende Bildungschancen, Kriege, Klima. Katar schafft für einige dieser Menschen Arbeitsplätze. Es zerreißt einem das Herz, dass sie ihre Familien lange nicht sehen. Sie verbringen ihre besten Jahre im Ausland. Das ist brutal.

Aber was eben auch ein Teil der Wahrheit ist: Wenn diese Menschen eines Tages zurückkehren, und das tun die meisten, dann haben sie sich vielleicht ein kleines Haus, eine gute Schulbildung für ihre Kinder erarbeitet. Der Preis dafür war unfassbar hoch.

Aber in Europa interessiert das Schicksal von arbeitssuchenden Migranten nur, wenn es sich nicht vor der eigenen Haustür abspielt. Denn was unterscheidet den jungen Mann aus Nepal, der am Golf Geld verdienen will und muss, von dem jungen Mann aus Tunesien, der sich mit denselben Zielen

nach Europa aufmacht – und im Mittelmeer stirbt? Fakt ist: Viele unserer „Arbeitsmigranten“ kommen nie an – und wenn, dann dürfen sie oft jahrelang nicht arbeiten, sondern harren in Lagern in Polen oder Griechenland aus. Seit 2014 starben weit mehr Migranten im am besten überwachten Meer der Welt als auf allen Baustellen Katars zusammen: laut UNHCR 21500 Menschen. Doch das nimmt man hierzulande hin.

Das ist kein *Whataboutism*, kein Aufrechnen von Misständen gegeneinander. Das soll nur daran erinnern, dass menschenwürdiger Umgang mit Migranten in Europa keine Selbstverständlichkeit ist. Man soll Katar und alle Staaten, die Migranten beschäftigen, trotzdem an ihre Verantwortung erinnern und mehr Reformen einfordern. Aber Europa kann nicht seinen „Garten“ gegen den vermeintlich unzüchtigen „Dschungel“ abschotten, wie kürzlich der Hohe Vertreter der EU für Außen- und Sicherheitspolitik, Josep Borrell, sagte – und gleichzeitig mit dem Finger auf andere zeigen.

Dass die Boykottaufrufe ausgerechnet ein arabisch-muslimisches Land treffen, ist wohl auch kein Zufall. Denn Fußball, das bedeutet Bier, Feiern, westliches Kulturgut – was also hat Katar da verloren? Ein viel zu sonniger Wüstenstaat, der keine Fußballgeschichte hat und in dem man nicht mal sein Bierchen im Stadion trinken kann? Auch das könnte den ein oder anderen dazu bewegen, den Fernseher am 20. November ausgeschaltet zu lassen. Wenn man ganz ehrlich ist.

Die Kritik
in Europa
an vielen
Misständen
im Gastgeberland
Katar ist
schon richtig –
aber oft
erscheint sie
auch sehr
selbstgerecht

Katars zusammen: laut UNHCR 21500 Menschen. Doch das nimmt man hierzulande hin.

Das ist kein Whataboutism, kein Aufrechnen von Missständen gegeneinander. Das soll nur daran erinnern, dass menschenwürdiger Umgang mit Migranten in Europa keine Selbstverständlichkeit ist. Man soll Katar und alle Staaten, die Migranten beschäftigen, trotzdem an ihre Verantwortung erinnern und mehr Reformen einfordern. Aber Europa kann nicht seinen »Garten« gegen den vermeintlich unzivilisierten »Dschungel« abschotten, wie kürzlich der Hohe Vertreter der EU für Außen- und Sicherheitspolitik, Josep Borrell, sagte – und gleichzeitig mit dem Finger auf andere zeigen.

Dass die Boykottaufrufe ausgerechnet ein arabisch-muslimisches Land treffen, ist wohl auch kein Zufall. Denn Fußball, das bedeutet Bier, Feiern, westliches Kulturgut – was also hat Katar da verloren? Ein viel zu sonniger Wüstenstaat, der keine Fußballgeschichte hat und in dem man nicht mal sein Bierchen im Stadion trinken kann? Auch das könnte den ein oder anderen dazu bewegen, den Fernseher am 20. November ausgeschaltet zu lassen. Wenn man ganz ehrlich ist.

JOHANNES SCHNEIDER

Johannes Schneider, geboren 1984 in Bochum, aufgewachsen in Dortmund, studierte Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim und German Studies in St. Louis. Ab 2010 volontierte er beim »*Tagesspiegel*«, wo er an der Konzeption der Samstagsbeilage »Mehr Berlin« beteiligt war, die er von 2013 bis 2017 inhaltlich gestaltete. Nach einem Intermezzo beim »*Greenpeace Magazin*« ist er seit 2018 Redakteur bei *ZEIT ONLINE*, seit 2019 im Ressort Kultur. Daneben ist er mit dem Medienliedermacherduo »Bommi & Brummi« fester Teil der deutschen Reporter Slams.

Johannes Schneider ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Bloß keine Ausweglosigkeit«, erschienen am 30. November 2022 auf *Zeit online*.



Bloß keine Ausweg- losigkeit

Es gibt einen Konsens zwischen Klimaaktivistinnen, Realpolitikern und Leugnern des Klimawandels, die Katastrophe als beherrschbar darzustellen. Aus dem müssen wir raus.

Der Thüringer Wald ist in diesem Herbst ein kämpferischer Ort, zumindest dort, wo er eigentlich gar kein Wald mehr ist. Schilder hängen an stehen gelassenen Baumstümpfen

auf ansonsten leer gefegten Hochplateaus. Die Förster lassen die Wanderinnen nicht allein mit ihrem Schmerz an der Mondlandschaft überall dort, wo Monokulturen, Dürre und milde Winter dem Borkenkäfer leichtes Spiel beschert haben. »Wir Förster und Waldbesitzer geben diesen Wald nicht auf, sondern sorgen dafür, dass hier bald ein neuer klimastabiler Zukunftswald für unsere Enkel und Urenkel entsteht.« Das zeigt Wirkung: Schon schlimm alles, furchterregend gar, so gehen die Gespräche zwischen Rennsteig-Wanderern und Einheimischen abends in den Gaststuben. Aber in 20 Jahren, daran hegt niemand Zweifel, wird hier wieder Wald sein. Ein Umbruch, ja. Aber ein Untergang? Das kann doch gar nicht sein.

Damit ist im Kleinen gesagt, was auch im Großen die Aushandlungsebene der Klimakatastrophe ist. Das Pfeifen im toten Wald ist, was Klimabewegte, realpolitische Pragmatikerinnen und auch Klimawandelleugner weltweit eint und damit am ehesten globaler Common Sense ist: Alles (noch) machbar! Die Klimabewegung möchte bloß keine Ausweglosigkeit beschreiben und damit Hoffnungslosigkeit verbreiten, alle anderen wollen bloß nicht die katastrophalen Konsequenzen sogenannter Realpolitik und des »normalen« Lebens eingestehen. Für alle politischen, psychologischen und auch medialen Aushandlungsmodelle ist es essenziell, die schleichende Katastrophe erträglich zu halten, man würde sich ja sonst der Lächerlichkeit des eigenen Tuns und Unterlassens nur allzu schmerzlich bewusst. Wer aus diesem Konsens ausbricht, wird fast schon pathologisiert: »Sie sitzen hier mit 20. Sie müsstest optimistisch sein.« Diese Sätze, die der Talkmaster Markus Lanz am 9. November im ZDF zur Klimaaktivistin Carla Rochel sagte, haben Potenzial zu überdauern wie ein Gemälde in einem klimatisierten Depot in den Dolomiten.

Apokalypthik hat eben auch in der Apokalypse den Ruch des Unseriösen. Niemand möchte ein manischer Prediger sein, der am Rande des Marktplatzes auf einer Holzkiste steht und »Das Ende ist nah« krakeelt. Ebenso möchte niemand der Sektenführer sein, der am Tag nach dem vermeintlich prognostizierten Weltuntergang vor die Anhänger treten und den eigenen Irrtum eingestehen muss. Deshalb wird Dringlichkeit wohl dosiert: »Jedes Zehntel

Grad zählt« lautet mittlerweile das zentrale Wording von Klimabewegung und Klimawissenschaft. Weil mit dem absehbaren Scheitern des 1,5-Grad-Ziels nicht alles vorbei ist, was gleichzeitig nicht bedeutet, dass das Ziel komplett aus der Luft gegriffen ist. Doch ist es eben schwierig, so darüber zu reden, dass nicht alle in Untergangsmüdigkeit einfach abschalten. Bezeichnend dafür war auch die Nachberichterstattung zur Weltklimakonferenz in Ägypten: Das berühmte »geteilte Echo« klang allzu oft nach verzweifelter Selbstvergewisserung. Denn was ist schon ein (zweifellos begrüßenswerter) Klimafolgenfonds, der die Lasten der durch den Klimawandel ausgelösten Katastrophen gerechter verteilen will, wenn diese Lasten weiter aufgetürmt werden, weil die Emissionen nicht sinken? Um bei den gängigen Bildern zu bleiben: Das ist so, als ob man auf dem Weg zur Brandstiftung noch ein Feuerwehrauto sponsert.

Doch ist es eben schwierig, so darüber zu reden, dass nicht alle in Untergangsmüdigkeit einfach abschalten.

Zugleich zeigt sich hier eine Schwerpunktverschiebung der letzten Jahre: Musste sich der amerikanische Romancier Jonathan Franzen im Spätsommer 2019 noch aus der Klimabewegung als Defätist abkanzeln lassen, ist diese Klimabewegung ihm inzwischen mindestens nähergekommen. »Was wäre, wenn wir aufhören würden, uns etwas vorzumachen?«, hatte Franzen damals im *New Yorker* gefragt

und konstatiert: »Die Klimaapokalypse kommt. Um uns auf sie vorzubereiten, müssen wir zugeben, dass wir sie nicht verhindern können.« Damals zitierte auch Greta Thunberg einen Artikel der *Los Angeles Times*, der dazu aufforderte, Franzens Wir-sind-verloren-Attitüde zurückzuweisen. Heute passt Franzens Bestandsaufnahme in Teilen nur zu gut zu den sich stetig verschiebenden Horizonten dessen, worum es sich nun und noch zu kämpfen lohnt. Und passt auch nur zu gut zu dem, wohin sich der Diskurs schrittweise verschiebt: Klimafolgen gerechter verteilen. Verhindern, was geht, und herauszögern, was sich nicht verhindern lässt. Dann leben mit dem, was noch da und möglich ist. Auf dem Weg irgendwie anständig bleiben.

Hier klingt Franzen fast wie der heutige Klimaschutz-Mainstream: »Wenn kollektives Handeln nur einen verheerenden Hurrikan verhindern, nur ein paar zusätzliche Jahre relativer Stabilität bedingen würde, wäre das ein Ziel, das sich anzustreben lohnt.« Zugleich wäre es natürlich in beide Richtungen ungerecht, den resignierten Naturschützer Franzen und die Klimabewegung kurzzuschließen. Franzen geht es schließlich um die Frage, warum es ein Betrug am eigenen Hoffen ist, auf einen umfassenden Erfolg des Klimaschutzes zu zielen. Dabei beschreibt er die Klimaschützerinnen als Teil einer sich gegenseitig bedingenden Realitätsleugnungsquerfront mit rechten

Klimawandel

Bloß keine Ausweglosigkeit

Es gibt einen Konsens zwischen Klimaaktivistinnen, Realpolitikern und Leugnern des Klimawandels, die Katastrophe als beherrschbar darzustellen. Aus dem müssen wir raus.

Ein Essay von **Johannes Schneider**

30. November 2022, 19:00 Uhr / 591 Kommentare /



Der Wald wird schon wieder! Oder? © Sven Pförtner/dpa

Der Thüringer Wald ist in diesem Herbst ein kämpferischer Ort, zumindest dort, wo er eigentlich gar kein Wald mehr ist. Schilder hängen an stehen gelassenen Baumstümpfen auf ansonsten leer gefegten Hochplateaus. Die Förster lassen die Wanderinnen nicht allein mit ihrem Schmerz an der Mondlandschaft [<https://www.zeit.de/kultur/literatur/2020-08/klimawandel-folgen-psychischer-stress-solastalgia-landschaft-reisen>] überall dort, wo Monokulturen, Dürre und milde Winter dem Borkenkäfer leichtes Spiel beschert haben. "Wir Förster und Waldbesitzer geben diesen Wald nicht auf, sondern sorgen dafür, dass hier bald ein neuer klimastabiler Zukunftswald für unsere Enkel und Urenkel entsteht." Das zeigt Wirkung: Schon schlimm alles, furchterregend gar, so gehen die Gespräche zwischen Rennsteig-Wanderern und Einheimischen abends in den Gaststuben. Aber in 20 Jahren, daran hegt niemand

Klimawandelleugnern. Solange es letztere gibt, so geht in etwa der Gedanke, ist es völlig unmöglich, dass erstere in dieser diffusen Welt der widerstreitenden Interessen und fossilen Abhängigkeiten mit ihrer Forderung nach schmerzvoll vorausschauendem Handeln durchdringen. Die Klimaschützerinnen fragt Franzen: »Wenn Ihre Hoffnung für die Zukunft ein wild optimistisches Szenario voraussetzt, was tun Sie dann in zehn Jahren, wenn das Szenario selbst in der Theorie undurchführbar wird?« Ein Satz, der damals viele empört hat, ist da im Text schon lange gefallen: »Totaler Krieg gegen den Klimawandel ergab nur Sinn, solange er noch zu gewinnen war.« Wohl gemerkt in der Vergangenheitsform: *»All-out war on climate change made sense only as long as it was winnable.«*

Man kann natürlich immer fragen, wem mit Pessimismus gedient ist, und zu der einfachen Antwort kommen: dem Pessimisten allein. Zugleich drängt aber auch die Frage, ob dieser Pessimismus nicht eine freundliche Neubewertung verdient, wo der handlungsorientierte Optimismus an seine Grenzen gerät. Und das tut er ganz zweifellos. Polemisch ließe sich sagen: Der einzige Punkt, an dem Franzen irrte, ist der Zeitraum. Die Undurchführbarkeit aller konsensualen Klimaziele seit der Pariser Konferenz 2015 ist schließlich bereits drei Jahre nach Franzens Text höchst absehbar, und zwar nicht nur im katastrophalen gesellschaftlichen Klima der USA, aus dem heraus Franzen damals schrieb, sondern etwa auch in Deutschland: Wo in einer Akutkrise jeder Kubikmeter Gas wichtiger war als ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel, wo sich auch soziale Fragen nur zu leicht gegen Erfordernisse des Klimaschutzes ausspielen ließen, besteht ja eben überhaupt keine Hoffnung auf ernsthaften Klimaschutz in absehbarer Zukunft. Mit jeder hinzukommenden gesellschaftlichen Gegenkraft von rechts, links, oben und unten wird klarer: Dieser Kampf ist nicht zu gewinnen. Und wirklich jeder hat (oft tatsächlich gute) Gründe, ihn nicht zuerst in seiner Zeit und seinem Raum führen zu wollen.

Bis die nächste Akutkrise droht

Immer weiter auf eine irgendwie positive Kommunikation zu setzen, scheint vor diesem Hintergrund zumindest zweifelhaft. Die gewaltigen kommunikativen Erfolge in einzelnen Gesellschaften, auf die so gern verwiesen wird (auch um von Aktivisten demokratische Geduld und Mäßigung einzufordern), sind ja eben nichts wert, solange weltweit (und auch in diesen Gesellschaften) die Emissionen stabil bleiben oder gar steigen. Man stelle sich die üblichen Aushandlungsmuster beim Klima mal in Bezug auf andere Lebensbereiche vor: Bald werden Millionen Menschen ihren Job verlieren, es gäbe Mittel, das wenigstens für ein paar Zehntausend zu verhindern, wenn nicht sogar viele

mehr. Doch anstatt ernsthaft alles zu tun, damit möglichst viele Menschen vor der Armut gerettet werden, scheint es erst einmal zu genügen, dass das Thema in Politbarometer und Deutschlandtrend zeitweise hoch gehandelt wird. Zumindest, bis die nächste Akutkrise droht.

Das Beispiel zeigt nun einerseits, dass eine nicht optimistische Haltung unbedingt nicht zu verwechseln ist mit der Skrupellosigkeit des »Eh schon alles egal« und »Wir in Deutschland werden uns schon anpassen«. Es zählt ja wirklich jedes Zehntel Grad, wenn man das mit der unantastbaren Menschenwürde ernst nimmt. Zugleich gibt es keine Handlungsoption, zu der ausreichend viele Menschen sagen: Ja, das ergibt Sinn, wenn wir das hier und jetzt tun. Und das Bewusstsein für das Fehlen dieser realistischen Handlungsoption wächst in der Bevölkerung im Zweifel schneller als der Wille, einem moralischen Imperativ folgend alles in der eigenen Macht Stehende zu tun, allein weil es richtig ist. Wer in diesem Kontext glaubte, die Greifbarkeit der Katastrophe könnte ein Gamechanger sein, mag mal im Ahrtal oder eben im Thüringer Wald vorbeischaun. Dort wurde der Klimawandel längst als schicksalhafte Heimsuchung eingepreist, gegen die man sich individuell wappnen muss, psychisch und physisch, gegen die »wir als kleines Deutschland« aber eh nichts auszurichten vermögen.

Es wäre nun komplett falsch, wenn dieser Text ein irgendwie gutes Ende hätte. Wohl aber kann es etwas offener sein. Das wäre die erweiterte Franzen-Frage: Wenn die eigene Hoffnung an ihre Grenzen stößt, was macht man dann mit der Hoffnung der anderen? Zerstört man sie auch? Oder verstummt man nur selbst?

Falsch ist es gewiss nicht, die vielen falschen kleinen Hoffnungen zu nehmen, die sich zu einer großen zusammenwachsen. Dass es einen stabilen Wald für die kommenden instabilen Wetter geben kann, dass Deutschland sich kraft seiner Privilegien insgesamt halbwegs schmerzfrei durchwurschteln wird, dass Wachstumslogik, Klima- und Artenschutz absehbar in Einklang zu bringen sind: Bullshit bleibt Bullshit, auch wenn er konstitutiv für die Selbstwirksamkeitsillusion ganzer politischer Systeme und Öffentlichkeiten ist. Allein wächst aus der Zerstörung falscher Hoffnungen noch lange keine richtige.

Und doch ist das so was wie die letzte Hoffnung: dass es die falschen sind, die immer noch fälschlicherweise beruhigen. Die Welt ist nicht zu retten durch ein paar wackere Förster und grüne Start-ups, durch Wasserkraft und E-Fuels und weiß der Kuckuck noch alles, was erst groß beschworen und dann kleinlaut in Nischen verklappt wird. Und sich für jedes gescheiterte Ziel ein neues suchen, wodurch irgendwann das Zielehaben an sich völlig fadenscheinig wird,

Wer seine Ziele immer weiter anpasst, negiert die Bedeutung der alten und sät Zweifel an der Durchführbarkeit der neuen.

kann nicht endlos gut gehen. Oder genauer: Es geht schon längst immer schlechter.

Wer seine Ziele immer weiter anpasst, negiert die Bedeutung der alten und sät Zweifel an der Durchführbarkeit der neuen. Der signalisiert auch, dass Anpassung immer möglich ist. Zunächst der Ziele. Dann der Folgen. Dabei nicht mitzumachen, ist nicht zuletzt eine Kernaufgabe von Journalismus. »Sagen, was ist« bedeutet in diesem Fall: sich nicht an der all-

gemeinen Illusion von Aktivistinnen, Leugnern und Realpolitik beteiligen. Zentral wäre stattdessen, wie bei anderen Themen, der stets größte Zweifel auch an den besten Absichten, wodurch man natürlich in eine eher undankbare Chronistenrolle kommt: Nein, es reicht alles nicht, nicht ansatzweise, solange Zukunftstechnologien nur die zusätzlichen Bedürfnisse einer wachsenden Weltwirtschaft decken (und noch nicht einmal das).

Was ist die Alternative?

Aufmerksamkeitsökonomisch ist das ein Spiel mit dem Feuer. Das ist, grob zusammengefasst, die große Warnung der konstruktiven Klimakommunikation: Nimm den Menschen Hoffnung und Ziele, und es bleibt der kurz-sichtige Egoismus, es wächst auch die Verdrängung, überhaupt »deaktiviert« man die Menschen damit. Im schlimmsten Fall nehmen sie das Thema dann gar nicht mehr wahr, lesen und leben darüber hinweg und drum herum. Anzeichen gibt es längst.

Doch was ist die Alternative, die wir gerade erleben? Was, wenn das ständige Beschwören des Auswegs nur immer tiefer in die Ausweglosigkeit führt? Wer ein Problem immer nur mit einer vermeintlich passenden Lösung beschreibt, nährt zugleich den Glauben an sie. Er nährt auch den Glauben daran, dass sich jemand darum kümmert, in Politik, Forschung, Gesellschaft, auch Medien. Einem falschen Anschein aber gilt es grundsätzlich zu widersprechen, ganz abgesehen davon, dass auch wohlfeiler Optimismus – offensichtlich – deaktivieren kann.



JACOB SIMMANK

Jakob Simmank, geboren 1988, hat in Hamburg, Leipzig und Buenos Aires Medizin studiert. Kurze Auszeit von der Medizin: Studium der Moraltheorien und kognitiven Psychologie an der Queen's University Belfast 2011/12. Zwischen 2011 und 2017: Doktorarbeit über Entscheidungsfindungsprozesse bei Übergewichtigen am Max-Planck-Institut für Neurowissenschaften. Dazwischen: Freies Schreiben, unter anderem für *Die Zeit* und die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Seit Januar 2018 Redakteur im Ressort Wissen von *Zeit online*. Seit April 2021 Ressortleiter des neu gegründeten Ressorts Gesundheit. In den Corona-Jahren 2020 und 2021 wurde Jakob Simmank vom *Medium Magazin* zweimal unter die zehn besten Wissenschaftsjournalisten gewählt.



Jakob Simmank ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Zwei Jahre Corona – und wir haben so wenig verstanden«, erschienen am 15. März 2022 auf *Zeit online*.

Zwei Jahre Corona – und wir haben so wenig verstanden

Die Pandemie hat vieles offengelegt. Wie verletzlich wir sind, wie hilflos die Politik. Noch schlimmer aber: wie verzerrt unser Blick auf Gesundheit ist.

Ich beginne diesen Text während einer Zwangspause. Anfang Februar 2022 habe ich mich angesteckt. Während mein Körper von dem Virus geschwächt ist, das die Welt seit zwei Jahren lahmlegt, ruht meine Arbeit als Pandemie-Berichterstatter.

Ich pendle von Couch zu Bett und versuche, meine Frau nicht anzustecken. Wir schlafen in unterschiedlichen Zimmern, ich laufe mit Maske durch den Flur. Einmal, als ich duschen gehe, vergesse ich fast, sie auszuziehen. Das Virus beschäftigt meinen Körper, schenkt meinem Geist Ruhe und erlaubt mir, einen Schritt zurückzutreten.

Nach ein paar Tagen mit der Krankheit aber wird mir klar, dass ich mich als Wissenschaftsjournalist schon vor Monaten aus vielen Debatten zurückgezogen habe.

Die Corona-Nachrichten rauschen an mir vorbei. Christian Drosten soll den Ursprung der Pandemie verschleiert haben, lese ich. *Bild*-Journalisten fliegen nach Stockholm und trinken – Freedom Day! – Bier in einer Kneipe, so als ginge das nicht auch in Berlin. Statt einer sachlichen Auseinandersetzung mit der Corona-Politik werden, so scheint es mir, Skandale produziert. Es geht kaum um die Frage, auf die es eigentlich ankommt: Wie gehen wir mit einem Virus um, das noch auf Jahre Leid anrichten wird? Stattdessen drehen sich die Nachrichten um ungeschickt hingeworfene Zahlen des Gesundheitsministers (»Wieder bis zu 500 Tote pro Tag«).

Vor genau zwei Jahren beschlossen Bund und Länder den ersten Lockdown. Schon seit Monaten sind Fragen rund um Corona tagespolitische Fragen. Für einen Wissenschaftsjournalisten wie mich ist inzwischen in diesen Diskussionen nicht mehr viel zu holen.

Die Pandemie ist in den zwei Jahren zu einem Thema geworden, das polarisiert. Viele Bürgerinnen, Politiker und selbst Expertinnen haben sich in ihrem Lager eingerichtet. Die einen reden sich ein, dass Ansteckungen kein Problem mehr sind, weil in der Endemie alles gut sein wird. Die anderen fordern, jeden Fall von Long Covid und jeden Corona-Toten zu verhindern, koste es, was es wolle. Auf Twitter werde ich inzwischen von beiden Seiten attackiert.

Es stört mich nicht, dass diese Pandemie politisiert wird. Es ist eigentlich genau richtig. Die Wissenschaft hat geliefert, etwa Tests und Impfstoffe, die erstaunlich gut vor schwerer Krankheit schützen, aber auch Wissen darüber, wie Corona übertragen wird. Mit diesem Wissen und diesen Werkzeugen muss nun Politik gemacht werden. Es müssen schwere Fragen beantwortet werden, wie: Wie viele Tote nehmen wir in Kauf, um individuelle Freiheiten zuzulassen? Und ist eine Impfpflicht gerechtfertigt?

Was mich aber stört, ist die Schnappatmung der Tagespolitik. Dass im Lärm und der Reflexartigkeit der Diskurse die essenziellen Fragen verloren zu gehen scheinen. Allem voran die Frage, wie wir denn auf lange Frist mit diesem Erreger umgehen wollen.

Ich muss an ein Interview denken, das ich vor einem Jahr mit dem Medizinhistoriker Mark Honigsbaum geführt

habe. Honigsbaum hat über die Spanische Grippe geschrieben und die Aids-Pandemie, über Zika und die Affenpocken. Honigsbaum ist der Chronist der Pandemien des 20. Jahrhunderts. Ihm geht es nicht um Medizin allein, sondern immer darum, wie ein Virus eine Gesellschaft verändert, auf die es trifft.

In unserem Gespräch traf Honigsbaum eine begriffliche Unterscheidung, an die ich seitdem oft denken muss: zwischen Notfall und Krise. Nach Notfällen könnten Gesellschaften meist schnell wieder zum alten Normalzustand zurückkehren, sagte er. Der Ebola-Ausbruch 2014/15 in Westafrika sei für die Welt ein solcher Notfall gewesen. Damals breitete sich das Ebola-Virus erstmals massiv über Ländergrenzen aus, noch dazu in einer Region mit denkbar schwachen Gesundheitssystemen. Mehr als zehntausend Menschen starben, aber als die Welt – zu spät – entschieden eingriff, konnte die Situation unter Kontrolle gebracht werden (*The Lancet*: Moon et al., 2015).

Krisen hingegen »verlangen von uns, dass wir Normalität neu definieren und mit der Vergangenheit brechen«, sagte mir Honigsbaum. Und Covid-19, da war sich Honigsbaum sicher, sei kein Notfall. Sondern eine Krise auf allen Ebenen: der medizinischen, der sozialen, der politischen, der kulturellen und der ökonomischen.

In anderen Worten: Sehr vieles wird nach Corona anders sein als vorher.

Ich glaube, Honigsbaum hat recht. Wenn der Ebola-Ausbruch dem Bruch eines einzelnen Dammes im Kampf gegen epidemische Erreger glich, dann ist die Covid-19-Pandemie ein Anstieg des Meeresspiegels. Überall auf der Welt wurden die Dämme überspült. Es reicht also nicht, neue Dämme zu bauen. Wir

**Was mich aber stört,
ist die Schnappatmung
der Tagespolitik.
Dass im Lärm und der
Reflexartigkeit der
Diskurse die essen-
ziellen Fragen verloren
zu gehen scheinen.**

Ein Essay von **Jakob Simmank**

15. März 2022, 20:09 Uhr / 197 Kommentare /

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN

Dieser Artikel stammt aus unserem Ressort X. Alle Texte und Schwerpunkte des Ressorts finden Sie hier [<https://www.zeit.de/x/index>].

Ich beginne diesen Text während einer Zwangspause. Anfang Februar 2022 habe ich mich angesteckt. Während mein Körper von dem Virus geschwächt ist, das die Welt seit zwei Jahren lahmlegt, ruht meine Arbeit als Pandemie-Berichterstatter.

Ich pendle von Couch zu Bett und versuche, meine Frau nicht anzustecken. Wir schlafen in unterschiedlichen Zimmern, ich laufe mit Maske durch den Flur. Einmal, als ich duschen gehe, vergesse ich fast, sie ausziehen. Das Virus beschäftigt meinen Körper, schenkt meinem Geist Ruhe und erlaubt mir, einen Schritt zurückzutreten.

Nach ein paar Tagen mit der Krankheit aber wird mir klar, dass ich mich als Wissenschaftsjournalist schon vor Monaten aus vielen Debatten zurückgezogen habe.

Die Corona-Nachrichten rauschen an mir vorbei. Christian Drosten soll den Ursprung der Pandemie verschleiert haben, lese ich. *Bild*-Journalisten fliegen nach Stockholm und trinken – Freedom Day! – Bier in einer Kneipe, so als ginge das nicht auch in Berlin. Statt einer sachlichen Auseinandersetzung mit der Corona-Politik werden, so scheint es mir, Skandale produziert. Es geht kaum um die Frage, auf die es eigentlich ankommt: Wie gehen wir mit einem Virus um, das noch auf Jahre Leid anrichten wird? Stattdessen drehen sich die Nachrichten um ungeschickt hingeworfene Zahlen des Gesundheitsministers ("Wieder bis zu 500 Tote pro Tag").

Vor genau zwei Jahren beschlossen Bund und Länder den ersten Lockdown. Schon seit Monaten sind Fragen rund um Corona tagespolitische Fragen. Für einen Wissenschaftsjournalisten wie mich ist inzwischen in diesen Diskussionen nicht mehr viel zu holen.

Die Pandemie ist in den zwei Jahren zu einem Thema geworden, das polarisiert. Viele Bürgerinnen, Politiker und selbst Expertinnen haben sich in ihrem Lager eingerichtet.

müssen ganz neu über Hochwasserschutz nachdenken. Die Corona-Pandemie ist kein Notfall, den wir einfach hinter uns lassen können. Stattdessen sollten wir versuchen, zu verstehen, was uns diese Pandemie lehren kann. Was wir in Zukunft anders machen sollten.

Tatsächlich gibt es so viele Baustellen, dass man gar nicht weiß, wo man anfangen soll. Man könnte damit beginnen, dass wir auch zwei Jahre nach dem Ausbruch der Pandemie viel schlechtere Daten haben als etwa Großbritannien. Wir haben bis heute keine repräsentative Stichprobenstudie, die uns ein akkurates Bild über die Infektionslage liefert. Und wir können nicht in Echtzeit sagen, wie viele Menschen mit oder wegen Corona ins Krankenhaus kommen. Man könnte auch aufzählen, dass es den größten Teil der Pandemie über keine einheitlichen Regeln gab, keine systematische wissenschaftliche Politikberatung – und die kleinsten Dinge (»Dürfen Kosmetikerinnen jetzt wieder aufmachen?«)aufhöchsterpolitischerEbene, beider Ministerpräsidentenkonferenz, entschieden wurden, was furchtbar ineffizient war.

Aber genau das möchte ich nicht. Denn eine endlose Liste an Versäumnissen zu erstellen, hieße, die Corona-Pandemie wie einen Notfall zu behandeln und nicht wie die grundlegende Krise, die sie ist.

Stattdessen will ich zeigen, dass die Corona-Krise offenbart hat, wie verzerrt unser Blick auf Gesundheit ist. Wir begreifen Gesundheit als Privatsache und verlieren dabei aus dem Blick, wie sehr es die Gesellschaft ist, die die Bedingungen schafft, unter denen Menschen gesund sind oder krank werden. Das macht uns auch blind dafür, wie sehr Einkommen und sozialer Status sich darauf auswirken, ob Menschen gesund oder krank sind – in einer Pandemie und darüber hinaus. Und schließlich hat die Corona-Krise uns auch gezeigt, wie sehr es eine Gemeinschaftsaufgabe ist, das Wissen zu schaffen, das uns hilft, Gesundheitskrisen zu bewältigen.

Wenn Individualmedizin an ihre Grenzen stößt

Im Januar 2020, Stunden bevor der erste deutsche Corona-Fall aus Oberbayern gemeldet wurde, sechs Wochen bevor Deutschland in den Lockdown ging, telefonierte ich mit dem Vizepräsidenten des Robert Koch-Instituts, Lars Schaade. Deutschland sei gut auf das neue Coronavirus vorbereitet, sagte er. Es gebe

Tatsächlich gibt es so viele Baustellen, dass man gar nicht weiß, wo man anfangen soll.

Pandemiepläne, Tests stünden bereit, die wichtigsten Stellen seien miteinander in Kontakt, die Meldeketten klar.

Ich bin mir im Rückblick sicher, dass Lars Schaade nicht versuchte, zu beschwichtigen. Er glaubte, was er sagte. Und ich wollte ihm glauben. Schaade kannte genau wie ich

wissenschaftliche Indizes, die Ländern wie Deutschland und den USA bescheinigten, gut auf Epidemien und Pandemien vorbereitet zu sein.

Und in gewisser Weise behielt Schaade recht. Um auf Honigsbaums Unterscheidung zurückzukommen: Auf einen Notfall war Deutschland, wie übrigens weite Teile der Welt, gut vorbereitet. Es gelang, den ersten Corona-Ausbruch beim Automobilzulieferer Webasto binnen Tagen einzudämmen. Die Gesundheitsämter machten Kontaktpersonen rasend schnell ausfindig, Labore werteten Tests binnen weniger Stunden aus, Patienten wurden isoliert und behandelt. Die ersten Infektionsketten in Deutschland waren gebrochen.

Doch schon einen Monat später war die Lage eine andere. Mit den Menschen, die infiziert aus dem Skiurlaub zurückkamen und Karneval feierten, begann die unkontrollierte Ausbreitung des Virus. Die Krise, die bis heute geblieben ist. Und auf die war Deutschland im März 2020 nicht vorbereitet.

Über weite Teile der Pandemie waren viele Gesundheitsämter überfordert. Sie kümmerten sich fast ausschließlich um die Kontaktnachverfolgung. Sie brachen unter einer Flut neuer Fälle zusammen. Sie kamen gar nicht zu Aufgaben, die in der Pandemie wichtig gewesen wären: Sie untersuchten keine Schulkinder, sie prüften keine Hygiene- oder Lebensbedingungen in Pflegeheimen. Sie gingen nicht direkt zu denen, die eine Aufklärung über Corona – und später die Impfung – besonders nötig hatten, beispielsweise nicht deutschsprachige, ärmere Menschen.

Die Pandemie ist ein perfektes Beispiel dafür, was passiert, wenn die Individualmedizin an ihre Grenzen stößt. Ob Menschen gesund sind oder krank, hängt davon ab, ob sie beim Arzt möglichst schnell die richtige Behandlung bekommen. Genauso stark aber wirkt sich aus, wie ihre Umwelt sich auf ihre Gesundheit auswirkt.

Man kann sich die deutsche Gesellschaft in der Pandemie wie einen einzelnen Patienten vorstellen. Wenn dieser Patient mit einem gefährlichen Virus konfrontiert ist, geht es nicht nur darum, ob er bei einem schweren Verlauf die richtigen Medikamente bekommt und bei einem sehr schweren Verlauf einen Platz auf der Intensivstation. Es geht auch darum, wie dieser Mensch lebt: Kann er in seinem Alltag Abstand zu anderen Menschen halten? Hat er gute Informationen über die Impfung bekommen – oder wurde er Opfer von falschen Informationen? Versteht er die Sprache, in der wir über die Pandemie sprechen?

Natürlich erinnere ich mich auch an die Welle der Solidarität, die in den ersten Wochen Deutschland erfasste. An das Klatschen für die Pflegekräfte auf den Balkonen. Den unbedingten Willen der meisten Menschen, nicht nur sich selbst zu schützen, sondern auch Fremde und ihre Liebsten, die sie nicht anstecken wollten.



Viele haben sich das über die zwei Jahre bewahrt: die Fürsorge für andere, das Verständnis für die x-te Absage wegen eines dezenten Halskratzens, das Ringen um sichere Weihnachten, das Zuhausebleiben um der anderen willen – das war und ist eine stille, freiwillige, gewaltige kollektive Leistung.

Sie beruhte auf der Erkenntnis, dass das eigene Verhalten im Falle Coronas gesundheitliche Konsequenzen für andere haben kann. Der Großteil der Corona-Maßnahmen – von der Kontaktnachverfolgung über Maskentragen bis hin zum Selbsttesten – folgte zwar einer Public-Health-Logik: Es ging weniger um den einzelnen und mehr um die Gesundheit aller.

Doch dabei blieb es. Obwohl es auf der Hand lag, gingen die meisten Menschen den gedanklich nächsten Schritt nicht: Dass unsere Umwelt entscheidend darüber mitbestimmt, wie krank oder gesund wir sind. Und auch die Medizin in Deutschland tut sich bis heute damit schwer. Dabei gibt es unzählige wissenschaftliche Studien, die das seit Jahrzehnten belegen.

Nehmen wir als Beispiel einen starken Risikofaktor für einen schweren Covid-Verlauf: schweres Übergewicht. Übergewicht entsteht, wenn Menschen – mit einer Veranlagung dafür – sich schlecht ernähren und zu wenig bewegen. Global steigt der Anteil übergewichtiger Menschen erst seit einigen Jahrzehnten. In den USA gehen die Adipositas-Kurven seit den Siebzigern steil nach oben. Genau zu dem Zeitpunkt, als sich das, was Wissenschaftler Essensumwelt nennen, drastisch veränderte: Die Zahl der Restaurants und Fast-Food-Läden nahm zu, kleine Nachbarschaftssupermärkte, sogenannte Convenience Stores, oft vollgestopft mit Süßigkeiten, Chips und Fertigprodukten, setzten sich durch (zum Beispiel *Obesity Research*: Jeffery & Utter, 2003).

Diese Essensumwelt und die hohe Rate an Übergewicht und anderen Zivilisationskrankheiten in den Vereinigten Staaten dürfte dazu beigetragen haben, dass dort mehr Menschen in der Pandemie starben als in jedem anderen entwickelten Land. Das gilt auch für Kinder. In den Vereinigten Staaten sind fast 20 Prozent der Kinder adipös, also schwer übergewichtig, in Deutschland liegt die Rate im mittleren einstelligen Prozentbereich.

Es ist aber nicht allein die Essensumwelt. Wer sich eine Wohnung in zentraler Stadtlage nicht leisten kann, muss den Stress des langen Pendelns ertragen. Wer einen sicheren Fahrradweg zur Arbeit hat, bewegt sich mehr und lebt gesünder. Auch, ob man einen Arzt in seiner Nähe hat oder weit fahren muss, spielt eine Rolle. In der Pandemie berichteten viele Klinikärzte, dass kritisch kranke Patienten zu spät Hilfe gesucht haben – das dürfte ihre Überlebenschance verschlechtert haben.

In ärmeren Vierteln und auf dem Land kommen mehr Einwohner auf einen Arzt als in reichen Gegenden. Dabei sind es oft die ärmeren Patientinnen und Patienten, die kränker sind und deshalb häufiger zum Arzt müssten.

All das zeigt: Gesundheit ist etwas, das wir als Gesellschaft formen. Politische Entscheidungen, betreffen sie nun Stadtplanung oder Schulessen, können Menschen gesünder machen – oder kränker.

Medizin muss bedeuten, Menschen zu helfen, gesund zu leben und Krankheiten vorzubeugen. Es geht um die richtige Ansprache. Es geht um Stadtteilmedizin und einen klaren Blick für Lebensumstände. Es geht auch um Vorsorgeangebote, die sich wirklich an alle Versicherten der gesetzlichen Krankenkassen richten und – Stichwort Yoga – nicht allein an diejenigen, die sowieso schon gesünder sind als der Durchschnitt der Bevölkerung.

Auf der Hamburger Veddel leben sie 15 Jahre kürzer

Erstaunlich glimpflich war Deutschland durch die erste Welle der Pandemie gekommen. Stolz und Hoffnung hatten sich breitgemacht. Der Sommer war gekommen und mit ihm die ersten Rückschläge. Im Juni 2020 erlebte Deutschland einen seiner bisher größten Corona-Ausbrüche. Binnen Tagen steckten sich mehrere Hundert Arbeiter beim Fleischkonzern Tönnies an, die Bundeswehr schickte Sanitätssoldaten, um die Unterkünfte der Leiharbeiter herum wurden Bauzäune aufgebaut, im Landkreis Gütersloh schlossen wieder Kitas und Schulen.

Es gibt Videos aus den Schlachtfabriken von Tönnies: offizielle und nicht offizielle. In den offiziellen stehen Menschen, die Masken über Mund und Nase, mit reichlich Abstand zueinander am Fließband und zerschneiden Schweinehälften. In einem inoffiziellen Video, das ein Arbeiter mit seinem Smartphone aufnahm, sieht man Hunderte Arbeiter bei der Mittagspause an langen Tischen, das Geschirr klirrt, über den Lärm wird hinweg geschrien.

Ob das Video, wie der Konzern behauptet, aus dem März 2020 stammt, bevor die Corona-Maßnahmen in Kraft traten, oder kurz vor dem Ausbruch aufgenommen wurde, ist nicht entscheidend. Es ist vollkommen klar, unter welch schlechten Bedingungen Arbeiter in der Fleischindustrie, oft Leiharbeiter aus Rumänien, arbeiten und leben: Sie schlafen auf engstem Raum, in teils baufälligen und schimmeligen Häusern. Es sind perfekte Bedingungen für ansteckende Krankheiten.

Wer über die gesellschaftliche Dimension der Gesundheit nachdenkt, landet schnell bei sozialen Fragen. Ob es in einem Pflegeheim genügend und ausgebildetes Personal gab, dürfte in vielen Fällen mit darüber entschieden haben, wie viele der Bewohner sich mit Corona ansteckten und verstarben. Und wer es sich nicht leisten konnte, auf der Arbeit zu fehlen, etwa aus Angst vor Kündigung, ging auch mit Halsschmerzen arbeiten – und steckte im Zweifel seine Kolleginnen an.

Schon früh zeigten Analysen aus den USA und Großbritannien, dass ungebildete und ärmere Menschen – ob nun Langzeitarbeitslose oder essenzielle Arbeitskräfte, zu denen auch die Tönnies-Mitarbeiter gehörten – häufiger und schwerer an Covid-19 erkrankten (schon bei der Spanischen Grippe vor 100 Jahren starben ärmere Menschen häufiger, zum Beispiel *American Journal of Epidemiology*: Bengtsson et al., 2018). Sie litten gesundheitlich wohl auch stärker unter den Maßnahmen.

Die Annahme, dass vor dem Virus alle gleich sind, sagte sich schön dahin, sie war aber ganz offensichtlich falsch.

Die Pandemie wies auf eine fundamentale Ungerechtigkeit unserer Gesellschaft hin: Wer Geld hat, lebt im Schnitt länger – viel länger. Ein Papier des RKI aus dem Jahre 2019, das auf Daten des Sozio-oekonomischen Panels fußt, schlüsselt das gut auf. Ein Mann, der weniger als 900 Euro Einkommen hat, lebt im Schnitt 8,6 Jahre kürzer als einer, der mehr als 2.250 Euro verdient. Bei Frauen beträgt der Unterschied 4,4 Jahre (*Journal of Health Monitoring*: Lampert et al., 2019). Die Wissenschaftler schrieben außerdem, »dass die sozialen Unterschiede in der Lebenserwartung über die letzten 25 Jahre relativ stabil geblieben sind«. Manches deutete sogar darauf hin, dass die Unterschiede größer geworden seien.

In deutschen Großstädten sind die Unterschiede noch ausgeprägter. Daten der AOK zeigen etwa, dass Menschen, die auf der armen und stark migrantisch geprägten Hamburger Veddel wohnen, 15 Jahre kürzer leben als Bewohner des reichen Poppenbüttel. Wie genau diese Unterschiede zustande kommen, wie also der Sozialstatus auf Krankheit und Lebenserwartung wirkt, ist Gegenstand einer ganzen Forschungsrichtung. Man spricht etwas sperrig von den »sozialen Determinanten von Gesundheit«.

Die Erkenntnisse aber stehen in einem krassen Kontrast zur Aufmerksamkeit, die dieses Thema bekommt. Wer Wahlprogramme liest, muss feststellen, dass die elementarste Form der Ungleichheit – wer überlebt, wer stirbt? – kaum benannt wird.

Wer hat die besten Chancen, alt zu werden? Das ist keine Frage für deutsche Wahlkämpfe. Dabei ist den Deutschen Gesundheit im Zweifel wichtiger als Familie und beruflicher Erfolg.

Daten aus den USA zeigen, dass Schwarze und Latinos deutlich häufiger an Corona sterben. Aus Deutschland gibt es keine Daten dazu, wie Corona bei Menschen mit Migrationsgeschichte verläuft. Sie zu erheben, sei auch gar nicht möglich, erklärte Gesundheitsminister Jens Spahn 2021.

Überhaupt finden viele, etwa das ZDF, die Debatte über Corona und Migrationshintergrund »heikel«. Vielleicht aus der Angst davor, dass Rechte die Debatte für ihre rassistische Agenda nutzen (was etwa Erika Steinbach auch tat).

Aber ist die Debatte wirklich so heikel?

Zumindest zur Impfquote und -bereitschaft gibt es einige Anhaltspunkte. So erzählten mir im vergangenen halben Jahr mehrere Klinikärzte, dass sie den Eindruck hätten, Migranten seien seltener gegen Corona geimpft.

Eine mehrsprachige Befragung des RKI, die vor Kurzem erschien, deutet in die gleiche Richtung: Zwar gibt es nicht den einen Migranten, zu divers sind die verschiedenen Milieus. Trotzdem zeigt sich: Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland haben eine etwas geringere Impfquote. Der Unterschied aber lässt sich fast vollständig durch zwei Dinge erklären: erstens durch eine Sprachbarriere. So sind vor allem Menschen, die nicht Deutsch sprechen, seltener geimpft. Und zweitens durch Faktoren wie Bildung und Einkommen.

Am Ende landet man eben doch wieder bei sozialen Fragen. Und die bleiben ungelöst. Als Nico Dragano, der an der Uni Düsseldorf zu genau dem Thema forscht, im Juni vergangenen Jahres vom Gesundheitsausschuss befragt wurde, sagte er: Seines Wissens gebe es keine groß angelegte Strategie, um der »gesundheitlichen Chancengleichheit« näher zu kommen.

Ein einmaliger Akt des Wissenserwerbs

Je länger diese Pandemie sich hinzog, desto mehr vermeintliche Experten schuf sie. Wenn ich heute durch meine Twitter-Timeline scrollte, springen sie mir entgegen, die podcasttrainierten Pseudovirologen, Hobbyepidemiologen, Freizeitbiostatistiker und Public-Health-Quereinsteiger, die Studien posten und analysieren, über Virusanzuchttechniken schreiben und sich erstaunlich breitbeinig zur Virusevolution äußern (einem wirklich, wirklich komplexen Thema).

An manchen Tagen fühle ich mich von Besserwissern umzingelt. Es ist kein Heer, weil die Menschen nicht zusammenstehen, weil jeder selbst am besten Bescheid weiß, weil da wenig Platz ist für Kameraderie. Jeder kämpft für sich allein. In der Pandemie ist nicht nur Gesundheit zur Privatsache geworden, sondern anscheinend auch der Prozess, wie man zu wissenschaftlichen Urteilen kommt.

Und das ist ein großer Fehler.

Spulen wir noch einmal zwei Jahre zurück: Am Anfang der Pandemie stand ein einmaliger Akt des Wissenserwerbs. Von PCR-Tests über den R-Wert: Millionen Deutsche lernten binnen Wochen, am Abendbrottisch über Virologie und Epidemiologie zu sprechen. Einerseits war das ein emanzipatorischer Akt. Denn so wie kaum jemals zuvor mussten sich Experten und Regierung vor einer informierten Öffentlichkeit rechtfertigen. Nur ein Beispiel: Gesundheitsminister Karl Lauterbach wird auf Twitter regelmäßig darauf aufmerksam

gemacht, wenn er mal wieder eine Studie geteilt hat, ihren Inhalt aber falsch oder schräg dargestellt hat.

Irgendwann aber schlug diese Ermächtigung um. Menschen begannen, »sich selbst ein Bild zu machen«, was oft genug einfach daraus bestand, sich Evidenzschnipsel aus dem Netz zusammenzusuchen und zu einem, nun ja, seltsamen Bild zusammenzusetzen. Es entstanden Tausende Baukastenpandemiewelten, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben.

Ich muss hier, weil ich sonst falsch verstanden werde, eine wichtige Unterscheidung machen. Wir leben nicht in einer Expertokratie. Kein Experte darf sich anmaßen, besser als wir selbst zu wissen, was gut für uns ist. In einer Demokratie soll sich jeder äußern können. Ich verstehe wenig von Mietpreispolitik, trotzdem habe ich eine Meinung zum Mietendeckel. Eine Demokratie lebt davon, dass jeder, egal wie klug oder dumm, eine Meinung haben darf. Etwas technischer ausgedrückt: ein Werturteil. Das gilt für Professoren genau wie Analphabeten – und auch für eine Pandemie, natürlich.

Es ist legitim, die große Abwägung dieser Pandemie, die zwischen Freiheit und Sicherheit, anders zu treffen als die Mehrheit dieses Landes. Man darf der Meinung sein, dass wir viel weniger Maßnahmen gegen das Virus hätten ergreifen sollen, weil die individuelle Freiheit der vielen schwerer wiegt als der Schutz vulnerabler Menschen (man darf diese Meinung, so wie ich, aber auch für sozialdarwinistisch halten).

Es geht mir also nicht darum, Menschen dafür zu kritisieren, dass sie Werturteile vornehmen. Meine Kritik ist eine andere: Zu viele Menschen überschätzen ihre Fähigkeit, nur durch sich selbst, ganz allein, zu einem treffenden Sachurteil zu kommen. Etwa selbst einschätzen zu können, wie die Chancen stehen, dass neue Virusvarianten gefährlicher sind als Omikron.

Viele der neugeborenen Experten haben nicht verstanden, dass in der heutigen Welt nicht mehr jeder alles wissen kann. Anders als vielleicht noch vor zweihundert Jahren, als Goethe sich als Universalgelehrter mit Botanik, Anatomie und Physik beschäftigte, kann es heute niemanden mehr geben, der das Wissen und die Methoden der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen wirklich durchdrungen hat, die man zur Bewältigung einer Pandemie braucht.

Wissenschaft ist extrem arbeitsteilig geworden, die meisten Wissenschaftler sind hyperspezialisiert. Wissen ist ein Gemeinschaftsprodukt, die Summe der Arbeit vieler einzelner Menschen. Das zu akzeptieren, heißt zu verstehen, dass es in der Arena der Wissensgesellschaft ausnahmslos nur bescheidene Plätze gibt.

Natürlich fällt das vielen schwer: normalen Bürgern, den sogenannten Selbst- oder Querdenkern. Aber auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler tun sich bisweilen schwer damit, die Grenzen ihrer eigenen Kompetenzen

zu akzeptieren. Immer wieder haben auch Experten jenseits ihres Fachgebiets zu forschen, zu sprechen und zu urteilen begonnen – und dabei Fehler begangen, etwa weil sie sich methodisch auf dünnem Eis bewegten. Etwas, das der Philosoph Nathan Ballantyne treffend »*epistemic trespassing*«, epistemische Übergriffigkeit, nennt.

Nun dürfen all diese Überlegungen nicht dazu führen, dass niemand, der nicht selbst ein absoluter Experte ist, mehr kritisieren und urteilen darf. Was also ist ein guter Mittelweg?

Eigentlich lieben wir doch Fachmänner

Im Herbst vergangenen Jahres fiel mir ein Büchlein in die Hand, das hilft. *Mutig denken* heißt es, geschrieben hat es die Philosophin Marie-Luisa Frick. Sie problematisiert nicht das Selbstdenken per se, sondern seine Heroisierung.

Selbstdenken sei zweischneidig, schreibt Frick – und nicht per se aufgeklärt. Der »Imperativ ›Denke selbst‹ geht ins Leere, es sei denn, er fordert die Haltung selbst-reflexiven Denkens ein«. Selbstdenken muss immer mit Selbstreflexion verbunden sein: Welche Kompetenzen und Kenntnisse habe ich, um gewisse Dinge zu verstehen? Und welche Beschränkungen, wenn es darum geht, etwas zu Ende zu denken? Um bestimmte Formen der Erkenntnis aus dem Ozean des Wissens (und der Unmenge an offen zugänglichen Quellen und Daten) zu schöpfen, braucht man die richtigen Werkzeuge.

Auch wenn sie dabei nicht allein ist, so ist die Querdenken-Bewegung doch das perfekte Beispiel für eine Gruppe, die genau das nicht tut. Viele der Querdenker sehen sich selbst als aufgeklärte Bürger, die anders als der Rest der Bevölkerung selbst denkt (und nicht schläft). Während man über ihre Werturteile durchaus streiten kann, kommen sie offensichtlich zu völlig falschen Sachurteilen (die wiederum wahrscheinlich von ihren Werturteilen geformt sind, was man in der Psychologie *motivated cognition* oder *reasoning* nennt).

Sie können nur zu Urteilen wie »Corona ist nur für ganz alte Menschen gefährlich!« oder »Wir haben diese Pandemie herbeigetestet!« kommen, weil ihnen die Selbstreflexion und damit auch das Eingeständnis ihrer beschränkten Urteilskraft fehlt.

Zu glauben, alles wissen zu können, ist nicht heroisch, sondern arrogant. Selbstdenken braucht Demut. So kommen wir in unserer überkomplexen Gesellschaft doch andauernd an die Grenzen dessen, was wir verstehen können. Wenn wir eine Autopanne haben, vertrauen wir dem ADAC oder der nächsten Werkstatt und die wenigsten Patientinnen und Patienten wollen die Kernspinaufnahmen ihres Rückens nach dem Radiologen noch einmal selbst befunden. Eigentlich lieben die Deutschen doch echte Fachmänner.

Und doch fällt es so vielen gerade in der Pandemie schwer, zu akzeptieren, dass ihre Einblicke beschränkt sind. Warum nur? Liegt es an dem flächendeckenden Corona-Halbwissen? Immerhin ist es oft Halbwissen, das Menschen zur gefährlichen Selbstüberschätzung verleitet. Oder ist es die Reaktion darauf, dass manche Maßnahmen die – so verhasste – Aura der Alternativlosigkeit umwehte und dass auch mancher Experte aus Wertdebatten Sachdebatten machte?

Ganz gewiss leben wir in einer Welt, die Selbstdarstellung, Individualität und Authentizität verlangt und belohnt. Und vorzugeben, alles besser zu wissen, ist eben auch eine Form des Umgangs mit der Ohnmacht, die die Überkomplexität der Welt und eben auch die Corona-Pandemie mit sich bringt. Nur ist das eben dysfunktional und führt, wie bei den Querdenkern zu beobachten, geradewegs zu Verschwörungserzählungen. Auch sie versprechen Halt – in einer vermeintlich haltlosen Welt.

Dabei kann auch die Demut vor dem eigenen Nichtwissen geradewegs ins Vertrauen in die Kompetenzen anderer führen. Es ist dieses Vertrauen, das uns Halt gibt und uns einen Umgang mit dieser Pandemie ermöglicht. (Interessanterweise sind in Ländern, in denen sich die Menschen vertrauen und es genug Impfstoff gibt, auch mehr Menschen geimpft, *The Lancet*: Bollyky et al., 2022). Und es liegt Trost darin, anzuerkennen, dass jeder für sich diese Pandemie – und überhaupt die Komplexität unserer Wissensgesellschaft – nur sehr bedingt durchdringen kann.

Auch das Verstehen und das Sprechen über diese Pandemie ist eine kollektive und gesellschaftliche Aufgabe.

Und hier schließt sich der Kreis zur Gesundheit als gesellschaftlichem Gut. Zwei Jahre nach dem ersten Lockdown scheint Corona immer stärker zur Privatsache zu werden. Das mag in gewisser Weise befreiend und richtig sein.

Gleichzeitig aber hält diese Pandemie Lehren für uns bereit, die wir gerne vergessen: dass Gesundheit durch unsere Umwelt mitbestimmt wird und Medizin deswegen immer auch Bevölkerungsmedizin und öffentliche Gesundheit umfassen muss.

Dass arme Menschen nicht nur von der Pandemie härter getroffen wurden, sondern überhaupt kürzer leben als reiche. Dass Gesundheit eine soziale Dimension hat.

Und schließlich zeigt uns diese Pandemie, dass Selbstdenken nur funktioniert, wenn man hinterfragt, wer man ist und was man wissen kann. In einer hyper-spezialisierten Welt ist das oft genug weniger, als einem lieb sein kann.

Nach zwei Jahren Pandemie bin ich mir noch sicherer als zuvor: Ohne Vertrauen in andere Menschen kann unsere Gesellschaft nicht funktionieren.

**RE—
POR
—TA—
GE**

Moritz Aisslinger

Dem Sturm ausgeliefert

Eva Schläfer

Ihr Leben war ein Fest.

Dann hatten sie genug

Thorsten Schmitz

Raus aus den Betten!

MORITZ AISSLINGER



Moritz Aisslinger, geboren 1986, studierte Literatur und Geschichte in Mainz und in Leipzig. Während des Studiums erste freie journalistische Tätigkeiten für mehrere Tageszeitungen. Er ist Absolvent der Deutschen Journalistenschule in München. Seit dem November 2016 arbeitet er als Redakteur für *Die Zeit*, zunächst im Politik-Ressort, seit Anfang 2019 im Dossier.

Moritz Aisslinger ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Dem Sturm ausgeliefert«, erscheinen am 10. November 2022 in *Die Zeit*.

Dem Sturm ausgeliefert

Ein Frachter auf dem Weg nach China. Ein Taifun. Eine verzweifelte Crew. Das Schicksal der »Gulf Livestock 1« liefert Einblicke in die Abgründe der globalen Schifffahrt

Als der Kapitän der Gulf Livestock 1 gerade dabei ist, sein Frachtschiff mit 43 Mann und 5867 Kühen an Bord in der endlosen Dunkelheit des Pazifiks mitten durch einen Taifun zu steuern, blinkt 10.000 Kilometer entfernt, in einer Neubauwohnung im nordrhein-westfälischen Uerdingen, ein Handy auf. Es ist eine Nachricht auf WhatsApp, sie kommt direkt von der Gulf Livestock.

Sag nichts der Mama aber unser Engine Control Raum hat sich soeben mit Wasser gefüllt und Motor ist jetzt ausgefallen.

In der Neubauwohnung in Uerdingen nimmt Jens Orda sein Handy, liest. Er ist Anfang 30, die Nachricht hat ihm sein jüngerer Bruder Lukas geschickt. Jens Orda tippt sofort eine Antwort.

Ist sowas schlimm?

Es ist der 1. September 2020, 12.19 Uhr, mittags, deutsche Zeit.

Lukas schreibt: Keine Ahnung..... aber wir haben über 100km/h Wind und mehr als 10m Wellen und können nicht lenken...

Lukas Orda ist 25 Jahre alt und arbeitet als Tierarzt auf der Gulf Livestock, er kümmert sich um die Kühe. Die Besatzung soll sie von Neuseeland nach China bringen. Die Chinesen haben die Tiere zur Zucht eingekauft.

Als Lukas Orda seine Nachrichten sendet, befindet sich der Frachter im Ostchinesischen Meer. Dort ist es später Abend. Kein anderes Schiff ist weit und breit in der Nähe, sie alle sind dem Taifun eilig ausgewichen. Nur die Gulf Livestock 1 ist genau dort, wo der Sturm am tödlichsten ist. Einsam und angeschlagen kämpft sie gegen ihn an.

Lukas Orda schreibt an seinen Bruder: Die Wellen hören sich an wie Donner wenn die das boat treffen.

Um 14.28 Uhr deutscher Zeit schickt Lukas ein Video, er hat es von der Kommandobrücke aus aufgenommen: Wellen türmen sich vor dem Schiff auf, sie schlagen auf den Bug ein. Der riesige Frachter, 139 Meter lang, Tausende Tonnen schwer, ächzt von einer Seite zur anderen. Nach 18 Sekunden bricht das Video ab.

Auch Stunden später hat Jens Orda nichts mehr von seinem kleinen Bruder gehört. Er schreibt ihm: Sag mal was... werd schon ganz nervös.

Sein Bruder antwortet nicht.

Am nächsten Mittag, sagt Jens Orda heute, habe seine Mutter angerufen: Das Schiff, auf dem der Lukas ist, ist verschwunden.

An jenem 2. September 2020 versinkt für 41 Familien ein Leben, und ein neues beginnt, eines ohne den Bruder, den Sohn, den Ehemann, den Vater. Zwei Männer werden aus den Fluten gerettet, ein dritter wird tot gefunden. Die anderen 40 sind bis heute verschollen, auch Lukas Orda.

Die Gulf Livestock 1 wurde, noch unter einem anderen Namen, in Deutschland gebaut. Eine deutsche Firma hat sie zuletzt gemanagt. Dennoch hat ihr Schicksal hier kaum für öffentliches Interesse gesorgt. Die wenigsten machen sich große Gedanken über diese fremde Welt da draußen, das Meer ist Urlaub und Strand und Sonne und Eis, kein Ort der Arbeit und Ausbeutung.

Die globale Schifffahrt ist der Motor des Kommerzes im 21. Jahrhundert. Mehr als 90 Prozent aller Güter werden auf Schiffen rund um den Globus getragen, der Transportweg über See ist schnell, effizient, günstig. Die Eigner bedienen sich aus einem schier unerschöpflichen Pool von Arbeitskräften, die

Mehr als 90 Prozent aller Güter werden auf Schiffen rund um den Globus getragen, der Transportweg über See ist schnell, effizient, günstig.

in kleinen Crews auf riesigen Frachtern für niedrige Löhne endlose Stunden schufteten. Nur auf diese Weise ist es möglich, dass T-Shirts aus Bangladesch für fünf Euro in europäischen Kleidungsgeschäften landen, Handys aus China für 200 Euro in Elektronikfilialen, Bananen aus Kolumbien für 99 Cent in Discounterregalen. Oder Milchkühe aus Neuseeland nach China exportiert werden.

Es ist eine unbekannte Welt, in die die Recherche zum Untergang der Gulf Livestock 1 führt. Eine Welt, in der alle paar Tage ein größeres Schiff verloren geht, 892 waren es in den vergangenen zehn Jahren, sie sinken, brennen, kollidieren. Eine Welt, in der all diese Unglücke selten ernst zu nehmende Ermittlungen nach sich ziehen und die Wahrheit so für immer verborgen bleibt. Eine Welt, in der Waren oft besser versichert sind als Menschen und Vorschriften kaum durchgesetzt werden. Eine Welt, in der ein Schiff wie die Gulf Livestock mit 43 Männern und 5867 Kühen an Bord untergeht und die andere Welt, die Welt an Land, kaum etwas davon mitbekommt.

Ende Juni 2020, zwei Monate vor dem Untergang, besteigt Lukas Orda im Hafen von Portland im Süden Australiens die Gulf Livestock 1. Ein Bekannter hat ihm rund zwei Wochen zuvor von der Möglichkeit erzählt, auf einem Viehtransporter anzuheuern. Als studierter Tierarzt könne er da gutes Geld verdienen und ein bisschen was erleben. Lukas Orda hat noch nie auf einem Schiff gearbeitet. Aber er hat Zeit zu überbrücken. Im Herbst soll er in einer Tierarztpraxis anfangen, bis dahin hat er frei. Er sagt zu.

Dem Sturm ausgeliefert

Ein Frachter auf dem Weg nach China. Ein Taifun. Eine verzelebte Crew. Das Schicksal der »Gulf Livestock 1« liefert Einblicke in die Abgründe der globalen Schifffahrt

VON MORITZ AUSSLINGER

Als der Kapitän der *Gulf Livestock 1* gerade dabei ist, sein Frachtschiff mit 43 Mann und 5867 Kühen an Bord in der endlosen Dunkelheit der Pacific mitten durch einen Taifun zu steuern, blüht 1000 Kilometer entfernt, an einer Nordseeinsel, ein nachweislich verfallenes, ein Handy auf. In ihr eine Nachricht auf WhatsApp, die vom Kommandanten des *Gulf Livestock*:

»Sie werden die Mäner aber unser Expate Center Bama hat auch noch mit Wasser gefüllt und Mäner ist jetzt ausgefüllt.«

In der Nordseeinsel in Ostengien nimmt Jens Onda sein Handy. In der Anfang 30. die Nachricht hat ihm sein jüngerer Bruder Lukas geschickt. Jens Onda tippt sofort eine Antwort.

Er muss schlafen!

Es ist der 1. September 2020, 12.19 Uhr, mittags, dunkle Zeit.

Lukas schreibt: *Wind und mehr als 10m Wellen und kühe sind tot!*

Lukas Onda ist 29 Jahre alt und arbeitet als Taucher auf der *Gulf Livestock* und kümmert sich um die Kühe. Die Besatzung soll in von Nansha nach China bringen. Die Chinesen haben die Tiere im Zuchtengelände.

Als Lukas Onda seine Nachrichten sendet, befindet sich der Frachter im Ostchinesischen Meer. Drei ist es schon älterer. Kein anderer Schiff ist weit und breit in der Nähe, wo alle sind dem Taifun allig angeschlossen. Nur die *Gulf Livestock 1* ist gerade dort, wo der Sturm am stärksten ist. Ein Mann und angeschlagen kämpft sie gegen ihn an.

Lukas Onda schreibt an seinen Bruder: *Die Kühe sitzen nicht an der Zimmertür und die Kühe regnen.*

Um 14.08 Uhr deutscher Zeit schickt Lukas ein Video, er hat es von der Kamerabatterie ab aufgenommen. Wellen türmen sich wie eine Schiff auf, sie schlagen auf den Bug. Die riesige Frachter, 130 Meter lang, taumelt. Taumelt schwer, kühe vor einer Seite der anderen. Nach 18 Sekunden bricht das Video ab.

Auch Stunden später hat Jens Onda nicht mehr von seinem kleinen Bruder gehört. Er schreibt ihm: Sie sind mal... und... aber ganz wach.

Sein Bruder antwortet nicht.

Am nächsten Mittag, sagt Jens Onda heute, habe seine Mutter angerufen. Das Schiff, auf dem der Lukas ist, ist verschollen. Die Eltern sind in die USA geflüchten. Im Hafen soll er in einer Taucherpraxis anfragen. Im Hafen hat er ein Taucherpraxis anfragen. Im Hafen hat er ein Taucherpraxis anfragen.

Am 2. September 2020 versinkt die 41 Frachter in den See und ein neues begeben, eines oben der See, den See, den Horizont, der Vater. Zwei Männer werden aus dem Wasser gerettet, ein Mann wird tot gefunden. Die anderen drei sind tot bzw. vermisst, sind Lukas Onda. Die *Gulf Livestock 1* wurde nach einer ersten anderen Namen, in Deutschland geht. Eine deutsche Firma hat in einem geringen. Demnach hat die Schiffahrt hat kaum für öffentliche Interessen group. Die versinken machen sich große Gedanken über diese irrtümlich Welt zu denken. die Idee ist: Uralt und brand und Sonne und Eis, kein Ort der Arbeit und Ausbreitung.

Die größte Schiffahrt in der Meeres des Kontinentes aus 21. Jahrhundert. Mehr als 90 Prozent aller Güter werden auf Schiffen rund um den Globus getragen, der Transportweg über See ist schnell, effizient, günstig. Die Exporteure können sich so einen relativ standardisierten Port von Arbeitskräften, die in kleinen Crews auf riesigen Frachtern für ständige Jahre endlos Stunden arbeiten. Nur auf diese Weise ist es möglich, das T-Shirts aus Bangladesh für fünf Euro in europäischen Kleidergeschäften landen. Handels von China für 200 Euro in Indonesien, Bananen aus Kolumbien für 99 Cent in Deutschland, Omelette für ein Nudelbrot nach Nordamerika nach China exportiert werden.

Es ist eine unheimliche Welt, in die die Deutsche am Übergang der *Gulf Livestock 1* fährt. Eine Welt, in der alle paar Tage ein großes Schiff verloren geht, 802 waren es in der vergangenen sechs Jahren, ein zehnen, hundert, taufender. Eine Welt, in der all diese Unglücke schon eine so umfassende Entschädigung nach sich ziehen und die Wälder ist für immer verloren bleibt. Eine Welt, in der Wasser oft brand verbrennen sind als Menschen und Vorschriften kaum durchzusetzen werden. Eine Welt, in der ein Schiff wie der *Gulf Livestock 1* mit 43 Männern und 5867 Kühen an Bord umgeht und die sieben Welt, die Welt an Land, kann etwa davon mitbestimmen.

Ende Juni 2020, zwei Monate vor dem Untergang, bringt Lukas Onda im Hafen von Portland im Süden Australiens die *Gulf Livestock 1*. Ein Bekannter hat ihn rund drei Wochen voran von der Möglichkeit erzählt, auf einem Vielexporter zu arbeiten, der

moderner Tierarzt könnte er da ganz Geld verdienen und sich bisschen was erlösen. Lukas Onda hat auch nie auf einem Schiff gearbeitet. Aber er Zeit zu verdienen. Im Hafen soll er in einer Taucherpraxis anfragen. Im Hafen hat er ein Taucherpraxis anfragen. Im Hafen hat er ein Taucherpraxis anfragen.

Lukas Onda hat einen Plan. Er will für ein paar Wochen auf dem Frachter arbeiten, die Tiere versorgen und sich dann mit dem Geld einen Tauchererlöfen in sein Haus für ihn und seine kleine Familie. Im Hafen ist er nur einen Mal Vater geworden. Drei, 3960 Gramm leicht, 57 Zentimeter klein.

Zwei Jahre später ist Thun drei Jahr alte schwimmt ein paar Zentimeter größer, ein Junge mit rötlichem Haar und Spide-Mann Pullover, er hat seine drei Güter seiner Großeltern, einem Wilson bescheiden. In die, kühe unter, mehr die Schokolade, vergibt den Hand. Jetzt will er schwimmen.

Ein Verdingung der australischen Küstenlinie ist ein 190.000 Tonnen 1300 Kilometer südlich von Brisbane, knapp 1000 Meilen Hawaii, Neuseeland. Um die Onda hatte Thun die Schuld, seine Frau Sabine schreit den beiden von der Terrasse ihre Haare aus vor seiner Mund, dort, wo der Garten endet, beginnt ein riesiger Strand, dann die Meer. Drei Bienenstöcke werden draufhin erreicht sich das Great Barrier Reef.

Die Onda kommen eigentlich ein Köhler. Ulrich und Sabine Onda können dort eine Hausnummer, 2008, da was Lukas 13 wundert die Familie mit der

Bauer vier Kinder nach Australien aus, nur Jens, der Jüngste, bleibt für die Seemannsarbeit in Deutschland. Ulrich Onda hatte die Angebot erhalten, in einer Meeresstadt im Ostaustralien eine Kreuzfahrtschiffe zu betreiben. Das macht er bei heuten.

Für eine Verdingung hat ihn die Anwerterung in der Vergangenheit über *Expatriate* für die Arbeit gemacht, nach Sabine Onda, die die Neuseelandin verlobt, warte für ihr Engagement für die Haus für in Tauch- und Tauch-Kindern eines Anwerberschiffen. Das Ehepaar soll sich seine Zeit zwischen Ostaustralien und Küste auf.

Ein Bescheid gibt es über den Garten. Ulrich Onda geht nach oben. »Der meiste der Mädchen sind, mehr ein Mann nach an anderen Ende der Welt die Rheinland nach durch. Gibt hier ein Frachtschiff-Lukas, sagt Sabine Onda, er ist der einzig nach Australien aus schwören geflohen. Dann aber habe er erlangt, dass es in die Nähe eines neuen Jahreszeiten Rückwärts geht, schon in Koford haben er ein Film



DER TAIFUN: Mapok, einer der weltweit verheerendsten Wirbelstürme im Jahre 2020, auf einem Südozean der Naus

DAS SCHIFF: Der Taifunier *Gulf Livestock 1* und seine letzte Bekannte Position von dem Untergang

DER TAIFUN: Mapok, einer der weltweit verheerendsten Wirbelstürme im Jahre 2020, auf einem Südozean der Naus

Lukas Orda hat einen Plan. Er will für ein paar Wochen auf dem Frachter arbeiten, die Tiere umsorgen und sich dann mit dem Geld einen Traum erfüllen: ein Haus für ihn und seine kleine Familie. Im Februar ist er zum ersten Mal Vater geworden, Theo, 3960 Gramm leicht, 57 Zentimeter klein.

Zwei Jahre später ist Theo ein paar Kilo schwerer, ein paar Zentimeter größer, ein Junge mit rötlichem Haar und Spider-Man-Pullover, er rennt durch den Garten seiner Großeltern, einem Welpen hinterher, lacht, bleibt stehen, sieht die Schaukel, vergisst den Hund. Jetzt will er schaukeln.

Ein Vormittag in der australischen Küstenstadt Townsville, 190.000 Einwohner, 1300 Kilometer nördlich von Brisbane, knapp 30 Grad, blauer Himmel, Sonnenschein. Ulrich Orda hebt Theo in die Schaukel, seine Frau Sabine schaut den beiden von der Terrasse ihres Hauses aus zu. Hinter ihnen, dort, wo der Garten endet, beginnt ein einsamer Strand, dann das Meer. Drei Bootsstunden weiter draußen erstreckt sich das Great Barrier Reef.

Die Ordas kommen eigentlich aus Krefeld. Ulrich und Sabine Orda führten dort eine Hausarztpraxis. 2008, da war Lukas 13, wanderte die Familie mit drei ihrer vier Kinder nach Australien aus, nur Jens, der Älteste, blieb für das Studium zurück in Deutschland. Ulrich Orda hatte das Angebot erhalten, in einer Minenstadt im Outback die Notaufnahme eines Krankenhauses zu leiten. Das macht er bis heute.

Für seine Verdienste hat ihn die Ärztevereinigung im vergangenen Jahr zur »Legend of the Bush« ernannt, auch Sabine Orda, die die Notaufnahme verwaltet, wurde für ihr Engagement geehrt. Ihr Haus hier in Townsville hat kürzlich einen Architekturpreis bekommen. Das Ehepaar teilt sich seine Zeit zwischen Outback und Küste auf.

Ein Seeadler gleitet über den Garten. Ulrich Orda guckt nach oben. »Dat müsste dat Männchen sein!«, ruft er. Man hört auch am anderen Ende der Welt das Rheinland noch durch. »Gibt hier ein Pärchen.«

Lukas, sagt Sabine Orda, sei der Umzug nach Australien am schwersten gefallen. Dann aber habe er herausgefunden, dass es in der Nähe ihres neuen Zuhauses einen Reitverein gibt, schon in Krefeld hatte er ein Pferd besessen. »Lukas hatte diese besondere Beziehung zu Pferden«, sagt die Mutter. »Sie wurden sofort ruhiger, wenn er sich ihnen näherte.« Er machte Ausritte in die Wildnis, ausgetrocknete Flussbetten entlang, Hügellandschaften hoch und runter, am Abend Lagerfeuer.

Als Jugendlicher arbeitet er an Wochenenden und in den Ferien auf einer Rinderfarm, es gibt Fotos aus der Zeit, Lukas im Sattel mit Lederstiefeln und Cowboyhut. Nebenbei Rodeo, Schießen, Rugby, Judo. Jedes Jahr schulische Auszeichnungen für sein soziales Engagement.

Nach dem Abschluss studiert er Veterinärmedizin. Er lernt Emma kennen, eine Tierärzthelferin von der australischen Ostküste, 2018 Verlobung, 2019 Hochzeit, 2020 Theo.

»Wir waren gerade dabei, hier in Townsville unser Haus zu bauen«, sagt Emma Orda. Sie ist 30 Jahre alt, hat lange rote Haare und trägt noch Kittel und Hose, sie kommt gerade von ihrer Arbeit in der Tierarztpraxis, in der auch Lukas nach seiner Rückkehr vom Schiff hätte anfangen sollen. Sie lebt heute mit Theo in dem Haus, das sie gemeinsam geplant hatten, es steht in der Nähe des Hauses von Sabine und Ulrich Orda. Das sollte ja die Zukunft sein: Sohn und Schwiegertochter wohnen mit dem Enkel in der Nachbarschaft der Großeltern, fahren morgens gemeinsam zur Arbeit, am Nachmittag wieder zurück, und alle zusammen ziehen den Kleinen groß.

Als Lukas Orda das Schiff besteigt, ist Juan Santos bereits seit acht Monaten an Bord. Er ist einfacher Seemann, in der Hierarchie ganz unten. Er füttert die Kühe, füllt ihre Wassertröge auf, mistet die Ställe aus, putzt das

Deck. Er ist 41 Jahre alt und einer von 39 Philippinern auf der Gulf Livestock.

Weltweit arbeiten 1,89 Millionen Menschen auf Handelsschiffen, mehrere Hunderttausend von ihnen stammen von den Philippinen. Sie kommen meist aus armen Familien, für die Schiffseigner sind sie ideale Arbeitskräfte, billig, oft Englisch sprechend, in der Branche stehen sie im Ruf, zu gehorchen.

Sie kommen meist aus armen Familien, für die Schiffseigner sind sie ideale Arbeitskräfte, billig, oft Englisch sprechend, in der Branche stehen sie im Ruf, zu gehorchen.

Juan Santos kommt aus einer mittellosen Bauernfamilie, er ist einer von Dutzenden Enkeln seiner Großmutter. Seine Eltern sind Analphabeten, der Vater sitzt mit Polio im Rollstuhl. Acht, neun, zehn Monate im Jahr verbringt Juan Santos auf Schiffen, mit seinem Lohn, knapp über 1000 US-Dollar, versorgt er die Eltern und seine eigene Familie, er hat zwei Kinder, der Sohn ist noch klein, die Tochter studiert Ingenieurwissenschaften.

»Es war ihm wichtig, dass seine Kinder eine gute Ausbildung erhalten«, sagt Maria Santos, Juans Tante und Vorbild: Sie hat Chemie studiert und im Ausland in einer Fabrik gearbeitet. Jetzt ist sie in Rente. Maria Santos sitzt in einem Sessel im Wohnzimmer, um sie herum ein kleines tropisches Pflanzenreich, es blüht und grünt und duftet wie in einem botanischen Garten. »Ich bin in den philippinischen Bergen aufgewachsen«, sagt sie. »Die Pflanzen erinnern mich an daheim.« Ein Regenguss prasselt aufs Dach ihres einstöckigen Hauses.

Eine Bitte, sagt sie durch den Lärm, man solle weder die Stadt noch das Land erwähnen, wo sie wohne, das könne Rückschlüsse auf ihre Familie zulassen. Der Bruder von Juan und zwei seiner Cousins arbeiteten ebenfalls auf Frachtern, sie seien bei derselben philippinischen Schiffsagentur unter Vertrag, über die auch Juan Santos angestellt war. Deshalb heißen er und seine Tante in Wirklichkeit auch anders.

Von den 15 philippinischen Angehörigen der vermissten Besatzungsmitglieder, die für diesen Artikel kontaktiert wurden, antwortet neben Maria Santos nur eine Person, die Ehefrau eines Maschinisten. Sie würde gerne sprechen, schreibt sie, doch sie habe Angst. »Es könnte sein, dass mein Leben dann in Gefahr wäre.« Auf den Philippinen ist die Schifffahrtsindustrie mächtig und teils skrupellos.

Maria Santos nimmt ihr Handy vom Wohnzimmertisch und öffnet den Messenger von Facebook. »Wir waren ständig in Kontakt, während er auf dem Schiff war. Hier, schauen Sie.«

Die Nachrichten vom Schiff beginnen im November 2019, zehn Monate vor dem Unglück. Juan Santos fragt seine Tante, ob sie die Gulf Livestock 1 bei der International Transport Workers' Federation, kurz ITF, melden könne: Aber bitte mach es geheim, sodass sie nicht nachverfolgen können, von wem die Beschwerde kommt.

Die ITF ist die größte internationale Gewerkschaft für Seefahrer. Ihr zufolge gibt es in der Branche »unglaubliche Menschenrechtsverletzungen«, Seeleute würden »routinemäßig dazu gezwungen, unter Bedingungen zu arbeiten, die in einer zivilisierten Gesellschaft nicht akzeptiert werden würden«. Im vergangenen Jahr hat die ITF 37,5 Millionen US-Dollar an ausstehenden Gehältern eingetrieben.

Auch in den Nachrichten von Juan Santos geht es um vereinbarte Löhne, die nicht gezahlt werden, um karge Essensrationen, um den Zustand des Schiffes. Am 20. Dezember 2019 schreibt er: Ich hoffe, dieses Schiff wird wirklich bei der ITF gemeldet, denn mittlerweile haben wir fast keinen Proviant mehr. Die Firma spart.

Ihr Mann, sagt Maria Santos, sei daraufhin ins Büro einer lokalen Seefahrerorganisation gefahren. Man habe ihm gesagt, man leite die Klage weiter ans Hauptquartier der ITF in London. Auf Nachfrage der ZEIT bestätigt die ITF, dass sie eine Beschwerde über die Gulf Livestock 1 wegen ausstehender Gehälter und zu wenig Proviant an Bord erhalten hat. Sie habe die Hafengebörde in Australien informiert, da das Schiff dort ankerte. Das Schiffsunternehmen habe die Vorwürfe abgestritten, einige Crewmitglieder hätten dies ebenfalls getan; ob unter Druck oder nicht, ist unklar.

Am 10. Januar 2020 schreibt Juan Santos an seine Tante: Sie sparen echt an uns, besonders beim Essen.

12. Februar: Wir sind hier seit 3 Monaten ohne Gehalt.

15. Mai: Wir haben kein Gehalt. Das Schiff hat kein Geld. 6 Monate an Bord.

Juan Santos berichtet auch vom Motor des Frachters, bereits im Dezember 2019 schreibt er mehrmals, man sei dabei, ihn zu reparieren. Der Motor ist so etwas wie die Lebensversicherung eines Schiffes, ohne ihn hat es bei heftigem Seegang nicht die Kraft, sich gegen die Wellen zu wehren.

Am 18. Juni, auf dem Weg von Indonesien nach Australien, wo kurz darauf Lukas Orda an Bord gehen wird, schreibt Juan Santos: Es ist unglaublich, die Wellen hier, das Schiff schwankt, man kann kaum schlafen, wir rollen hin und her, das macht Kopfschmerzen. Es ist beängstigend.

Das Schiff wurde 2002 auf der Rolandwerft im niedersächsischen Berne gebaut, man taufte es Maersk Waterford. In den nächsten Jahren wechselte es Besitzer und Namen, es hieß Dana Hollandia, Cetus J, Rameh und schließlich, seit 2019, Gulf Livestock 1. Am Ende gehört es der Gulf Navigation Holding, einem börsennotierten Unternehmen aus Dubai. Der Vorsitzende ist Scheich Tahnun bin Mohammed al-Nahjan, laut eigener Website »ein brillanter Kopf«, der seinem Land, den Vereinigten Arabischen Emiraten, mal einen Park spendiert hat mit einem Mini-Eiffelturm und einem Eintrag ins Guinness Buch der Rekorde für die »größte Ansammlung an Hängekörben« voller farbenfroher Blumen.

Bei seinen Schiffen scheint der Scheich weniger spendabel zu sein. Die Gulf Livestock 1 ist in Panama registriert, sie fährt also unter panamaischer Flagge. Panama gehört, neben Ländern wie Liberia und der Mongolei (wo es gar kein Meer, nur Steppe gibt), zu den sogenannten Billigflaggen. Reeder lassen ihre Flotte dort registrieren, weil es günstiger ist als andernorts, es gibt wenig Vorschriften und viel Verschwiegenheit, und sollte tatsächlich mal etwas passieren, können sie ziemlich sicher sein, dass keine offizielle Stelle sie mit lästigen Fragen stört.

Jahrhundertlang hatten Schiffe in der Regel einen Heimathafen, das Land, zu dem er gehörte, war verantwortlich für Schiff und Besatzung. Nach dem Ersten Weltkrieg begannen amerikanische Reeder, ihre großen Passagierdampfer in Panama anzumelden, um an Bord Alkohol ausschenken zu dürfen, es war die Zeit der Prohibition in den USA. In den folgenden Jahrzehnten zogen die europäischen Reedereien nach, sie wollten bei dieser »Ausflaggung« genannten Praxis Steuern sparen, Löhne kürzen und Arbeitnehmerrechte umgehen. Die Flaggenländer unterboten sich fortan bei Gebühren und Vorschriften. Es war ein Wettlauf in die Abgründigkeit. Längst segelt ein Großteil der globalen Flotte unter Billigflaggen.

Im Prinzip gilt noch immer, was der niederländische Anwalt Hugo Grotius in seinem Werk *Mare Liberum* 1609 erstmals formuliert hat: Das Meer gehört niemandem, soll aber allen zugänglich sein. Heute besitzen Staaten, die das Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen unterschrieben haben, bis zu 200 Seemeilen vor ihrer Küste gewisse Rechte am Meer. Dahinter beginnt die Hohe See. Dort ist dann nicht mehr viel geregelt. Schiffe auf Hoher See sind so etwas wie schwimmende Botschaften, an Bord gelten die Gesetze des Flaggenstaates, im Fall der Gulf Livestock 1 die von Panama.

Schon das macht es schwer, Rechtsbrüche zu ahnden. Noch schwerer machen es die oft verwickelten Konstrukte aus Unternehmen und Subunternehmen, die an einem einzigen Schiff beteiligt sind. Für die Gulf Livestock 1 hat die Gulf Navigation Holding eigens eine Tochterfirma gegründet, die Gulf Navigation Livestock Carrier 1 Ltd.

Inc. mit Sitz in Panama. Deren einziger Vermögenswert ist die Gulf Livestock 1. Das bedeutet: Sollte dem Frachter oder der Besatzung etwas zustoßen, existieren rein juristisch so gut wie keine anderen Vermögenswerte, die Anwälte der Betroffenen als Schadensersatz einfordern könnten.

Schiffe auf Hoher See sind so etwas wie schwimmende Botschaften, an Bord gelten die Gesetze des Flaggenstaates, im Fall der Gulf Livestock 1 die von Panama.

Bei der Gulf Livestock 1 ist das aber längst nicht alles. Für ihre letzten beiden Trips wurde sie von einer australischen Rinderfirma gemietet, dort ist Lukas Orda angestellt. Die philippinischen Seefahrer wiederum kommen von einer philippinischen Agentur. Und dann ist da noch die deutsche Reederei MC-Schiffahrt, die bis vor einem Jahr MarConsult Schiffahrt hieß.

MC-Schiffahrt hat seinen Sitz in Hamburg. Der Chef heißt Matthias Dabelstein, er ist seit Jahrzehnten im Geschäft. In Medienartikeln über ihn ist zu lesen, er sammle Oldtimer, der Spiegel schrieb 2012, Dabelstein sei ein »selbsternannter Autoverrückter«, sein Fuhrpark damals: ein Ferrari, ein Aston Martin, ein Porsche, mehrere Mercedes.

Seine Firma hat für Gulf Navigation das technische Management der Gulf Livestock 1 übernommen. Für ein persönliches Treffen hat Dabelstein keine Zeit, man könne telefonieren, also zwei Telefonate. »Wir als technischer Manager sind so etwas wie der Hausmeister des Schiffes«, sagt er. »Wir sorgen im Auftrag des Schiffesbesitzers dafür, dass die Technik funktioniert.« Für die Bezahlung der Crew und den Proviant seien sie nicht zuständig. »Der Schiffseigentümer erwartet von uns, dass die Maschinenanlagen laufen, dass die Hafenbehörde zufriedengestellt wird und die Dinge korrekt abgearbeitet werden.«

Sehr zufrieden scheinen die Hafenbehörden mit der Gulf Livestock 1 nicht gewesen zu sein. Das Schiff hat eine Geschichte voller Mängel und Schäden. Inspektoren in Australien und anderen Ländern haben sie dokumentiert. Laut Sea-web, der größten Schiffsdatenbank der Welt, waren es mehr als ein Dutzend allein zwischen Mai 2019 und Dezember 2019. Mal die Arbeitsbedingungen, mal der Antrieb des Hauptmotors, mal unzureichender Proviant, mal ungeschulte Besatzungsmitglieder. Einige Probleme waren so gravierend, dass die Behörden anordneten, den Frachter festzuhalten, er durfte den Hafen also nicht verlassen. Das wird gemacht, wenn ein Schiff seeuntüchtig ist oder die Mängel ein unangemessenes Risiko für Schiff, Crew oder Umwelt darstellen.

Darauf angesprochen, sagt Dabelstein: Wolle eine Hafenbehörde etwas finden, finde sie immer etwas. Alle Mängel seien behoben worden, sonst hätte das Schiff nicht wieder auslaufen dürfen. Nichts davon, das ist ihm wichtig zu betonen, sei ursächlich für den Untergang gewesen.

Wäre, wie Matthias Dabelstein am Telefon meint, seine Firma der Hausmeister und die Gulf Livestock 1 die Immobilie, um die er sich kümmert – man würde wohl trotzdem eher nicht dort einziehen wollen.

Eigentlich hatte die Rolandwerft das Schiff 2002 als einfachen Containerfrachter gebaut. 2015 wurde es dann aber zum Viehtransporter umgerüstet. Rund 80 Prozent aller Viehtransporter sind, wie die Gulf Livestock, für einen anderen Zweck konstruiert worden, sie waren mal Öltanker, Fähren, Frachter. Sie sind alt, teils am Ende ihrer Lebensdauer angekommen. Um so viele Tiere wie möglich an Bord zu schaffen, werden bei der Umrüstung die Ställe stapelweise nach oben gebaut. Das beeinflusst die Stabilität des Schiffes. Der Wind hat nun auf hoher See viel mehr Angriffsfläche. Tritt dann auch noch ein Unwetter auf, werden die Tiere nervös und verängstigt, sie bewegen sich unkontrolliert, sie stürzen oder drängen alle auf eine Seite, was die ganze Konstruktion noch instabiler werden lässt. Dazu kommen die Unmengen an Urin und Fäkalien, sie greifen den Stahl an und lassen ihn rosten.

Zwei Milliarden Tiere, Kühe, Schweine, Ziegen, werden jedes Jahr rund um die Erde verfrachtet. Es sind mitunter gefährliche Reisen. Schiffe, die lebende Tiere transportieren, gehen doppelt so häufig verloren wie normale Frachter, nicht selten sterben dabei Besatzung und Tiere.

Einen Vorteil hat das Ganze aber: Es ist lukrativ. Der Unterhalt der heruntergekommenen Schiffe und der Crew ist günstig, der Gewinn hoch.

Von alldem, den Sicherheitsmängeln und den Arbeitsbedingungen, dem Scheich aus Dubai und dem Autoverrückten aus Hamburg, weiß Lukas Orda nichts, als er Ende Juni 2020 an Bord der Gulf Livestock 1 geht. Zwei Touren soll er mitmachen, zweimal mit je rund 6000 Kühen nach China.

Das Schiff legt am 25. Juni von Portland ab. Es fährt nach Norden, vorbei an Neukaledonien, vorbei an Vanuatu und Papua-Neuguinea, hinein ins offene Meer. Nach knapp drei Wochen erreicht es China. Lukas Orda, Juan Santos und die anderen entladen die erste Fuhre Tiere, ein kurzer Stopp, dann geht es zurück. Doch unterwegs gibt es Verzögerungen. Die Gulf Livestock muss auf den Philippinen haltmachen, weil ein Teil der philippinischen Crew ausgewechselt wird. Viele der Männer, so schreibt Lukas Orda auf WhatsApp, seien seit 14 bis 18 Monaten auf dem Schiff gewesen. Bei dem Zwischenhalt besteigt ein neuer Kapitän das Deck, ein neuer Erster Offizier, ein neuer Chefingenieur. Juan Santos bleibt an Bord.

Kurz darauf berichtet Lukas Orda im Familienchat vom Schiffsmotor: in den letzten 24 Stunden ist er 3 mal ausgefallen für um die 18 Stunden insgesamt. Wegen des Crewwechsels und des Motors habe man inzwischen 9–10 Tage Verspätung.

Seine Mutter Sabine Orda antwortet: Oh weih, da hat man kein Vertrauen.

Lukas Orda: Captains comment als ich mit ihm gesprochen habe war »hoffentlich können wir es reparieren« haha sehr motivierend.

Sabine Orda: Muss ich mir Sorgen machen?

Lukas Orda: Nein natürlich nicht.

Der Motor springt wieder an, doch die Probleme des Schiffes scheinen längst unübersehbar. In einem späteren Bericht zur Katastrophe der Gulf Livestock, den der Anwalt der Ordas nach eigener Aussage bei einem renommierten Schifffahrtsexperten in Auftrag gegeben hat, steht: »Die vorliegenden Beweise deuten darauf hin, dass der Kapitän und der Chefingenieur das Management des Unternehmens über die Probleme informiert haben (...). In einer E-Mail zwischen dem Kapitän und dem Unternehmen, die wir einsehen konnten, fragt der Kapitän, ob er den Behörden bekannte Unstimmigkeiten aufgrund fehlender Ersatzteile offenlegen darf. Dies könnte ein Hinweis auf eine Kultur der Angst sein, wahrheitsgetreu und integer zu berichten oder rechtswidrige/unsichere Anweisungen des Unternehmens infrage zu stellen.«

Matthias Dabelstein sagt, dazu könne er nichts sagen, er kenne diese E-Mail nicht.

Die »Gulf Livestock« setzt ihre Reise fort. Der nächste Halt ist Gladstone, eine Hafenstadt im Osten Australiens, dort ankert das Schiff für mehrere Stunden, um aufzutanken. Außerdem begrüßt die Besatzung einen neuen Mann an Deck, Will Mainprize, Australier, Tierpfleger, 27 Jahre alt, er soll Lukas Orda unterstützen.

»Eigentlich sollte ich statt Will auf das Schiff gehen«, sagt Harry Morrison. Er und Mainprize, beste Freunde, haben in einer WG gewohnt und in der Vergangenheit in den Semesterferien, um Geld zu verdienen, gemeinsam

auf Viehtransportern angeheuert, nicht auf der Gulf Livestock, auf anderen Frachtern. Heute lebt Morrison in Sydney.

Im Juli 2020, erzählt Morrison, habe er den Anruf erhalten: Ob er Lust habe, kurzfristig eine Tour auf der Gulf Livestock zu machen, in wenigen Tagen schon gehe es los, Anfang September sei er wieder zu Hause, 17 Tage insgesamt. »Ich hatte kurz vorher einen Job als Sozialarbeiter angeboten bekommen. Deshalb sagte ich ab und fragte Will.«

Will Mainprize hat damals eigentlich anderes vor, er will Touristen als Tourguide durch den Norden Australiens führen. Doch die Corona-Pandemie hat seine Pläne zunichtegemacht, langsam geht ihm das Geld aus. Als Harry ihm von der Sache mit dem Schiff erzählt, zögert er nicht lange. Er packt seine Tasche, fährt nach Gladstone und springt an Bord.

Will, sagt Harry Morrison, sei ein Abenteurer gewesen, spontan und neugierig. Einmal sei er sechs Monate lang allein mit dem Fahrrad durch Pakistan gefahren, ein anderes Mal mit dem Motorrad durch Jordanien. Die Arbeit auf einem Frachter ist für einen wie ihn nichts Wildes, es ist nur ein Job.

Die letzte Reise der Gulf Livestock 1 beginnt am 14. August 2020 in Napier, Neuseeland. Lukas Orda hat bei dem Zwischenhalt in Australien gehofft, seine Familie zu sehen. Wegen Corona ging das nicht. Jetzt, in Napier, hat er zusammen mit der Crew die Kühe eingeladen. Sie stechen in See.

»Wir sind gerade mal einen Tag aus dem Hafen raus, und der Motor ist im Arsch. O Gott, das könnte eine lange Reise werden.«

Will Mainprize hat seine Gitarre dabei, Lukas Orda hat sich Filme auf seinen Laptop geladen, Juan Santos hat von seiner Tante Geld auf sein Handy transferiert bekommen, um seinen kleinen Sohn auf den Philippinen anzurufen. Sie gehen davon aus: Noch gut zwei Wochen, dann sind wir wieder zu Hause.

Schon einen Tag nach der Abfahrt aus Neuseeland ahnt Will Mainprize, auf was für einem Schiff er da gelandet ist. Am 15. August schreibt er seinem Kumpel Harry Morrison: Was passiert hier? Wir sind gerade mal einen Tag aus dem Hafen raus, und der Motor ist im Arsch. O Gott, das könnte eine lange Reise werden.

Spricht man Matthias Dabelstein auf die vielen Nachrichten der Crew an, in denen es – sogar noch nach dem letzten Auslaufen aus einem Hafen – um die Probleme am Motor geht, antwortet er, es könne schon sein, dass es mal »einen Stopper« wegen technischer Beeinträchtigungen gegeben habe. So etwas werde aber repariert. Ansonsten könne er sich nicht dazu äußern. Er sitze gerade zu Hause, er sei nicht im Büro, wo die Akten lägen.

Könnte denn in den Akten etwas dazu stehen?

Könne sein, sagt Dabelstein. Wisse er aus seiner Erinnerung aber nicht.

Auf der Gulf Livestock erscheinen Will Mainprize auch die übrigen Bedingungen an Bord katastrophal. Er schickt seiner Freundin ein Video: Er steht vor einem Waschbecken und öffnet den Hahn. Statt klarem Wasser fließt eine braune Brühe aus der Leitung. In einer Audionachricht berichtet er, wie schlecht das Schiff konstruiert sei, das unterste Deck mit den Ställen sei so niedrig, dass die Kühe ständig von Wellen getroffen würden. In einer anderen Audionachricht an sie sagt er: Wenn du glaubst, es kann nicht mehr schlimmer werden: Wir haben kein Toilettenpapier mehr auf dem Schiff.

Die Männer versuchen, den Horror mit Humor zu nehmen, in ihren Nachrichten scherzen sie über die Zustände, sie lenken sich ab. Lukas Orda schickt seiner Frau Emma Videos von Liederabenden, die Crew singt im Speiseraum zusammen Yesterday und Let It Be. So vergehen die Tage.

Dann zieht der Sturm auf.

Am 27. August 2020 hat sich über dem Pazifischen Ozean ein Tiefdruckgebiet gebildet, östlich der Philippinen, nun grollt es Richtung Norden. Am nächsten Tag stellt der japanische Wetterdienst fest, dass sich das Unwetter zu einem tropischen Sturm verstärkt hat. Die Meteorologen geben ihm einen Namen: Maysak. Stunden später verkündet der Wetterdienst, der Sturm habe ein Auge entwickelt. Er ist zum Taifun geworden.

Ein Taifun entsteht immer auf die gleiche Weise. Im Sommer, wenn das Meer von der Sonne aufgeheizt ist, verdunsten Unmengen von Wasser und steigen als Dampfwolken in die Luft. Die feuchte Warmluft wird von der Erdrotation wie eine Art Kinderkarussell ins Rollen gebracht, sie fängt an, sich spiralförmig zu drehen, ein riesiger Wirbel entsteht. In dessen Mitte liegt das Auge, dort ist es ganz ruhig. Um das Auge herum aber wütet ein gewaltiger Sturm.

Maysak ist einer der stärksten Taifune des Jahres. Die Meteorologen stufen ihn in die Kategorie vier ein, fünf ist die höchste. Maysak tobt mehrere Tage lang. In Südkorea tötet er zwei Menschen, in Nordkorea wohl noch weitere. Insgesamt zerstört er 9000 Häuser und legt die Stromversorgung für 250.000 Menschen lahm.

Auf der Gulf Livestock schreibt Lukas Orda seiner Frau Emma erstmals am 27. August von dem Sturm: Das ist unsere Wettervorhersage für den 29. Er sendet ihr das Bild einer Wetterkarte, darauf der Taifun und am Rande des Auges ein dunkles Dreieck: Das schwarze Dreieck ist unsere Position an diesem Tag. Die geplante Route würde das Schiff genau in den Sturm führen.

Auch Will Mainprize schickt seinem Freund eine solche Wetterkarte: Schau mal, wo wir durchfahren werden.

Die Anspannung und Nervosität auf dem Schiff steigt in diesen Tagen, man kann das aus den Nachrichten, die die Männer an Freunde und Familie schicken, gut herauslesen. Harry Morrison sagt: »Wenn Sie nie bei Unwetter auf so einem Schiff waren, können Sie sich nicht vorstellen, was das bedeutet. Ständig hört man dieses dumpfe Grollen, man wird in seiner Kabine herumgeschleudert. Es ist verdammt bedrohlich.«

Der Kapitän der Gulf Livestock weiß frühzeitig über den Taifun Bescheid. Der japanische Wetterdienst hat den Weg des Sturms berechnet, auf dem Radar kann der Kapitän ihn, wie alle anderen Schiffskapitäne in der Nähe, verfolgen. Doch während alle anderen Schiffe sofort ihren Kurs ändern, steuert die Gulf Livestock 1 einfach weiter auf ihn zu. Auf Satellitenbildern sieht man sie als einsamen Punkt inmitten einer riesigen farbigen Fläche. Des Wirbelsturms.

Der philippinische Kapitän der Gulf Livestock 1 heißt Dante Addug. Er ist Mitte dreißig, hat eine Familie, Frau und Kinder, erst vor Kurzem ist er zum Kapitän aufgestiegen. Erfahrung hat er wenig, einen guten Ruf schon.

Harry Morrison, Will Mainprize' bester Freund, der durch seine Arbeit auf Viehtransportern viele Seefahrer aus der Branche kennt, sagt: »Ich selbst bin nie mit Addug gefahren, aber ich kenne einige Leute, die mit ihm zu tun hatten, als er noch Erster Offizier war. Sie meinten, er sei ein guter Mann, sehr gewissenhaft.«

Warum fährt er, ein Familienvater, der um den Zustand seines Schiffes wissen muss, in einen übermächtigen Taifun?

Nach dem Unglück, sagt Matthias Dabelstein, hätten sich alle in seiner Hamburger Firma den Kopf darüber zerbrochen, weshalb der Kapitän nicht Schutz gesucht habe. Man könne sich das in keinster Weise erklären.

In der Schifffahrtsindustrie herrscht, wohl noch mehr als in anderen Transportbranchen, enormer Zeitdruck. Jeder Tag, an dem ein Schiff im Hafen liegt, kostet Geld, jeder Tag, den ein Schiff länger als geplant benötigt, kostet Geld. Einem Kapitän, der mehrmals den Zeitplan nicht einhält, kann es passieren, dass er bald keinen Job mehr hat.

Die Gulf Livestock 1 ist laut den Nachrichten von Besatzungsmitgliedern bereits in Verzug. Das Futter für die Kühe geht zur Neige. Versuchte das Schiff, noch zu wenden, würde es den Zeitplan nicht einhalten. Versuchte es, sich in den nächstgelegenen Hafen zu retten, würde das zusätzliche Kosten verursachen. Der direkte Weg durch den Sturm ist die mit Abstand riskanteste Option. Aber wenn es klappt, ist sie auch die billigste.

Ein Kapitän hat immer die oberste Entscheidungsgewalt auf seinem Schiff, niemand kann ihm befehlen, gegen seinen Willen den Kurs zu ändern. Er hat aber einen Ansprechpartner an Land, eine sogenannte Designated

Person Ashore, kurz DPA. Sie soll für zusätzliche Sicherheit sorgen. Im Fall der Gulf Livestock 1 stellt Dabelsteins Firma MC-Schiffahrt die DPA.

Matthias Dabelstein sagt, er wisse aus seiner Erinnerung nicht, wann man zuletzt mit dem Schiff in Kontakt gewesen sei.

Ob man die dokumentierte Kommunikation zwischen der DPA und der Gulf Livestock 1 einsehen könne? Man gebe grundsätzlich nichts an irgendwem heraus, antwortet Dabelstein.

Als technischer Manager habe man keinerlei Befugnis, im nautischen Bereich mitzureden. Die Verantwortung für den gesamten Schiffsbetrieb liege beim Halter, also der Gulf Navigation Holding in Dubai. Sie lässt alle Fragen der ZEIT zum Untergang des Schiffes unbeantwortet.

Am 29. August wird Lukas Ordas Sohn Theo sechs Monate alt. Die beiden sind durch Tausende Kilometer getrennt, nur durch ein Foto vereint: Theo mit staunenden Augen auf einem Hochstuhl, um den Hals ein Schlalberlätzchen, vor ihm ein Schokokuchen, darin eine Karte, 6 Months Old.

Juan Santos chattet am selben Tag mit seiner Tante, sie sprechen über ihr Haus. Der Neffe schreibt: Pass auf dich auf. Dein Haus ist wirklich wunderschön. Ich hoffe, ich werde dich dort noch einmal besuchen können. Ich liebe dich.

Will Mainprize schreibt an seine Freundin: Danke dir für deine warmen Gedanken, es macht so einen riesigen Unterschied, zu wissen, dass es da draußen einen Menschen gibt, der auf mich aufpasst.

Zu diesem Zeitpunkt ahnen die Männer längst, was auf sie zukommt. Von Stunde zu Stunde werden die Wellen höher, der Wind nimmt zu. Das Schiff schwankt von einer Seite zur anderen. Will Mainprize schickt seinen Freunden ein Video: Wassermassen fluten das Deck.

Am 1. September dringt das Wasser in den Motorkontrollraum ein. Lukas Orda schreibt an seine Brüder: Motor ist jetzt ausgefallen. Und: können nicht lenken. Ohne Antrieb ist das Schiff dem Meer schutzlos ausgeliefert. Die Wellen machen mit ihm, was sie wollen.

Lukas Orda an seine Frau Emma: Viele der Männer hier sagen, das sei der schlimmste Sturm, durch den sie je mussten. Windstärken von bis zu 180 km/h und die Wellen über 12 Meter hoch. Der Motor ist ausgegangen, weil der Motorkontrollraum mit Wasser überflutet ist.

Will Mainprize: Wir treffen heute Nacht auf das Zentrum des Taifuns. Windstärke 175 km/h! Shit shit shit.

Bald darauf hören die Nachrichten auf.

In der Nacht auf den 2. September, um 1.44 Uhr Tokio-Zeit, 185 Kilometer westlich des Amami-Archipels, einer entlegenen japanischen Inselkette, setzt die Gulf Livestock 1 einen Notruf ab. Dann sinkt sie.

Warum Dante Addug, der Kapitän, seine Besatzung nicht eher in die Rettungsboote beorderte, warum er nicht früher Alarm schlug, all das wird wohl für immer ungeklärt bleiben. Vielleicht hatte er, der Neuling, Angst, das Schiff vorschnell aufzugeben. Vielleicht glaubte er, dem Sturm noch ausweichen zu können. Vielleicht dachte er, seine Crew werde den Motor wieder in Ordnung bringen.

Es gibt bei Schiffen, wie in einem Flugzeug, eine Art Blackbox, sie zeichnet alle Daten und Gespräche der letzten Stunden in der Kommandobrücke auf. Sie ist mit der Gulf Livestock untergegangen. Bis heute liegt sie vermutlich irgendwo auf dem Meeresboden.

Nachdem der Kapitän den Hilferuf ausgesendet hat, beordert die japanische Küstenwache vier Rettungsboote und zwei Flugzeuge hinaus aufs Meer. Sie finden, neben Schiffstauen, Rettungsringen und aufgeblähten Kuhkadavern, drei Besatzungsmitglieder, Dutzende Kilometer voneinander entfernt. Einer von ihnen konnte sich in eine Rettungsinsel retten, ein anderer hat sich dank einer Schwimmweste stundenlang über den eiskalten Fluten gehalten. Der dritte treibt kopfüber im Wasser, als die Einsatzkräfte ihn entdecken. Er ist tot. Die 40 anderen Männer, Lukas Orda, Juan Santos, Will Mainprize, sind bis heute verschollen.

Die beiden Überlebenden äußern sich nach dem Unglück nur einmal, in einem Gespräch mit dem philippinischen Arbeitsminister. Ihre Aussagen sind vage, sie tragen nicht zur Aufklärung bei. Seitdem schweigen sie, auch Anfragen der ZEIT bleiben unbeantwortet. Die Anwälte der Familie Orda gehen davon aus, dass der Schiffseigentümer die Männer eine Verschwiegenheitserklärung hat unterschreiben lassen.

Aufgrund des schlechten Wetters stellt die japanische Küstenwache ihre Suche schon nach drei Tagen ein. Als es wieder aufklart, startet sie zwar einen weiteren Versuch, aber mit weniger Einsatzkräften und nicht mehr rund um die Uhr, obwohl mehrere Rettungsboote und eine Rettungsinsel noch nicht gefunden worden sind. In ihnen können Menschen lange überleben. Doch nur eine Woche nach dem Untergang gibt die Küstenwache ihre Bemühungen auf.

Am 11. September treten die Eltern von Lukas Orda vor australische Fernsehkameras. Ulrich Orda spricht in die Mikrofone: »Wir flehen Sie an, nicht aufzuhören, nach Lukas und den anderen Vermissten zu suchen.«

Die Suche wird nicht wieder aufgenommen.

Heute sagt Ulrich Orda: »Nach einem Flugzeugabsturz berichten Medien teils wochenlang über das Unglück, Helfer suchen jahrelang nach dem Flugzeug, nach Leichen, die Blackbox wird geborgen, es wird ermittelt, und die Angehörigen erfahren, was wirklich passiert ist. Wenn ein riesiges Schiff mit

Dutzenden Männern verschwindet, kümmert es keinen. Und warum? Weil auf den Schiffen größtenteils Menschen aus Ländern wie den Philippinen, Kambodscha und Bangladesch arbeiten, für die sich keiner interessiert.«

Nachdem die japanische Küstenwache ihre Bemühungen eingestellt hat, sammeln die Angehörigen Spendengelder und beauftragen ein privates Rettungsunternehmen, nach den Vermissten zu suchen. Weder die Gulf Navigation Holding in Dubai noch MC-Schiffahrt in Hamburg beteiligen sich finanziell an der Hilfsaktion.

Als sie beginnt, hat sich das Suchareal aufgrund von Strömungsberechnungen auf die Fläche Kaliforniens vergrößert, zudem gibt es dort 4000 meist unbewohnte Inseln. Der Rettungstrupp findet keinen der Männer mehr. Im Oktober geht den Angehörigen das Geld aus, sie müssen die Suche beenden.

Ende Dezember 2020 halten die Ordas eine Gedenkfeier für ihren Sohn ab. Etwa 90 Menschen kommen. Während der Feier steht ein Gast nach dem anderen auf, jeder teilt seine Erinnerung an Lukas, den Sohn, den Bruder, den Freund, den Ehemann, den jungen Vater.

Ulrich Orda spricht in die Mikrofone: »Wir flehen Sie an, nicht aufzuhören, nach Lukas und den anderen Vermissten zu suchen.«

In ihrem Jahresbericht für 2020 erwähnt die Gulf Navigation Holding die Katastrophe nur am Rande, sie nennt es »den unglücklichen Vorfall mit dem Schiff Gulf Livestock 1«. Zugleich beruhigt sie ihre Anleger: »Infolge dieses Vorfalls hat die Gruppe den Buchwert des Schiffes in Höhe von AED 197.541.000 (damals rund 44 Millionen Euro, Anm. d. Red.) abge-

geschrieben. Zum Zeitpunkt des Berichts hat die Gruppe einen Versicherungsanspruch von AED 82.350.000 (rund 18 Millionen Euro, Anm. d. Red.) angemeldet, um die Versicherungssumme des Schiffes zurückzuerhalten.«

In dem vorläufigen Bericht der panamaischen Behörden zum Untergang der Gulf Livestock 1, der bislang nicht veröffentlicht wurde, der ZEIT jedoch vorliegt, kommen die Ermittler zu dem Schluss, die Hauptschuld trage der Kapitän. Er sei zu unerfahren gewesen, er habe falsche Entscheidungen getroffen. Doch da steht auch, die Eigentümer des Schiffes hätten »unzureichende und/oder keine« Informationen zum Zustand des Motors während der letzten Reise zur Verfügung gestellt. Genauso wenig wie zur Kommunikation mit dem Kapitän. Ob Druck auf ihn ausgeübt wurde, trotz des Sturms weiterzufahren, bleibt so am Ende offen.

Die Tante von Juan Santos sagt, sie hoffe immer noch, dass ihr Neffe eines Tages vor ihrer Tür steht: Hallo, Tantchen, da bin ich wieder. »Vielleicht«,

sagt sie, »ist er noch da draußen und wartet auf einer einsamen Insel auf seine Rettung.«

Die Freundin von Will Mainprize sagt, auch sie habe diese Gedanken gehabt: Wurde Will vielleicht an die Küste Nordkoreas gespült und sitzt nun dort in einem Gefängnis? »Verrückt, oder?« In einer solchen Situation spiele man eben jede erdenkliche Möglichkeit durch. Die Hoffnung ist oft stärker als der Verstand.

Emma Orda hat akzeptiert, dass ihr Ehemann nicht mehr zurückkommen wird. Zurzeit, erzählt sie lächelnd, beobachte sie, wie ihr zweijähriger Sohn Theo erste Züge seines Vaters annehme. Manchmal, wenn Theo stur sei oder ernst in die Gegend blicke, dann denke sie: Ah ja, da ist also der Deutsche in ihm.

Die Eltern von Lukas Orda haben einen Gedenkstein für ihren Sohn fertigen lassen, er liegt an einer unauffälligen Stelle im Garten der Familie, umgeben von Pflanzen. Eine Messingplatte ist an den Stein angebracht, Lukas' Name steht darauf, dazu ein Abbild der Gulf Livestock und die letzte bekannte Position des Schiffes. Dort, sagt seine Mutter, auf $28^{\circ} 35,5' \text{ N } 127^{\circ} 37,6' \text{ E}$, sei für sie nun Lukas' neues Zuhause.

...

Hinter der Geschichte

Für diesen Artikel reiste unser Autor nach Australien, wo er mehrere Tage mit der Familie des Tierarztes Lukas Orda verbrachte. Außerdem sprach er mit Gerhard Janssen und Maurice Lynch, den Anwälten der Ordas, sowie mit weiteren Hinterbliebenen, mit Experten und dem Hamburger Reeder Matthias Dabelstein. Die Nachrichten, Videos und Audio-Mitteilungen wurden dem Autor von Angehörigen und Freunden der verstorbenen Seeleute zur Verfügung gestellt.

EVA.. SCHLÄFER

Nach dem Studium der Journalistik und Politikwissenschaft an der Uni Leipzig entschied sich **Eva Schläfer**, 1975 geboren, zunächst gegen den Journalismus und für die Unternehmenskommunikation. 2018 dachte sie, dass nun vielleicht die letzte Chance sei, doch noch als Journalistin zu arbeiten. Zunächst als freie Autorin fand sie ihre Heimat schnell bei den Publikationen der *Frankfurter Allgemeinen*. Seit 2020 ist sie Redakteurin im Ressort »Leben« der Sonntagszeitung und setzt sich in ihren Texten regelmäßig mit den Themen Tod und Trauer auseinander.

Eva Schläfer ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Ihr Leben war ein Fest. Dann hatten sie genug«, erscheinen am 8. Mai 2022 in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*.



Ihr Leben war ein Fest. Dann hatten sie genug

Drei Geschwister unterstützen den Wunsch der betagten Eltern, ihr Leben gemeinsam zu beenden. Ein knappes Jahr später bilanzieren sie: War das richtig? Der Fall führt mitten ins Dilemma der Deutschen mit dem assistierten Suizid.

Am 5. Juli 2021 gegen 19 Uhr verwandelte sich die sonst eher ruhige Heidelberger Poststraße binnen Minuten in einen gewaltigen Einsatz-

ort. Vor einem Mehrfamilienhaus fuhren Polizei-, Feuerwehr- und Rettungswagen mit Blaulicht und Sirene vor. Schwerebepackte Sanitäter stürmten durch das Treppenhaus, hinein in eine Maisonettewohnung im vierten Stock. Kurz darauf trafen Kripobeamte ein; zeitweise drängten sich mehr als 20 Personen in der Wohnung. Eine Szene wie aus einem Film.

Ausgelöst worden war dieser Großeinsatz durch einen Anruf bei der 110. Der Anrufer meldete zwei tote Personen, einen assistierten Doppelsuizid. Er und seine beiden Schwestern befanden sich bei den Toten. Es handele sich um ihre Mutter und ihren Vater.

Etwa zwei Stunden zuvor waren Cynthia, 85 Jahre, und Rolf Rackles, 90 Jahre, Hand in Hand aus dem Leben geschieden. Sie nahmen dafür die Unterstützung eines Sterbehilfevereins in Anspruch. Die größte und ausdauerndste Unterstützung bei der Umsetzung ihres Wunsches erhielten sie jedoch von ihren drei Kindern: Mark Rackles, geboren 1966, Melanie Vogt, Jahrgang 1968, und der fünf Jahre jüngeren Jennifer Safy. Sie hatten sich über Jahre mit den Plänen der Eltern auseinandergesetzt. Melanie war bis zum letzten Atemzug an deren Seite.

Die Meldung der beiden Todesfälle war also beileibe kein Notfall. Die dramatische Reaktion jedoch, von den Geschwistern durchaus als Überforderung wahrgenommen, steht in gewisser Weise exemplarisch für das Dilemma, in dem sich Deutschland seit vielen Jahren befindet. Wir als Gesellschaft wissen nicht, wie wir mit Menschen umgehen sollen, die sich ein begleitetes Ende ihres Lebens wünschen. Die Suizidhilfe ist ein hochemotionales Thema, das mit existenziellen Grundfragen des Lebens verknüpft ist – und das Kontroversen hervorruft. Doch die Debatte kommt nicht in Gang. Dabei ist es mehr als zwei Jahre her, dass das Bundesverfassungsgericht das seit Ende 2015 geltende Sterbehilfegesetz für verfassungswidrig erklärte. Spätestens seitdem müssten wir das Für und Wider der Sterbehilfe breit diskutieren. Nach Angaben von Sterbehilfevereinen steigt die Nachfrage nach Begleitung in den selbstbestimmten Tod.

Jeder Fall von Sterbehilfe ist so individuell wie das Sterben selbst. Trotzdem glauben die drei Geschwister, ein bisschen was über das selbstbestimmte Lebensende erfahren zu haben. Und was es für die Hinterbliebenen bedeuten kann. Aus diesem Grund sind sie bereit, ihre Geschichte zu teilen. Und zu berichten, wie es ihnen ein Dreivierteljahr danach mit der Entscheidung geht, die Eltern bei der Umsetzung ihres Sterbeplans unterstützt zu haben.

Dieser Artikel basiert vor allem auf ihren Erzählungen. Die Autorin hat einzeln mit ihnen gesprochen und sie auch gemeinsam getroffen. Das Ehepaar Rackles konnte sie nicht mehr kennenlernen, denn sie stieß auf dessen Namen erst durch die Todesanzeige, die im Juli 2021 in der F.A.Z. abgedruckt war. Mark Rackles, Melanie Vogt und Jennifer Safy hatten sie dort geschaltet, da der Vater, in Frankfurt am Main geboren, der Zeitung sein Leben lang verbunden war. Unter dem gemeinsamen Todesdatum stand: »In 60 Jahren Ehe führten sie ein erfülltes und selbstbestimmtes Leben. Trauernd, aber voller schöner Erinnerungen verabschieden wir uns.«

Cynthia Lou Lawson und Rolf Rackles begegneten sich im August 1962 in München. Die 26-jährige Amerikanerin Cynthia aus Boston hatte in ihrer Heimat eine Ausbildung zur Krankenschwester absolviert, ein paar Jahre in dem Beruf gearbeitet und war das erste Mal nach Europa gereist. Rolf Rackles, fünf Jahre älter als Cynthia und promovierter Betriebswirt, hielt sich beruflich in der bayerischen Landeshauptstadt auf. Bei ihm war es Liebe auf den ersten Blick. Und auch bei Cynthia Lawson kann es nicht lange gedauert haben, bis ihr klar wurde, dass dieser Deutsche eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen sollte. Nur ein Jahr nach dem Kennenlernen gaben sie sich am 29. August 1963 in Frankfurt das Jawort.

Rolf Rackles nahm eine Stelle bei einem großen Unternehmen in Ludwigs- hafen an. Das Ehepaar zog zunächst in die Nähe von Heidelberg; Mark, Melanie und, mit etwas Abstand, Jennifer kamen auf die Welt. Bald darauf kaufte es ein Haus in der Stadt am Neckar.

Gegensätze ziehen sich an, besagt eine Redensart, und auf Cynthia und Rolf Rackles traf das zu. Cynthia trat allem und jedem aufgeschlossen gegenüber, war an ihren Mitmenschen interessiert und kam mithilfe ihrer amerikanischen Art leicht mit ihnen ins Gespräch. *Outgoing* nennt man das in ihrer Muttersprache. Rolf Rackles war introvertierter, harmoniebedürftiger, überließ seiner Frau gerne die Rolle als Tonangeberin. Eine Kombination, die sich gut ergänzte. Auf der einen Seite der Ruhepol, strukturiert und organisiert. Auf der anderen Seite die Sprühende, die Abwechslung liebt. »Meine Mutter hat seine Stabilität sehr geschätzt, und mein Vater hat es sehr geschätzt, dass sie Lebendigkeit in sein Leben brachte«, sagt Jennifer.

Gemein hatten beide den Sinn für Genuss, für guten Wein, für gutes Essen. Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, gingen sie regelmäßig auf Kulturreisen, besuchten kulturelle Veranstaltungen. Die Initiative ging in aller Regel von Cynthia Rackles aus. Ihr Sohn sagt, die Mutter sei »nicht übergriffig dominant gewesen«, aber über die Jahrzehnte habe sich eine klare Rollenverteilung eingeschlichen.

Eine andere, und zwar die klassische Rollenverteilung der Siebzigerjahre – der Familienvater bringt das Geld nach Hause, die Mutter erzieht die Kinder und kümmert sich um den Haushalt – lebte das Ehepaar Rackles hingegen auch. Den Vater nahmen die Kinder vor allem am Wochenende wahr, die Mutter war die Erzieherin.

Den Eltern war es wichtig, mit den Kindern zu verreisen. Häufig ging es nach Italien und Frankreich, dorthin, wo es sonnig und schön war. Alle paar Jahre flogen sie auch in die amerikanische Heimat der Mutter, in der Verwandte lebten. Das Verhältnis innerhalb der Familie war eng. Die Kinder, die immer gut miteinander klarkamen, schätzten die Eltern, die sich mit allem, was sie hatten, um sie kümmerten. Mark und Jennifer studierten Betriebswirtschaft, Mark zudem Politikwissenschaft, Melanie Slawistik. Sie bewährten sich in ihren Jobs. Und sie fanden Partner. Alle drei sind verheiratet, Mark hat zwei Töchter und einen Sohn, Melanie einen Sohn.

Die Geschwister berichten, Humor sei stets ein wichtiges Thema in der Familie gewesen, auch zwischen den Eltern.

Die Geschwister berichten, Humor sei stets ein wichtiges Thema in der Familie gewesen, auch zwischen den Eltern. Ein leicht sarkastischer Grundtenor habe die Kommunikation geprägt, außerhalb der Familie sei dieser spezifische Humor nicht immer gut angekommen. »Aber für die interne Kommunikation ist der wahn-

sinnig wichtig gewesen, hat vieles entkrampft, hat uns verbunden«, sagt Mark Rackles.

Zu diesem speziellen Familienton gehörte auch, dass das Reden über den Tod, über das Sterben nie ein Tabu war. Als der Sohn in den Achtzigerjahren seinen Zivildienst beim Deutschen Roten Kreuz ableistete und zu Hause von pflegebedürftigen, schwerkranken Menschen berichtete, sprachen sie viel miteinander darüber, was sie unter würdigem Sterben verstehen. Mark Rackles sagt: »Was ich damals gesehen habe – Menschen, die von Krebs zerrissen werden, Menschen, die körperlich fit sind, aber geistig verfallen – hat mir früh klargemacht, dass ich für mich selbst ein anderes, selbstbestimmtes Lebensende wählen möchte.«

Diese Einstellung wurde von den Eltern geteilt. Sie äußerten schon im mittleren Lebensalter, aus einer Situation körperlicher Gesundheit heraus, den Moment nicht verpassen zu wollen, zu dem sie noch selbstbestimmt entscheiden könnten. Cynthia Rackles hatte, wohl auch wegen ihres Berufs als Krankenschwester, klare Bilder vor Augen, wie ein Leben im Alter aussehen kann. Bei ihrer Schwiegermutter hatte sie zudem hautnah verfolgen können, wie deren Geist durch einen Schlaganfall ausgelöscht worden war, während die Organe die Körperfunktionen aufrechterhielten. Das wollte sie sich selbst, ihrem Mann und den Kindern nicht antun. Melanie Vogt sagt: »Unsere Eltern haben immer viele Dinge anders gemacht als andere, sie hatten sehr klare Ansichten. Sie wollten auf keinen Fall in ein Pflegeheim. Und sie konnten sich auch nicht vorstellen, dass jemand zu ihnen in die Wohnung kommt.«

Hier zeigt sich: Sosehr sich Menschen darin unterscheiden, wie sie Schmerzen wahrnehmen und diese aushalten können, so unterschiedlich ist auch ihre Bereitschaft, Hilfe anzunehmen. Ute Lewitzka, Psychiaterin an der Uniklinik Dresden und Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention, glaubt, dass die Deutschen diese Fähigkeit ein Stück weit verlernt haben. »Dass die Lebensspanne auch beinhaltet, alt zu werden, mit allem, was dazugehört, passt in unsere Optimierungsgesellschaft einfach nicht rein«, sagt sie. Es sei nun mal so: Nicht nur das frühkindliche Stadium, auch das Alter mache abhängig von anderen Menschen. Alte Leute empfänden dadurch einen Kontrollverlust, hätten Angst, nicht mehr ihr eigener Herr zu sein, anderen zur Last zu fallen. »Aber es kann doch nicht der Weg sein, ihnen ein Suizidmittel zu verordnen.« Stattdessen müssten Perspektiven eröffnet und mehr gesellschaftliche Verantwortung übernommen werden. »Alt werden in Würde« und »Sterben in Würde« dürften nicht nur Begriffe sein, sondern müssten ausgestaltet werden: »Wie gelingt Altern und Sterben in Würde? Sicherlich nicht in einem Heim mit Versorgungslücken, sicherlich nicht, wenn ich nicht überall palliativmedizinische Einrichtungen habe«, so die Psychiaterin.

Der Satz »Wenn es so weit ist, gehen wir in die Schweiz« wurde ein *running gag* in der Familie Rackles und bei jeder passenden Gelegenheit (und noch mehr unpassenden) geäußert. Die Geschwister sind sich einig, dass er auch damals nicht nur so dahingesagt war von den Eltern – jedoch aus einer gewissen Unbedarftheit heraus formuliert. Als sich Mark Rackles vor vielen Jahren konkret mit der Schweiz beschäftigte, stellte er schnell fest, dass es so einfach nicht sein würde. »Es kostet viel Geld, und man muss Schmerzpatient sein.«

Viele Jahre – gute Jahre – gingen ins Land. Ab 2016 machte sich das ansteigende Lebensalter zunächst bei Rolf Rackles, dann auch bei Cynthia immer stärker bemerkbar. Am Tag seines 85. Geburtstags erlitt Rolf Rackles

eine Blutung zwischen Hirnhaut und Gehirn und musste notoperiert werden. Bald darauf verschlechterte sich sein Sehvermögen massiv. Ab diesem Zeitpunkt, erzählen die Kinder, wurde die Debatte über das selbstbestimmte Sterben im Hause Rackles konkreter.

Weder Cynthia noch Rolf Rackles litten an einer lebensbedrohlichen Krankheit. Diverse Leiden und Beeinträchtigungen schränkten ihren Bewegungsradius jedoch immer stärker ein. Cynthia Rackles wirkte zwar stabiler als ihr Ehemann, hatte jedoch seit dem Jahr 2019 eine Gürtelrose, auch Zoster genannt, die ihr solche Schmerzen bereitete, dass sie opiatpflichtig wurde. In Folge der Medikamenteneinnahme litt sie unter starkem Schwindel, war unsicher beim Gehen, stürzte einige Male. In der Wohnung brauchten beide einen Stock; draußen einen Rollator.

Allein gingen sie kaum noch vor die Tür. Rolf Rackles saß den Großteil des Tages auf dem Sofa vor dem Fernsehprogramm, dem er nur noch lauschen konnte. Melanie Vogt sagt: »Früher kannten wir unseren Vater auf seiner Chaiselongue, die Zeitung lesend, unterstreichend, Artikel rausschneidend.« Jennifer Safy ergänzt, der Vater habe gerne am Computer gearbeitet. Seitdem das durch das schwindende Augenlicht nicht mehr ging, habe er seine Frau sehr in Beschlag genommen. Safy sagt: »Mein Vater war nicht der Typ, der sich selbst ein Hörbuch genommen hätte, sondern er ging zu meiner Mutter und sagte: Was machen wir jetzt? Dadurch war sie immer wieder in der Situation, sich um ihn kümmern zu müssen, und hatte immer weniger Zeit für sich selbst.« Auch Melanie Vogt sagt: »Mutti wurde die Versorgerin für Papa.« Das sei eine große, auch psychische Belastung für sie gewesen. Der Vater sei zugleich immer schweigsamer geworden. »Meine Mutter hatte dadurch unter der Woche kaum noch Gesprächsimpulse.«

Nachdem die Eltern nach längerer Planung einen Umzug nach Berlin zur Familie des Sohns ablehnten, beschlossen die drei Geschwister vor etwa fünf Jahren, sich bei den Eltern abzuwechseln. Entweder setzte sich Freitagvormittag Mark in Berlin in den Zug Richtung Heidelberg oder Melanie in München oder Jennifer in Frankfurt. Bis Sonntagmittag verbrachten sie das Wochenende bei den Eltern, redeten viel, erzählten von den Enkeln, sahen gemeinsam fern und drehten mit dem Vater eine Runde durchs Viertel, um der Mutter eine Auszeit zu gönnen: zum kleinen Laden, in dem ein Kaffee getrunken, die Zeitung gekauft und Lotto gespielt wurde. Dann weiter in die Grünanlage, in der die Stadtbücherei liegt, ein Spielplatz und ein Bouleplatz. Zusätzlich dazu riefen die beiden Töchter jeden Tag bei den Eltern an: Jennifer um zwölf, Melanie um viertel vor acht abends. »Wir haben gemerkt, unsere Mutter braucht diesen Austausch«, sagt Jennifer.

Viel mehr Zuwendung geht kaum. Cynthia und Rolf Rackles zählten nicht zu den vereinsamten Alten, für die sich unsere Leistungsgesellschaft nicht mehr interessiert. Aber die gibt es. Eine im Februar im »Journal of Ethics in Mental Health« publizierte Studie dokumentiert für die Niederlande, Belgien und Luxemburg, wo 2001 beziehungsweise 2009 der assistierte Suizid, aber auch die Tötung auf Verlangen eingeführt wurden, einen Anstieg der Gesamt-Suizidrate im Vergleich zu den Nachbarländern mit restriktiveren Gesetzen. Insbesondere ältere Frauen scheinen aufgrund der Selbsttötungsangebote gefährdeter, sich frühzeitig das Leben zu nehmen. Sie überleben häufiger ihre Partner, leben länger allein und leiden unter Einsamkeit oder der Sorge, anderen zur Last zu fallen. Außerdem sind Frauen häufiger von Altersarmut und Depression betroffen. Auch in der Schweiz verdreifachte sich zwischen 2010 und 2018 die Zahl der assistierten Suizide, während im Gegenzug die sogenannten »harten Suizide« nicht zurückgingen. In allen vier erwähnten Ländern hatten Befürworter der Legalisierung das Argument ins Feld geführt, die Möglichkeit des assistierten Suizids werde harte Suizide verhindern.

Trotz der Anteilnahme und Verfügbarkeit, die ihre Kinder zeigten, wollten Cynthia und Rolf Rackles nicht am Leben bleiben. Cynthia litt immer mehr unter den Schmerzen der Zostererkrankung. Melanie Vogt sagt: »Ich musste sie nur angucken und wusste, wie es ihr geht, ich wusste am Telefon, ob es ein guter oder ein schlechter Tag gewesen war. Und am Ende waren es einfach zu viele schlechte Tage.«

Das lag auch daran, dass auch bei Cynthia Rackles das Sehvermögen abnahm. Sie, die unglaublich gerne gelesen hatte – Jennifer benutzt das Wort »Lebenselixier«, wenn sie davon erzählt, wie die Mutter in Bücher und damit in andere Welten abtauchte –, hatte eine Makuladegeneration, bekam über einen längeren Zeitraum ein Medikament in die Augen gespritzt, das den Sehkraftverlust verlangsamen sollte. Als sich herausstellte, dass diese sehr unangenehme Behandlung nichts brachte, kam Cynthia Ende des Jahres 2019 an den Punkt, an dem sie keinen Sinn mehr sah in ihrem Weiterleben. Sie fuhr ihre noch vorhandenen sozialen Kontakte fast komplett herunter, beendete zum Beispiel ihre langjährige Teilnahme an einer Bridge-Runde. Mark Rackles sagt: »Da fingen die Gespräche an, ernster zu werden, im Sinne von: Wir möchten tatsächlich gehen.« Und Melanie Vogt berichtet, die Mutter habe gesagt: »*Life was a party, but the party is over. I am ready to go.*«

Aber wie kam es, dass Rolf und Cynthia Rackles so entschlossen waren, dies gemeinsam zu tun? Die meisten betagten Ehepaare, die 50, 60 manchmal 70 Jahre verheiratet sind und die auf die Frage, ob sie sich ein Leben ohne den Partner vorstellen können, spontan mit Nein antworten, verfolgen trotzdem nicht den Plan, ihr Leben gemeinschaftlich zu beenden.

Die Rackles-Kinder sagen, ihre Eltern seien noch im hohen Alter nicht nur ein eingespieltes Team, sondern ein Liebespaar gewesen.

Die Rackles-Kinder sagen, ihre Eltern seien noch im hohen Alter nicht nur ein eingespieltes Team, sondern ein Liebespaar gewesen. Sie hätten die Entscheidung als Konsequenz ihrer Liebesbeziehung und ihrer Ehe gesehen: wenn, dann gehen wir zusammen. »Aber was es wirklich bedeutet, aus unterschiedlichen Lebenssituationen

heraus zum selben Zeitpunkt zu dem Schluss zu kommen, jetzt ist es so weit – ob ihnen das so klar war, weiß ich nicht«, sagt der Sohn. Und seine zwei Jahre jüngere Schwester Melanie glaubt: Wäre die Mutter natürlich gestorben, hätte der Vater keinen Suizid begangen. »Aber weil sie sich so nahe waren, wollte er nicht allein zurückbleiben, wenn sie diesen Weg wählt.«

Ende Februar 2020 verkündete das Bundesverfassungsgericht ein Urteil, das auch von Cynthia und Rolf Rackles in Heidelberg aufmerksam wahrgenommen wurde. Diverse Einzelpersonen und Organisationen hatten gegen das seit 2015 geltende Gesetz zur Sterbehilfe geklagt. Es verbot die »geschäftsmäßige Förderung der Selbsttötung«, was vornehmlich gegen die Aktivität von Sterbehilfevereinen gedacht war. Allerdings gerieten mit dem Gesetz auch Ärzte, die ein paar Mal im Jahr Menschen in den Tod begleiten, in eine rechtliche Grauzone. Infrage stand, ob ihr Verhalten durch eine, wenn auch seltene Wiederholung als geschäftsmäßig eingeordnet werden könnte. Zwischen 2015 und bis zum Urteilsspruch des Bundesverfassungsgerichts im Februar 2020 gab es daher kaum eine Option für Menschen, die sich eine Suizidbegleitung wünschten. Die Karlsruher Richter kippten das Gesetz mit der Begründung, das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasse ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben. Dieses Recht schließe die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen und hierbei auf die freiwillige Hilfe Dritter zurückzugreifen. Die Richter forderten die Politik auf, diesen Grundsatz in der gesetzlichen Neuregelung zu berücksichtigen.

Nach dem Urteilsspruch nahmen Sterbehilfevereine und auch die wenigen Ärzte, die Menschen beim geplanten Suizid begleiten, ihre Tätigkeit rasch wieder auf. Unter welchen Rahmenbedingungen sie das zukünftig tun können, ist noch nicht geklärt. Zurzeit liegen drei Gesetzesentwürfe vor. Zwei Entwürfe sehen eine eher liberale Regelung vor, der dritte betont vorrangig Suizidprävention und Lebensschutz. Assistierte Sterbehilfe bliebe nach ihm mit wenigen Ausnahmen grundsätzlich strafbar.

Alle Entwürfe haben gemein, dass sie Menschen davor schützen wollen, zum Suizid gedrängt zu werden. Wann es zu einer Abstimmung im Bundestag kommen wird, ist noch nicht abzusehen.

Hatten Cynthia und Rolf Rackles bis Anfang des Jahres 2020 noch gedacht, sie müssten ohne Unterstützung aus dem Leben scheiden, sahen sie durch den Urteilsspruch eine Möglichkeit, zu Hause, in ihren eigenen vier Wänden vermeintlich sicher zu sterben. Zuvor war es zu von den Kindern als absurd wahrgenommenen Gesprächen gekommen. Mark Rackles sagt: »Man sitzt bei Wein und Crackern, und sie sagen einem: Wir haben überlegt, Erhängen schaffen wir nicht, Erstechen auch nicht. Wir könnten uns Steine an den Körper binden und in den Neckar springen.« Er und seine Schwestern hätten immer häufiger gemerkt, dass die Eltern untereinander über alle möglichen Todes- und Sterbepformen sprachen. »Es begann, skurril zu werden. Da haben wir uns gefragt: Gibt es würdige und seriöse Angebote, die eine Prüfung beinhalten, ob das mehr als eine Altersdepression ist?«

Über persönliche Beziehungen nahm Mark Rackles Kontakt zu dem Berliner Arzt Michael de Ridder auf, der Suizidbegehren unter engen Richtlinien begleitet. De Ridder war einer der Kläger vor dem Bundesverfassungsgericht. Im Juni 2020 traf das Ehepaar Rackles, begleitet von Mark und Melanie, in einem Berliner Hotel auf Michael de Ridder. Ziel dieses Treffens war es, eine sachkundige Einschätzung zu erhalten, ob Rolf und Cynthia Rackles die »Kriterien« für einen assistierten Doppelsuizid erfüllten. Mark Rackles erinnert sich, bei den Eltern im Angesicht einer greifbaren Todesperspektive einen nicht mehr bekannten Lebenswillen wahrgenommen zu haben. »Man merkte, sie lebten auf, weil sie wussten, es könnte dazu führen, dass sie ›befreit‹ werden.«

Zu Beginn eines Telefonats im März 2022, für das sich Michael de Ridder die Unterlagen vom Sommer 2020 herausgesucht hat, ist es ihm wichtig, festzustellen, dass die zentrale Gruppe, bei der er eine Sterbebegleitung in Erwägung zieht, Personen sind, die den Tod mehr oder weniger unmittelbar vor Augen haben. Das trifft vor allem auf körperlich schwersterkrankte Menschen in Akutsituationen zu, wie Krebspatienten mit einem metastasierenden Tumor oder ALS-Kranke, die kurz vor der Beatmung stehen und sich diese Abhängigkeit nicht vorstellen können. »Unerträglichkeitssuizid nennt man das, und das sind die Fälle, um die ich mich primär kümmere.«

Die zweite Gruppe, zu der auch das Ehepaar Rackles zählt, habe einen »Präventivsuizidwunsch«. De Ridder meint damit: Aus medizinischer Sicht ist die Unerträglichkeit der Situation bei diesen Patienten noch nicht erreicht. Mit solchen Präventivsuiziden tue er sich »sehr, sehr schwer«. Er habe in solchen Situationen zwar schon geholfen und könne den Wunsch teilweise auch nachvollziehen, aber es sei die Ausnahme, dass er sich solcher Fälle annehme.

Der Internist und Palliativmediziner bestätigt die Erkrankungen, von denen die Kinder berichtet haben: Beide Ehepartner litten unter einer

Makuladegeneration. Beide hatten kardiale Probleme, Cynthia Rackles' Gürtelrose verursachte ihr enorme Schmerzen. Es habe weitere altersbedingte Erkrankungen gegeben – »Multimorbidität« nennt das der Mediziner -, jedoch keine unmittelbar lebensbedrohliche. »Für beide galt, dass ihr Leiden nicht in dem Sinne akut war, dass das Lebensende absehbar gewesen wäre. Das hat mir zu denken gegeben.« Ob alle palliativmedizinischen Optionen ausgeschöpft worden seien, habe er sich gefragt. Speziell bei Cynthia Rackles erschien ihm das nicht der Fall, bei diesem ersten Treffen vertiefte er das Thema jedoch nicht. Darauf angesprochen, sagt Mark Rackles, die Mutter habe die Gürtelrose nicht richtig behandeln lassen. »Das war auch meine Mutter: Sie konnte störrisch sein.« Zu einem Psychiater zu gehen, um sich auf eine Depression untersuchen zu lassen, hatte sie ebenfalls abgelehnt.

Michael de Ridder stellte im Gespräch mit Cynthia Rackles eine ausgeprägte »Leidensmüdigkeit« fest. Sohn Mark signalisierte er damals, sich

Wenige Wochen nach der Begegnung in Berlin stellte sie das Dogma, es nur zu zweit zu machen, infrage. Ihrem Mann warf sie vor, er habe seine Chance gehabt.

nach Folgegesprächen vorstellen zu können, für sie unterstützend tätig zu werden. Im Gespräch mit Rolf Rackles konnte der Arzt jedoch »keinen klar formulierten Suizidwunsch« erkennen. Rackles sei zum damaligen Zeitpunkt zwar der Auffassung gewesen, es gehe ihm nicht gut, aber dass er weiterleben wolle. »Für mich lag ein klar erkennbares Ungleichgewicht vor. Frau Rackles erschien mir als die treibende Kraft, die

Druck auf ihren Mann ausübte.« In seiner Wahrnehmung habe ein Dissens bestanden, der das klare Signal einer offenen Situation sendete. »Das Kriterium einer wohlervogenen Entscheidung war in dieser Situation bei Herrn Rackles nicht erfüllt. Dann kann ich eine Suizidbeihilfe nicht verantworten.« Damit sei das Gespräch für ihn beendet gewesen.

Mark Rackles erzählt, dass der Vater ihnen danach berichtet habe, auf die konkrete Frage »Herr Rackles, wenn Sie die Gedanken an Ihre Frau beiseitelegen, würden Sie weiterleben wollen?« geantwortet zu haben: Ja, gäbe es seine Frau nicht, würde er weiterleben wollen. Als der Arzt daraufhin das Gespräch abbrach, habe sich der Vater furchtbar geschämt, versucht, ihn im Hotel noch aufzufinden, klarzumachen, dass das ein Fehler gewesen sei, er doch nur intuitiv geantwortet hätte. Rackles erzählt, in seinem Beisein hätte die Mutter ihren Mann vorher explizit aufgefordert: Sag, was du denkst. Das ärztliche Urteil habe dann jedoch trotzdem zu einer Auseinandersetzung

der Eltern untereinander geführt. »Meine Mutter konnte das überhaupt nicht verstehen.«

Für alle anderen in der Familie sei diese zwischenzeitliche Pause aber gut gewesen. »Mutter war vielleicht so weit, wir waren noch nicht so weit.« Schwester Melanie Vogt berichtet sogar, nach Berlin habe die Mutter gesagt, sie werde es akzeptieren, warten zu müssen, »bis es natürlich passiert. Jenny und ich waren so erleichtert. Das war wie ein Damoklesschwert, das weg war. Gott sei Dank, geht dieser Kelch an uns vorbei, dachten wir.«

Doch Cynthia Rackles ging es in den Folgewochen physisch und psychisch schlechter. Wenige Wochen nach der Begegnung in Berlin stellte sie das Dogma, es nur zu zweit zu machen, infrage. Ihrem Mann warf sie vor, er habe seine Chance gehabt. Für sie sei das Leben nicht mehr erträglich, er könne bleiben, sie werde notfalls auch allein gehen. Der Konflikt führte dazu, dass die Eltern untereinander, aber auch in Gesprächen mit einem Kind, mit zweien oder allen dreien immer wieder abklopften: Was heißt das jetzt genau? Ist das eine Erpressung? Drängt sie ihn in den Tod, obwohl er eigentlich gerne weiterleben würde? Jennifer Safy sagt, ihre »Erkenntnis aus Berlin« sei gewesen, absolut sicherzustellen, »dass mein Vater nicht in einen Sog mitgezogen wird und er denkt, dass er Cindy einen Gefallen tun muss. In den Momenten, in denen wir allein waren, habe ich oft mit ihm darüber gesprochen. Auch um zu hören, ob das morgens vielleicht der eine Tenor ist und abends ein anderer.« Auch die beiden älteren Geschwister erzählen, sie hätten den Vater in Einzelgesprächen immer wieder befragt. Er habe konsistent gesagt, er wolle nicht mehr leben, einmal auch, das Leben sei eine Qual.

Im Herbst 2020 brachte Mark Rackles den Stein auf Wunsch der Eltern wieder ins Rollen. Er kontaktierte den »Verein Sterbehilfe«, dessen deutsche Niederlassung in Hamburg ist. Der Verein stammt aus der Schweiz. Das Ehepaar Rackles forderte Mitgliedsunterlagen an, zahlte mehrere Tausend Euro Gebühr pro Person. Dann teilten sie dem Vereinsvorstand mit, sterbewillig zu sein. Zwei Mitarbeiter des Vereins, einer aus Deutschland, einer aus der Schweiz, kamen zu einem ersten Gespräch. Sie begutachteten die Situation: Sind die neuen Mitglieder überhaupt geschäftsfähig? Was ist der Hintergrund des Sterbewunsches? Gibt es Angehörige? Wie stehen sie zu dem Wunsch? Fördern sie ihn vielleicht sogar? Die Mitarbeiter kamen zu dem Schluss, es handele sich um eine seriöse Entscheidung in einem stimmigen Umfeld.

Daraufhin wurde ein ärztliches Gutachten in Auftrag gegeben. Sohn Mark fuhr im März 2021 mit den Eltern in die Nähe von Koblenz. Eine Ärztin führte unabhängig voneinander Gespräche, erfragte, warum Cynthia und Rolf sterben wollten. Sie mussten zudem Fragebogen ausfüllen (und amüsierten sich über die Fragen zu sexuellen Präferenzen). Dieses Gutachten

ging an den Vorstand des Vereins. Ein zweites ärztliches Gutachten wurde angefordert, ein eher untypischer Vorgang. Der zweite Arzt kam aus Bonn zum Ehepaar Rackles nach Heidelberg. Bei diesem Besuch waren die beiden Töchter zugegen. Er stellte ergänzende Fragen. Dann dauerte es etwa einen Monat, bis Mitte Mai die Nachricht kam: Beide Gutachten gaben grünes Licht für den Doppelsuizid. Die Kriterien dafür sind den Geschwistern nicht bekannt.

Mit diesem grünen Licht signalisiert der Sterbehilfeverein seine grundsätzliche Bereitschaft, beim Suizid zu assistieren. Die Sterbewilligen bestimmen selbst, ob, wann und in welchem Umfeld er stattfindet. Cynthia Rackles wollte diese Entscheidung schnell treffen. Doch es gab familiäre Belange, die ihre Kinder bei der Terminfindung berücksichtigt haben wollten. So war ein Enkelkind für einen längeren Aufenthalt im Ausland, das die Großeltern noch einmal sehen sollte – ohne von den Todesplänen zu wissen. Ein anderes Enkelkind absolvierte gerade sein Abitur. Ein Hochzeitstag stand vor der Tür, der all die kommenden Jahre nicht unter dem Schatten eines kurz zuvor begangenen Suizids stehen sollte. Cynthia und Rolf Rackles folgten der Bitte, ihre Pläne nicht direkt in die Tat umzusetzen.

Am 25. Mai 2021 wurde der 90. Geburtstag von Rolf Rackles gefeiert. Bis auf die eine Enkeltochter kam die ganze Familie zusammen. Sohn Mark nennt es »eine komische Erfahrung, einen Geburtstag zu feiern in sicherer Gewissheit, dass es der letzte sein wird. Aber die Eltern waren relativ gelöst, haben es auch genossen.« Im Juni wurde der Termin festgelegt: Montag, 5. Juli. Das gab der Enkelin im Ausland die Gelegenheit, bei ihrer Rückkehr Ende Juni über Heidelberg nach Berlin zu fahren und die Großeltern noch einmal zu sehen. Vater Mark begrüßte die Tochter danach abends zu Hause. Am nächsten Tag, einem Samstag, fuhr er nach Heidelberg. Alle drei Kinder verbrachten das Wochenende mit den Eltern. Dann kam der Montag.

Wenn die drei Geschwister vom 5. Juli 2021 erzählen – unabhängig voneinander –, verwenden sie alle drei die gleichen zwei Worte, und das immer wieder: skurril und absurd. Melanie Vogt sagt: »Der Tag war absurd. Es war ein ganz normaler Montag, der mit dem Frühstück angefangen hat. Danach habe ich mit Papa den täglichen Spaziergang gemacht, unsere Runde beim Zeitungsmann, wo wir auch Lotto gespielt haben, an diesem Morgen für alle. Alles war wie immer. Als wir gegangen sind, habe ich gedacht: Heute war er das letzte Mal hier.« Sie erinnert sich auch an den Anruf eines Freundes. Er fragte, wie es ihr gehe. Und sie habe geantwortet, heute sei der Todestag ihrer Eltern. »Das ist ein Moment, der sich mir eingebrannt hat: Dass ich auf dem Sofa saß und gesagt habe: Heute ist der Suizid. Total absurd.«

Jennifer spricht von einem »absolut skurrilen Tag. Morgens zu frühstücken und zu wissen, abends sind deine Eltern tot – das war ganz merkwürdig. Wir haben versucht, mithilfe von Humor einigermaßen damit zurechtzukommen.« Keiner habe gewusst, was er tun solle. Sie habe angefangen zu putzen, um sich zu beschäftigen, dann habe man gespielt, vielleicht deshalb: »Ich kann mich nicht mehr richtig erinnern.«

Mark sagt: »Ich hatte die alte Standuhr vor mir und wusste, um 14 Uhr klingelt es. Um 13,30 Uhr spielten wir noch Rummikub, meine Mutter freute sich, dass sie ein Spiel gewann. Das Skurrilste waren die Minuten, bevor es geklingelt hat. Das hat sich eingebrannt bei mir. Ich sehe diese Uhr vor mir, und wir spielen vor uns hin. Mein Vater hat Fernsehen geguckt, er konnte das Spiel nicht spielen. Das erschien mir wie eine Farce aufs eigene Leben. Der Tod naht, und wir bauen keine Bollwerke auf, sondern wir spielen. Das war absurd.«

Ein assistierter, über viele Monate geplanter Doppelsuizid ist etwas anderes als ein harter Suizid, der von einem meist psychisch erkrankten Menschen begangen wird. Über diese Spontansuizide berichten Medien so gut wie nicht, um Nachahmungstaten zu verhindern. Für assistierte Suizide gibt es keine klaren Regeln der Berichterstattung, trotzdem wird auch hier empfohlen, zurückhaltend zu kommunizieren, keine Details zu nennen. Daran wollen wir uns halten. Was die Sterbehelfer genau taten, welche Medikamente sie vorbereiteten, wie der Tod des Ehepaars Rackles physiologisch ablief, beschreiben wir nicht.

Um 14 Uhr am 5. Juli 2021 klingelten zwei Männer. Cynthia und Rolf Rackles wurden gefragt, ob es ihr freier Wille sei, ihr Leben heute zu beenden. Nachdem sie bejaht und diverse Papiere unterschrieben hatten, nahmen sie ein erstes Getränk zu sich. Die Sterbebegleiter verschwanden länger in der Küche. Mark und Jennifer hatten zuvor beschlossen, beim Tod der Eltern nicht anwesend sein zu wollen. Melanie hatte es sich offengehalten, wusste nicht, ob sie an dem Tag stark genug sein würde, konnte sich aber nicht vorstellen, sich vorher von den Eltern zu verabschieden. Für ihre Geschwister war es wiederum unvorstellbar, mitanzusehen, wie die Eltern sterben. Mark Rackles berichtet, der Abschied sei intensiv gewesen. »Man hat das Gefühl, man muss sich noch ganz viele tief-sinnige Sachen sagen, aber dann bleibt es bei: Ich liebe dich. Es war sehr unbeholfen. Letztlich zählten nur noch die Berührung und die Tränen.«

Melanie Vogt begleitete die Eltern in ihr Schlafzimmer. Mittlerweile war auch eine Freundin eingetroffen, eine der wenigen Personen, zu denen Cynthia Rackles in ihren letzten Lebensmonaten noch direkten Kontakt und die sie in den Plan eingeweiht hatte. Als Krankenschwester brachte die Frau Wissen über das Sterben mit und hatte von sich aus die Begleitung in den letzten Stunden angeboten. Cynthia Rackles hatte sich wohlgefühlt bei dem

Frank Charles Sportolari

* 1. Mai 1916 in Chicago † 12. Juli 2021 in Düsseldorf

Damen, Väter, Großvater, Bruder, Schwiegervater und Freund

Gibt mit Maria, Caroli, Rosa und Paolo
VinoDaniela und Julian mit Maria, Elsa und Jonas
Martinez, Laura, Luca und Jule mit Anghelinos
Ite

Traueranzeige

Familie Sportolari, c/o Bestattung Chärlott, Querenburgerstraße 110, 40621 Düsseldorf

Die Trauerfeier zur anschließenden Urnenbestattung findet am Donnerstag, dem 12. August 2021,
um 12:00 Uhr in der oberen Kapelle der Garnisonfriedhöfe,
Querenburgerstraße 111 in Düsseldorf, statt.Auchere Freunde eingeladen! Rosen und Kirschen setzen wir ein Symbol für den
Erbauer dieses Dorfes. BIANCA & COOP 04101013 0139 80.
Kontakt: FR TrauerPflanzenservice - Frank Sportolari oder als ONLINE.
0800 0237 732 0200 0200 3000 00. Kontakt: Frank Sportolari.

Vor Trauerbeginn bitte wir abwarten.

We bid farewell to our former President and Honorary Member

Frank SportolariWe mourn the loss of a deeply admired individual who supported the work
of the American Chamber of Commerce in Germany for many years and
significantly shaped its development.With his dedication, his charisma, his sense of humor and his endearing manner,
Frank Sportolari served as a role model for us.We will remember Frank Sportolari with honor and gratitude. We will miss him,
not just as a steadfast supporter of transatlantic partnership,
but above all as a friend.Executive Committee, Board of Directors and Staff of the
American Chamber of Commerce in Germany e.V.

Frankfurt am Main, July 2021

In dieser Trauer gehen wir den Tod unserer Schwägerin, Schwiegerin, Cousine
und Tante hinweg.**Dr. Silke Spieler**

* 25. 10. 1942 † 16. 7. 2021

Die Ehe da Franca Weidmann, geb. Spieler mit Friedrich, Hans, Anja, Kristina
Die drei Wilma, geb. Spieler mit Klaus, Christian, Sabine, Karsten
Jan-Erik, Inma, Inke Spieler
Heide StrohbachSie war eine engagierte Hausfrau, die sich vor allem für die Bewahrung
des Kulturgutes der ehemaligen Zugehörigen einsetzte.Die Trauerfeier findet im eigenen Haus und Friedhofbereich am
Königsplatz 10/11Familie da Franca Weidmann, Scheffelstraße 47, 14195 Berlin
Familie Wilma, Sauerbach 36, 97892 Würzburg„The ember of death is a lover's path,
which burns and is reborn“
(William Shakespeare)

Wir nehmen Abschied von

Dr. Rolf Horst Adam Räckles

* 24. Mai 1911 (Hessheim, MA) † 12. Juni 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

Cynthia Lou Räckles (geb. Lawton)

* 21. Juni 1936 (Hessheim) † 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

† 14. Juli 2021 (Hessheim)

Wir trauern um unseren politischen Weggefährten und Freund,
den leidenschaftlichen Historiker

Prof. Dr. Dr. h.c.

WŁODZIMIERZ BORODZIEJ

1956 – 2021

Felix Ackermann, Dietrich Beyrau, Dieter Bingen, Jochen und
Marta Böbler, John Connelly, Wolfgang Eichweide, Norbert Frei,
Daniela Geuber, Eva und Hans-Henning Habig, Peter Hallinger,
Ulrich Herbert, Wolfgang Jacobmeyer, Diana Joseph, Christoph
Kleemann, Volkhard Knigge, Michal Kopeček, Eva Kovács,
Claudia Kraft, Andreas Lawaty, Kristina Meyer, Michael G. Müller
und Monika Wrzesek-Müller, Lutz Nitzschammer, Joachim und
Suzanne von Pankram, Oliver Rahnholz, Milos Ranzik, Martin
Schulze Wessel, Katrin Steffen, Philipp The, Tatjana Tomaszewy,
Serafin Troebst, Raphael Ull, Klaus Ziemer

πάρτα πέι

Dr. Achim Rohde

* 22. Mai 1936 † 12. Juli 2021

In Liebe, Dankbarkeit und mit vielen schönen Erinnerungen



Nichtster Weg 60, 41468 Neuss

Eine Seelenwanderung auf einem späteren Zeitpunkt im engen
Pamirkreislauf start.**Im Alten
Testament steht:
Liebe Deinen
Nächsten.
In meinem auch.**

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

In meinem auch.

Voller Trauer verabschieden wir uns

**Prof. Dr. Dr. h.c.
Włodzimierz Borodziej**

1956–2021

einem bedeutenden Historiker, dem Krüner der
europäischen Geschichte, Osteuropas und
Mittelalters
und langjährigen Co-Vorsitzenden der
Gesellschaft Historische Wissenschaften
Schubachkommission.Seine Frau Anna und seine Tochter Nora
sprechen wir unser Mitgefühl aus.Das Präsidium der Gesellschaft
Historische Wissenschaften
der Historiker und GeographenIn der Biografie, geprägt mit
glaubwürdigen, werden wir in die
Eternität überleben.
(Julius Baumbach)

Wir nehmen Abschied von

Richard Klein

* 14.12.1903 † 5.7.2021

Mit Leidenschaft und Freude habe ich, unter großer
persönlicher Opfern, für die, wie Sie, wenig wei-
ter die Stadt und deren Philosophie. Wir werden sehr
haben, die Unsterblichkeit seiner Kräfte und die
leidenschaftliche Transparenz, seine Güte und Groß-
zügigkeit vermissen.Mit Liebe und in Verbundung
Veronika, Franziska, Maximilian, Magdalena**Oskar Adam**

1938 – 2021

Die Liebe bleibt immer auf
1. Korinther 13Unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter sowie näher Angehörige hat lange
durchgehalten und ist am 14. Juli 2021 friedlich eingeschlafen.**Dr. phil. Marie-Lise Weber**

geb. Böck

* 2. August 1935 in Fulda

Wir sind tieftrauernd

Daniela Weber-Rey, LL.M. und Stephan Rey
– Julien Rey und Kyu-Won Choi mit Theodor und Elinor –
– Vincent Rey –
– Léonie Rey –Dr. med. Kai Christof Weber und Petra Störzer
Prof. Dr. phil. nat. Dorothea Weber-Bruls und Jörg Baumgart

– Charlotte Bruls –

– Isabelle Bruls –

Ulla Muroschat, geb. Weber, und Udo Muroschat

Gerda Straatzmann, geb. Schwewer, und Benno Straatzmann

Die Einäscherung findet in aller Stille statt. Die Urnenbestattung mit Trauerfeier
folgt zu einem späteren Zeitpunkt.**Traueranzeigen und Nachrufe**

Ankündigung und Beerdigung

Telefon (049) 7591-2279

Telefax (049) 7591-0219/23

E-Mail traueranzeigen@fa.de

Alle Anfragen und Informationen unter Telefonnummer 049

Friedhöfe aller Völker e.V.
Vergeltung durch den FriedenZweifacher Stern
LEBENSWEGE

Gedanken, diese Freundin an ihrer und der Seite ihres Mannes zu wissen, wenn es so weit wäre.

Cynthia und Rolf Rackles setzten sich auf ihr Ehebett, küssten sich ein letztes Mal, sagten einander: *Let's do it*. Danach nahmen sie hintereinander ein Betäubungsmittel und das tödliche Mittel ein. Innerhalb von ein paar Minuten schiefen beide nebeneinander auf dem Bett ein. Ihre Tochter war überrascht davon, dass das so schnell ging. »Das hätte ich gerne gewusst, um mich darauf einstellen zu können«, sagt Melanie Vogt.

Da sie vor Ort war, verließen die beiden Sterbehelfer etwa eine halbe Stunde nach Gabe des Schlafmittels die Wohnung, hinterließen für den Notfall eine Telefonnummer. Melanie Vogt setzte sich noch mal zu ihrem Vater, dann auf einen Stuhl neben die Vertraute der Mutter. »Es kam Wind, dann Regen, und wir haben einfach geredet, während die Eltern geschlafen haben.« Etwa eine Dreiviertelstunde später setzte bei Cynthia Rackles die Atmung aus. Bei Rolf Rackles dauerte das eine weitere Dreiviertelstunde. Melanie Vogt sagt: »Das war ein Sterben, wie es sich meine Eltern gewünscht haben: gemeinsam Hand in Hand einzuschlafen, ohne Schmerzen, harmonisch. Das war eine Erlösung.«

Sie saßen noch eine halbe Stunde bei dem toten Ehepaar. Vogt ging dann los, um ihre Geschwister in einem nahe gelegenen Hotel über den Tod zu informieren. Die Freundin blieb in der Wohnung, bis alle drei zurückkehrten. Man merkt den Geschwistern mehr als ein halbes Jahr nach dem 5. Juli 2021 noch immer an, wie wenig sie auf das vorbereitet waren, was sich dann abspielte, nachdem Mark Rackles die Notrufnummer 110 gewählt hatte. Aber auch die herbeigeeilten Rettungskräfte waren es nicht. Einer nach dem anderen sei geschockt aus dem Schlafzimmer herausgekommen, einige hätten auf der Terrasse durchatmen müssen. Einer habe gesagt: Einen Doppelsuizid wie den hier hatten wir noch nie.

Von dem Zeitpunkt an, als zwei Beamte der Kriminalpolizei eintrafen, wurde das Schlafzimmer mitsamt der Eltern zum Tatort deklariert. Die Kripobeamtinnen gingen behutsam mit den drei Hinterbliebenen um. Sie studierten die Einverständniserklärung, die Rolf und Cynthia Rackles unterschrieben hatten und die besagte, dass sie freiwillig aus dem Leben geschieden waren. Sie befragten die hinterbliebenen Kinder zum Ablauf. Melanie Vogt bremste sich irgendwann in ihrer Detailtreue; Beihilfe zum Suizid ist in Deutschland ein heikles Thema.

Gar nicht behutsam verhielt sich ein Arzt, der von der Kripo gerufen worden war, um die Verstorbenen zu untersuchen. Er äußerte vehement sein Unverständnis für die Suizidentscheidung. Bei den drei Geschwistern kam das in dieser Ausnahmesituation nicht gut an. Sie empfanden es als unsensibel, dass sich der Arzt nicht allein der Aufgabe widmete, die Todesursache

festzustellen, sondern den Wunsch der Eltern und ihre Entscheidung, diesen Wunsch zu unterstützen, kommentierte. Gegen 21 Uhr wurde die Wohnung mit einem Siegel verschlossen.

An einem Montag im Februar 2022 sitzen die drei Geschwister rund um den Wohnzimmertisch in ebendieser Heidelberger Wohnung. Die jüngste Tochter, Jennifer Safy, lebt heute hier. Die Wohnung zu verkaufen, davon hatte Rolf Rackles seinen Kindern abgeraten. Aber zieht man einfach so in die Wohnung seiner verstorbenen Eltern? Nach einem Probewohnen entschieden sich Safy und ihr Mann dafür. Sie strichen die Wände, richteten die Zimmer neu ein. »Ich empfinde sie schon jetzt nicht mehr als reine Wohnung meiner Eltern. Gleichzeitig denke ich hier ganz viel an sie, was etwas Schönes, etwas Geborgenes hat«, sagt Safy. Die ganze Familie, auch die Kinder von Mark und Melanie freuen sich, dass die Heidelberger Adresse als vertraute Konstante weiter existiert.

Gerade sind die drei Geschwister noch einmal Unterlagen der Eltern durchgegangen, haben Fotos sortiert; am Tag zuvor waren sie das erste Mal seit der Beisetzung alle gemeinsam auf dem Bergfriedhof, wo die Asche der Eltern in einem Reihengrab bestattet ist, im Sommer umgeben von Lavendel und Rosen. Nach der Trauerfeier, noch auf dem Friedhof, kamen Menschen auf sie zu, die wissen wollten, wie assistierter Suizid funktioniert. Als Reaktion auf die Todesanzeige meldeten sich auch fremde Paare bei den Kindern und stellten dieselbe Frage.

Alle drei sagen, die vergangene Zeit, speziell das letzte Jahr, habe sie einander noch näher gebracht. Sie hätten sich mit ihren Stärken und Schwächen ergänzt. Auch mit zeitlichem Abstand denken sie, dass der Suizid der richtige Weg für die Eltern war. Das Vorgehen des Sterbehilfereins haben sie als professionell empfunden, sorgfältig, wertschätzend. Melanie Vogt spricht auch für die beiden anderen, wenn sie sagt: »Die Eltern fehlen. Ich vermisse die Gespräche, den Humor. Aber sie sind erlöst. Sie haben das, was sie wollten. Das war mir wichtig.« Sie macht einen glaubhaften Eindruck, aber natürlich ließe sich einwenden, dass sich die Geschwister vielleicht auch bestätigen müssen, richtig gehandelt zu haben.

Und tatsächlich merkt man ihnen noch immer eine starke Erschütterung an, eine Erschütterung, die möglicherweise weniger ausgeprägt wäre, wenn die Eltern auf andere Weise gestorben wären. Melanie Vogt sagt, ein Doppelsuizid wiege schwer. An einem Tag beide Elternteile zu verlieren sei hart. Sie sagt zudem: »Ich würde auch heute noch gerne jedes dritte Wochenende nach Heidelberg fahren, also lieber, als das mitzumachen, was passiert ist.«

Besonders auffällig aber ist: Von der langen Zeit der Begleitung ihrer Eltern erzählen Mark Rackles, Melanie Vogt und Jennifer Safy sehr konsistent; die

Zeit seit dem Verlust bewerten sie jedoch unterschiedlich. Der Sohn scheint stärker zu kämpfen zu haben als die beiden Töchter. Die Frauen sagen, ihr Trauerprozess haben spätestens in dem Moment begonnen, als vom Sterbehilfverein grünes Licht kam. »Wir haben schon sehr, sehr viel geweint«, so Jennifer Safy. »Ab der Zusage im Mai habe ich eigentlich die ganze Zeit nur geweint, wenn ich bei meinen Eltern war.« Häufig hätten Mutter und beide Töchter gemeinsam geweint; die Mutter habe dann meistens irgendwann gesagt: »Jetzt lasst uns aufhören und an was anderes denken.« Der Bruder habe das so nicht durchgemacht, vielleicht auch, weil er in den letzten drei Monaten seltener vor Ort war und dadurch nicht ständig mit »letzten Malen« konfrontiert. Safy sagt: »Ich glaube, mein Bruder hat solche Gedanken zu diesem Zeitpunkt nicht gehabt. Und es ist auch die andere Herangehensweise meines Bruders, die ihn etwas überrollt hat am Ende.«

Mark Rackles beschreibt, dass er nicht damit gerechnet habe, wie abrupt seine Rationalität von Emotionalität abgelöst worden sei. Er habe den Tod seiner Eltern vorbereitet wie eine Reise. Jetzt sei er »bass erstaunt von sich selbst« und frage sich: Wie konntest du das eigentlich so kühl organisieren? »Im Nachhinein, emotional aufgebrochen durch den Verlust, passt diese Kühle des zweckrationalen Organisierens eines Todes überhaupt nicht zum Ereignis des Todes.« Der gesamte Prozess habe sich so lang gezogen, dass eine Gewöhnung entstanden sei. »Irgendwann wurde es normal. Erst mit dem Tod habe ich gemerkt, dass es überhaupt nicht normal ist.«

Zudem macht Rackles ein Gedanke zu schaffen, den er in dieser Massivität ebenfalls nicht erwartet hatte. Ihn beschäftigt die Frage, warum die Eltern nicht weiterleben wollten – trotz ihrer Kinder, trotz ihrer Enkel. Er erlebt, wie speziell seine älteste Tochter mit dem Verlust, aber auch mit der Geheimhaltung des Suizids ihr gegenüber zu kämpfen hat. Außerdem sagt er: »Als Kind empfinde ich einen Vertrauensbruch: Ihr habt uns ins Leben geworfen, ihr habt uns Stabilität gegeben – und jetzt geht ihr einfach. Sind wir nicht genug, dass ihr in dieser Welt bleibt?« Natürlich hätten sie das noch zu Lebzeiten mit den Eltern thematisiert. Beide hätten gesagt: Wir lieben euch, aber es ist nicht mehr genug da, was einen Mehrwert erzeugt. Damit hadert der Sohn: In diesem »Das Leben ist es nicht mehr wert« steckt für ihn die Botschaft, drei fürsorgliche Kinder und vier Enkel zu haben sei zwar schön, aber nicht lebenserfüllend. Es fällt ihm emotional nicht leicht, das zu schlucken.

Psychiaterin Ute Lewitzka sagt, die Forschung wisse bislang wenig über die Auswirkungen eines begleiteten Suizids auf die Hinterbliebenen. Der belastende Einfluss sei nicht so gravierend wie bei einem harten Suizid, aber trotzdem anders als bei einer natürlichen Todesursache. Die Themen glichen sich. Es gehe um Schuld, konkret um Fragen wie: Warum konnten wir keinen

Halt geben im Leben? Dass Angehörige mit sich haderten, ob sie etwas versäumt hätten, trete auch nach einem begleiteten Suizid auf, aber seltener, da es sich um eine vermeintlich bewusste und wohlüberlegte Entscheidung handele. Sie fordert, dass es für Suizid-Hinterbliebene zumindest in großen Städten spezielle Anlaufstellen geben sollte, »ohne dass die Leute gleich psychiatrisiert werden«. Eine spezielle Trauerbegleitung helfe vielen.

Am ruhigsten wirkt Jennifer, die in der Phase des Abschieds von den Eltern so viel weinte und sich psychologische Hilfe suchte. Sie hatte sich zunächst über die Entscheidung der Geschwister gewundert, ihre teilweise schon recht erwachsenen Kinder nicht in die Pläne einzuweihen. Heute findet sie, dass das richtig war. Die vielen *ups and downs*, die unglaubliche Dominanz des Themas auf das tägliche Leben – das wolle man keinem Kind antun. Und trotzdem sagt sie: »Interessanterweise werfe ich meinen Eltern nicht vor, dass sie uns eingebunden haben. Ich bin sogar froh drum. Ich konnte sie unterstützen, begleiten und Abschied nehmen. Es hilft, wenn man Abschied nehmen kann.«

Als schlimm empfand sie hingegen den Countdown, den sie durchlebte, seit sie den Todeszeitpunkt kannte: »Zu wissen, es sind noch vier Wochen, nur noch eine Woche, das durchzustehen ist schon heftig.« Safy hätte sich zudem den Austausch mit Angehörigen, die eine vergleichbare Situation bereits hinter sich gebracht haben, gewünscht. »Es war so theoretisch. Auch wenn jede Familie unterschiedlich und jede Sterbehilfe anders ist, hätte es mir geholfen, jemanden zum Reden zu haben. Ich konnte es mir nicht vorstellen, wie sich das anfühlt.«

Mark Rackles, Melanie Vogt und Jennifer Safy planen, am 5. Juli 2022 in Heidelberg zusammenzukommen. Sie werden sich daran erinnern, wie sie sich ein Jahr zuvor kurz nach dem Verlassen der Wohnung beim Spanier um die Ecke trafen, in einer milden Nacht Rosé tranken, Tapas aßen, auf die Eltern anstießen. Melanie Vogt sagt, es sei ein schöner, intensiver Moment gewesen, zu dritt, in dem Gefühl vereint: Es ist vorbei.

weg von Gott und Götze, geht dann weiter... Dank Christi Radkes ging es in den... schenken. Welche? Welche mich die... eine, er war so weit so meine, inbrun...

mit einer, ohne karmische Erfindung... Gerechtigkeit, dass es der keine wird... der die Ehefrau... hat mich gewinn... hat mich bewirde...

PEIM FRÜHSTÜCK WISSEN: ABENDS NICH DIE ELTERN TOT

Was ist die Zeit Geschichte zum 8. Juli... 1985 - unbeherrschbar unvorsichtiger... und wurde nicht die die glühend... von Wärme, und ist immer wieder...

Meinung sagt, sagt. Der Tag war... nach dem die Fröhlich angestrichelt... der die Ehefrau... hat mich gewinn... hat mich bewirde...

Meinung spricht von einem abend... abendlichen Tag. Morgen ist ein... und es werden, obwohl ich diese Eltern... in der Sache war... hat mich gewinn... hat mich bewirde...

Christi und Raif Radkes werden sich... auf der Ehefrau, können sich ein... Mark, sagte: "Aber ich... in der Ehefrau... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Es ist 1930 die spielen wir... Rummeln, meine Maria, heute sind... das es ein Spiel... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Ein zweites zitiertes Gespräch... wird, anschließend, so aber... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Mit diesem primären Lieber... der Suchtheorien, ohne... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."



Ein Foto von der Ehefrau...

Für die Geschichte war es wiederum... unentschieden, unentschieden, wie... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes werden sich... auf der Ehefrau, können sich ein... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Es ist 1930 die spielen wir... Rummeln, meine Maria, heute sind... das es ein Spiel... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Ein zweites zitiertes Gespräch... wird, anschließend, so aber... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Mit diesem primären Lieber... der Suchtheorien, ohne... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

versteht, inwiefern, die Raif und... Christi Radkes untereinander... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes werden sich... auf der Ehefrau, können sich ein... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Es ist 1930 die spielen wir... Rummeln, meine Maria, heute sind... das es ein Spiel... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Ein zweites zitiertes Gespräch... wird, anschließend, so aber... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Mit diesem primären Lieber... der Suchtheorien, ohne... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

wenn alle, alle viel gemacht... auf der Ehefrau... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

IN DEM GEFÜHL VEREINT ES IST VORBEI

Mark Radkes beschrieb, das er nicht... durch gemacht habe, wie... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes werden sich... auf der Ehefrau, können sich ein... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Es ist 1930 die spielen wir... Rummeln, meine Maria, heute sind... das es ein Spiel... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Ein zweites zitiertes Gespräch... wird, anschließend, so aber... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Mit diesem primären Lieber... der Suchtheorien, ohne... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

wenn alle, alle viel gemacht... auf der Ehefrau... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

IN DEM GEFÜHL VEREINT ES IST VORBEI

Mark Radkes beschrieb, das er nicht... durch gemacht habe, wie... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes werden sich... auf der Ehefrau, können sich ein... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Es ist 1930 die spielen wir... Rummeln, meine Maria, heute sind... das es ein Spiel... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Ein zweites zitiertes Gespräch... wird, anschließend, so aber... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Mit diesem primären Lieber... der Suchtheorien, ohne... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

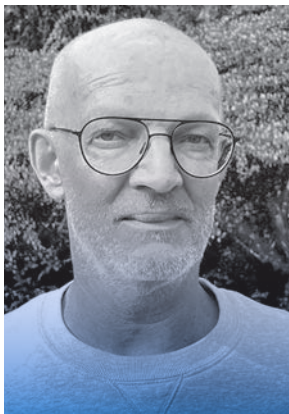
Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

Christi und Raif Radkes folgen... eine, die Prinz nicht... hat mich gewinn... hat mich bewirde..."

THORSTEN SCHMITZ

Thorsten Schmitz, Jahrgang 1966, wollte schon immer Reporter werden, weil er so am besten seine hervorstechendste Eigenschaft befriedigen konnte: Neugier. Er stammt aus Frankfurt und lebt nach Stationen in München, Hamburg und einer fast zwölfjährigen Korrespondentenzeit in Tel Aviv wieder in Berlin. In München hat er die Deutsche Journalistenschule absolviert, seitdem arbeitet er für die SZ, seit vielen Jahren im Reportage-Ressort Seite Drei/Buch Zwei. 2021 gewann er den Deutschen Reporterinnenpreis in der Kategorie »Sport«, 2022 den German Paralympic Media Award in der Kategorie »Artikel«.



Thorsten Schmitz ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Raus aus den Betten«, erschienen am 24. Dezember 2022 in *Süddeutsche Zeitung*.

Raus aus den Betten!

Geschichten aus Pflegeheimen sind in der Regel erschütternd, schuld ist das System. Aber es finden sich auch inspirierende Ausnahmen. Besuch bei Menschen, die dort wieder gehen lernen – manche sogar zurück nach Hause

Frau Finke

Am besten schaut man erst mal bei Frau Finke vorbei, Renate Finke, sie musste auch gar nicht groß überredet werden. Ein Mittwochnachmittag in Mülheim, nach dem ersten Klingeln öffnet sie die Tür. Frau Finke lebt im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses, einen Aufzug gibt es nicht. Sie lächelt, bittet ins Esszimmer. Kaffee oder Tee? Auf dem Tisch stehen Plätzchen, die sie im Supermarkt gekauft hat. Frau Finke, 86, staunt selbst, dass sie Besuch empfängt in ihrer Wohnung, das sei »eigentlich unglaublich«. Sieben Monate lang lebte sie in einem Pflegeheim. Es war ungewiss, ob oder wann sie genesen, ob oder wann sie wieder gehen würde. Im Januar ist sie in ihre Wohnung zurückgekehrt, das, sagt sie selbst, sei ein kleines Wunder. Sie kocht, spaziert im Park, trifft Freundinnen vom Tennisverein – und sie fährt Auto.

Es erzählt schon viel über ein Pflegeheim, wenn eine Geschichte darüber nicht in der Einrichtung selbst beginnt, also drinnen, sondern draußen.

Die Einrichtung, das sind zwei Häuser, sie zählen in der Branche zu den besten. Wer mal sehen möchte, wie Pflege auch aussehen kann, abseits der vielen, leider wahren Horrorgeschichten, soll hier nachschauen, heißt es. Vertreter der AOK Rheinland/Hamburg und der Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und -psychologie hatten vor zwei Jahren zusammen mit der Heimleitung auf einer Pressekonferenz in Berlin erstmals von den Häusern und ihrem Konzept berichtet. Und die Pflegewissenschaftlerin Angelika Zegelin sagt am Telefon, es gebe bestimmt auch andere Heime, die sich anstrengten, unter schlechten Bedingungen menschlich und fachlich gut zu arbeiten. Aber ihr fallen als Erstes die beiden Häuser der Evangelischen Altenhilfe Mülheim ein. Wer nun fast eine ganze Woche in diesem kalten Winter hier verbringt, lernt, wozu Wärme imstande und was möglich ist in einem System der Unmöglichkeiten. Und auch, was dafür nötig ist.

Im Haus Ruhrblick und im Haus Ruhrgarten also, die 300 Meter voneinander entfernt direkt am Fluss liegen, an der Ruhr, werden 113 Menschen betreut. Für viele ist es nicht die letzte Station. Die Zimmer beider Häuser haben Balkone; die mit Blick aufs Wasser und das Naturschutzgebiet direkt gegenüber sind sehr begehrt. Das eine Haus stammt aus den Siebzigerjahren, hat kleinere Zimmer und kleinere Bäder, vom großen Speiseraum blickt man

durch Panoramafenster auf Fluss und Landschaft. Das andere Haus ist Baujahr 2013, die Zimmer dort sind größer, heller, Flure und Aufzüge rollstuhlgerecht breiter.

»Eigentlich heißt Pflegeheim ja: Du kommst da rein und das war's«, sagt Frau Finke. Bricht man sich im Alter den Oberschenkel oder die Hüfte, trifft einen ein Schlaganfall oder ein Herzinfarkt, erkrankt man an Demenz oder Depressionen, ist das oft der Anfang vom Ende. In den Häusern hier sind 160 Menschen zwischen 2015 und 2020 gestorben.

Aber 238 Bewohnerinnen und Bewohner haben auch die Heime lebend wieder verlassen.

Frau Finke, Strickjacke, gepunktete Bluse, nippt am Tee und erzählt vom Sturz in ihrer Wohnung. Die Diagnose: Trümmerbruch der Hüfte. Nach zwei Operationen wurde sie in eine stationäre Reha-Klinik verlegt, wo sie wieder gehen lernen sollte. 20 Minuten Therapie pro Tag bezahlte ihre Krankenkasse, aber wenn sie dann endlich auf dem Klinikflur stand, wo sie das Laufen lernen sollte, war die Zeit schon wieder um, denn allein sich unter Schmerzen aus dem Bett schälen, den Rollator ergreifen, zur Zimmertür gehen hatten schon 20 Minuten in Anspruch genommen. Kalt sei es in der Reha gewesen, und Frau Finke meint nicht die Zimmertemperatur. »Ich habe eigentlich immer nur in meinem Bett gelegen«, sagt sie.

Wer »Pflegeheim« hört, denkt an all die Bilder aus den Nachrichtensendungen, an hilflose Menschen, die dem Tod vor laufenden Fernsehern entgegen-dämmern, die vergessen in ihren Exkrementen liegen, die nur noch sterben möchten, manche an Betten gefesselt, misshandelt gar. Und nicht erst seit der Corona-Pandemie sind da Abertausende Geschichten von Pflegefachkräften, die am Limit arbeiten, die im Minutentakt Blutdruck messen, Stützstrümpfe überstreifen, Windeln wechseln, Fingernägel schneiden, Arzneien geben, Fieber messen, beim Anziehen helfen. Geschichten über die, die jeden Tag »mit schlechtem Gewissen schlechte Arbeit abliefern«, wie Angelika Zegelin, früher selbst mal Krankenschwester und heute Professorin der Pflegewissenschaft, am Telefon sagt.

Bei vielen Pflegefachkräften sei nach drei Jahren Ausbildung zwar der Anspruch da, alte gebrechliche Menschen so zu pflegen, dass sie wieder selbständiger und aktiver würden. Aber dann kämen sie »hoch motiviert in schlecht geführte Einrichtungen und müssen jeden Tag am Limit arbeiten«. Ganze Wohnbereiche seien unterbesetzt, denn am Personal, der teuerste Posten in jedem Heim, werde gespart, auch weil bereits 50 Prozent der Pflegeheime in den Händen privater Investoren sind »und die ihre Aktionäre bedienen müssen«.

Eine Geschichte über schlechte Pflegeheime ist immer auch eine Geschichte über Geld.

Alte Menschen werden oft sofort »mit Windeln versorgt, weil niemand Zeit hat, mit ihnen auf die Toilette zu gehen«

»In diesem reichen Land werden die alten Menschen abgelagert und sofort mit Windeln versorgt«, sagt Zegelin, »weil niemand Zeit hat, mit ihnen auf die Toilette zu gehen, und außerdem werden sie routinemäßig bespaßt, nicht individuell«. Da habe ein Pfleger in einer

Schicht drei Mal eine Minute Zeit für eine Bewohnerin, die meisten Heime pflegten ihre Bewohner in die Betten. Es bräuchte ein ganzes Pflegeministerium, um das System zu reformieren, nicht nur eine einzige Pflegebeauftragte. Was die Evangelische Altenhilfe in Mülheim betreibt mit ihren Häusern, sollte in allen Heimen Standard sein, sagt sie. Das findet nicht nur sie, sondern inzwischen auch die lange skeptische AOK Rheinland/Hamburg.

Im vergangenen Jahr hat sich die Wissenschaftlerin selbst einmal ein Bild von den Häusern an der Ruhr gemacht. Und es wäre nicht verwunderlich, wenn damals auch Frau Kleinert durch dieses Bild gelaufen wäre.

Frau Kleinert

Gleich am ersten Tag fällt sie einem auf, wie sie über den Flur läuft, am Rollator, als sei sie aus der *Vogue* geschlüpft. So, hatte man sich gedacht, könnte deren us-Chefredakteurin Anna Wintour auch mal aussehen, silbergraue Bobfrisur, Pumps mit Leopardenfellmuster, glänzende Stretchhose, darüber ein voluminöser Grobstrickpulli. Nie, sagt Kleinert dann anderntags in ihrem Zimmer mit Blick auf die Ruhr, »wirklich nie« verlasse sie ihr Zimmer ungeschminkt.

Was ist älteren Menschen wichtig? »Gesehen zu werden«, sagt Katharina Kleinert, 82 Jahre alt. In ihrem Badezimmer Cremes, Make-up-Pinsel, Lid-schatten, Lippenstifte, Haarspray. Um sechs steht sie jeden Morgen auf, geht am Rollator ins Bad, schminkt sich, föhnt die Haare. Ein Arzt habe ihr mal gesagt: Solange ein Mensch Wert legt auf sein Äußeres, steht er auch wieder auf. Wenn um 7 Uhr dann der Pfleger kommt, hilft der ihr in die Stiefel, sie kommt nur noch schlecht zu den Füßen hinunter. Ihr Bett macht sie selbst, legt eine Leopardenfelldecke drauf, wischt Staub, dann geht sie zum Frühstück, nicht in den großen Saal, sondern in einen der kleineren Wohnräume, wo sie viel lieber isst, und die vor ein paar Jahren ein Mann gezimmert hat, ohne den hier gar nichts gehen würde.

Frau Kleinert hat früher eine Modeboutique in Mülheim geführt und noch viel früher als Model gearbeitet, drei Töchter hat sie. Dann erkrankte sie an Polyneuropathie, einer Nervenkrankheit, durch die plötzlich ihre Beine wegknickten. Als sie beschloss, in ein Pflegeheim zu ziehen, schaute sie sich viele Einrichtungen mit einer ihrer Töchter an, auch ein sehr luxuriöses. Das ist es,

sagte die Tochter. Das ist es nicht, sagte die Mutter und bat, noch ein zweites Mal zum Haus Ruhrgarten zu fahren. »Hier habe ich mich gut aufgehoben gefühlt.« Die Tochter war überrascht, dass ihre Mutter das in die Jahre gekommene Haus Ruhrgarten dem Luxusheim vorzog. Frau Kleinert sagt: Ist mir egal, wie groß oder eben klein die Badezimmer hier sind, »hier hat mein Herz gesprochen«.

Wie alle neuen Bewohnerinnen und Bewohner wurde sie vom großen Eingangskonsil empfangen, so sagen sie hier. Ein Team aus Neurologen, Betreuerinnen, Pflegefachkräften, Ergotherapeutinnen, Motopädinnen, Musikgeragoginnen und ein Apotheker redet über die Neuen und fragt: Was brauchen sie zum Leben?

Ein Ziel wird gesetzt, ein Behandlungsplan formuliert, es geht nicht darum, den Status quo zu erhalten, sondern die Lebensqualität zu verbessern. Das Team macht sich auf die Suche nach dem Schlüssel zum Menschen – was könnte sie oder ihn motivieren, wieder zu laufen, das Bett zu verlassen, wieder mit anderen zu plaudern. Zum Konsil kommen sie immer wieder zusammen, auch später, es spricht dann etwa eine Bewegungstherapeutin mit einer Pflegerin, sagt ihr, du, heute konnten wir den Arm von Frau Fisch fünf Prozent mehr beugen, schau doch mal, ob sie beim Anziehen ihrer Bluse die Knöpfe selber schließen kann.

Ein Ziel wird gesetzt, ein Behandlungsplan formuliert, es geht nicht darum, den Status quo zu erhalten, sondern die Lebensqualität zu verbessern.

Jetzt ist also Frau Kleinert da, und sie wird bleiben. Nach Hause zurückkehren wird sie nicht mehr. Aber sie lebe »so gut wie schon lange nicht mehr«.

Hier ist sie so beschäftigt wie nie zuvor, sie malt, singt, spielt Tennis im Sitzen, dann noch die Ergotherapie, sie schaut auf Netflix »The Crown«, whatsapp mit ihren Töchtern, und abends, zum Essen,

sitzt sie mit drei anderen Bewohnern im kleinen Wohnzimmer, und sie trinken ein Glas Rotwein auf einen weiteren Tag in dieser Welt. Darauf, dass sie am Leben sind.

Sie hatte Corona, als es noch keinen Impfstoff gab, kam vom Pflegeheim ins Krankenhaus, musste beatmet werden, die Ärzte hatten keine Hoffnung. Eine Tochter rief sie an, Mama, kämpfe, tu es für uns. Sie zwang sich aufzustehen, lief ein paar Schritte, es fiel ihr nicht leicht. Dann hatte sie einen Gedanken: Ich muss zurück ins Pflegeheim, im Krankenhaus sterbe ich. Die Ärztin weigerte sich, sagte, ihr Herz sei angegriffen, das Krankenhaus zu verlassen sei lebensbedrohlich. Aber Frau Kleinert unterschrieb den Entlassungsschein,

Buch Zwei



Frau Fink

Am besten schaut man erst mal bei Frau Fink vorbei, wenn Fink, die am meisten nachgar nicht groß überredet werden. Ein Mitbewohner hat in München, nach dem ersten Känguru öffnet sie die Tür. Frau Fink ist im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses, einen halben Kilometer vom Bahnhof entfernt. Sie hat eine kleine Wohnung mit einem Schlafzimmer, die sie im September gekauft hat. Frau Fink, 40, stammt selbst, das ist auch ersichtlich in ihrer Wohnung, die sie „gründlich umgebaut“ hat. Sie hat eine kleine Wohnung mit einem Schlafzimmer, die sie im September gekauft hat. Sie hat eine kleine Wohnung mit einem Schlafzimmer, die sie im September gekauft hat.

Raus aus den Betten!

Geschichten aus Pflegeheimen sind in der Regel erschütternd, schuld ist das System. Aber es finden sich auch inspirierende Ausnahmen. Besuch bei Menschen, die dort wieder gehen lernen – manchmal sogar zurück nach Hause

Von Thorsten Schmitt (Text) und Alexandra Schellenger (Fotos)

Frau Fink möchte nicht in der alten Obdachlosheim oder die Hilfe, weil eine ein Känguru oder ein Hund, sondern, weil sie in der Anfang vom Ende. In dem Känguru hat sich 100 Menschen zwischen 2002 und 2009 getroffen.

Frau Fink, 40-Jährige, gruppierter Blauhaarige hat und erzählt von ihrer in ihrer Wohnung. Die Klänge von Frau Fink, die sie wieder gehen lernen möchte. Die Klänge von Frau Fink, die sie wieder gehen lernen möchte. Die Klänge von Frau Fink, die sie wieder gehen lernen möchte.

Katharina Klöner (oben)

öffnet ihr Zimmer für einen Mann, der sie umarmt. Die Frau Fink hat eine kleine Wohnung mit einem Schlafzimmer, die sie im September gekauft hat.

anfallt mit Känguruschwärmen und heute Professions- und Pflegeheimen, um zu bleiben. Sie hat eine kleine Wohnung mit einem Schlafzimmer, die sie im September gekauft hat.

Ein Geschickler über schicke Pflegeheime ist immer noch eine Geschichte über Geld. Ein Geschickler über schicke Pflegeheime ist immer noch eine Geschichte über Geld. Ein Geschickler über schicke Pflegeheime ist immer noch eine Geschichte über Geld.



Alte Menschen werden oft sofort „mit Windeln versorgt“

„Was ‚Pflegeheime‘ sind, denke ich an die Bilder aus den Sozialwissenschaften, an einen Menschen, der dort auf dem Boden liegt, der immer noch stehen möchte, aber nicht mehr kann. Er ist immer noch ein Mensch, der immer noch stehen möchte, aber nicht mehr kann. Er ist immer noch ein Mensch, der immer noch stehen möchte, aber nicht mehr kann.“

bestand darauf, dass sie auf eigene Gefahr zurückgehen möchte. Nach Hause, ins Heim. Zwei Wochen später konnte sie wieder lange Strecken zurücklegen.

Im Foyer des Hauses Ruhrgarten liegt an der Rezeption jeden Morgen die WAZ aus. An diesem Tag wirkt sie wie bestellt für das Gespräch mit dem Pflegedienstleiter: »Wie alt können wir werden?«, heißt es da auf der Titelseite. Sehr alt, müsste die Antwort lauten. Menschen, die heute ins Pflegeheim kommen, seien oft 80, 90 Jahre alt, sagt Christoph Happe, der seit 25 Jahren in der Evangelischen Altenhilfe arbeitet. Bei ihm melden sich Angehörige, wenn sie einen Platz für ihre betagten Verwandten suchen. Vor zwei Jahrzehnten, sagt er, seien viele Menschen eher schon mit 70 Jahren ins Heim gekommen – und zwar nicht, weil sie pflegebedürftig gewesen seien, sondern weil sie sich nicht mehr um alles im Leben kümmern wollten.

Früher waren die meisten Altenheime noch Altenwohnheime, sagt Happe, mittlerweile sind daraus Heime geworden, in denen die Alten gepflegt werden. Insgesamt kümmern sich in Deutschland 1,6 Millionen Pflegekräfte ambulant und stationär um etwa 4,6 Millionen Pflegebedürftige. Rund 800000 Menschen, also rund 17 Prozent, wohnen dauerhaft in etwa 15000 Pflegeheimen. Einer Prognose der Universität Bremen zufolge werden im Jahr 2030 rund sechs Millionen Menschen in Deutschland auf Pflege angewiesen sein und 180000 Pflegekräfte fehlen.

Diese Zukunft ängstigt nicht nur eine Branche, sie ängstigt eigentlich jeden. Dem Problem müssen sich alle stellen, die alternde Großeltern haben; die alternde Eltern haben; die selbst altern.

Frau Fisch

Ein Dienstagvormittag im Fitnessraum des Hauses Ruhrgarten. An der Tür klebt ein selbstgemaltes Bild, »Folterkammer« steht da drauf. Gerade wird Tennis gespielt, Tennis im Sitzen. Drei Männer und zwei Frauen schlagen einen grünen Plastikball über einen Tisch hinweg, die Ergotherapeutin feuert sie an. Mit dem Tennisspiel soll das Reaktionsvermögen getestet werden. Alle Sinne würden dabei gefordert, erklärt die Therapeutin, Gesichtsfeld, Augen, Hände, Arme. Wer den Ball trifft, soll laut »Patakah« rufen, das hebe das Selbstbewusstsein, sagt die Therapeutin. Viele ältere Menschen verstummen mit zunehmendem Alter, weil sie das Gefühl hätten, nicht mehr relevant zu sein. Nichts anderes vermittelt ihnen die Gesellschaft, so empfinden sie es.

Der Fitnessraum ist riesig, ein ausrangierter Schulbarren steht darin, Heimtrainer, Matten liegen aus, an einer Sprossenwand hängen Gewichte an Zugseilen, eine Wand ist komplett verspiegelt, da können die, die wieder laufen lernen, sehen, wie sie laufen. Die Sonne scheint durch die Fensterfront

mit Blick auf die Ruhr, die Tennisgruppe soll jetzt eine Runde um den Tisch gehen, am besten zwei, wer es schafft, bekommt Applaus.

Doris Fisch trägt silberne Schuhe und roten Lippenstift, zweimal ist sie um den Tisch gelaufen, ganz alleine. Als sie vor mehr als einem Jahr ins Haus Ruhrgarten kam, konnte sie nicht mal stehen. Sie lag nur im Bett. Sie war zu Hause gefallen, hatte sich einen Wirbel gebrochen. Nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus wollte sie ihre Haustür aufschließen, übersah eine Stufe, fiel erneut. Ihre Nichte besorgte einen Pflegeplatz für sie, weil die pensionierte Grundschullehrerin alleine lebt. Es war, sagt Frau Fisch, ein Albtraum. Sie sei ins Bett gelegt worden, hätte keinen Arzt gesehen, keine Therapie bekommen, zum Essen sei sie in einen Rollstuhl gesetzt und danach zurück zum Bett geschoben worden. Sie spürte: »Wenn ich hier bleibe, werde ich verrückt.« Eine Bekannte gab ihr den Tipp, in diesem Pflegeheim anzurufen.

Doris Fisch trainiert jetzt im Haus Ruhrgarten jeden Tag, seit mehr als einem Jahr, der Plan ist: das Pflegeheim wieder zu verlassen, alleine leben, in ihrer barrierefreien Wohnung in Bottrop. Nach dem Tennis hat sie Physiotherapie. »Haste noch Kraft, Frau Fisch?«, fragt Markus Müller. Übung an der Sprossenwand, Frau Fisch stöhnt, »Och, Müllerchen, wenn ich das mal schaffe«. Das Stöhnen ist Koketterie: Zitternd erhebt sich Frau Fisch aus dem Rollstuhl, Müller berührt nur ihren Arm. »Ich will jetzt mal ein Erfolgserlebnis«, sagt sie – und dann steht sie frei, ohne Hilfe.

Er habe gleich gesehen, sagt Müller, »die Frau Fisch will nach Hause. Die schafft das«.

Müller arbeitet auch in anderen Pflegeheimen. Dass in den beiden Häusern an der Ruhr vier Bewegungstherapeuten arbeiten, sei »etwas sehr Seltenes«. Eine Umfrage der Gesellschaft für Gerontopsychiatrie hat herausgefunden, dass in anderen Pflegeheimen deutlich weniger als ein Viertel der Bewohner die Therapien bekommen, die in den Ruhrhäusern standardmäßig angewendet werden. Erst letztens war Müller in einem Heim, das einen Bewohner fünf Wochen vor dessen Tod noch dreimal in ein Krankenhaus einliefern ließ. »Da haben die dann jedes Mal den ganzen Leistungskatalog abgearbeitet.« Das rechnet sich für die Kliniken, aber nicht für die Patienten.

Herr Dierbach

Sobald es um das Aufrechnen von Kosten und Nutzen geht, sollte man den Mann treffen, mit dem alles angefangen hat, und der erst vor Kurzem in Rente gegangen ist, nach 36 Jahren hier. Die Lage seines Büros, das er immer noch hat, verrät schon, wer in diesen Häusern wichtig genommen wird. Kein Blick auf Ruhr, Streuobstwiesen, Sonne, Graugänse. Nicht mal ein Fenster gibt es

Nicht Geld, sondern die Würde des Menschen sollte im Mittelpunkt stehen. Steht ja sogar im Grundgesetz.

nach draußen, hier, im Untergeschoss. Unsere Bewohnerinnen und Bewohner, sagt Oskar Dierbach trocken, »sollen den besten Blick haben, nicht wir Angestellte«. Herr Dierbach ist kein Mann der sanften Worte. »Wenn sie die alten und gebrechlichen Menschen alle wegschmeißen auf

den Sondermüll, wenn sie sie in Pflegeheime einkasernieren und für krank erklären, weil sie nicht mehr so funktionieren, wie sie funktionieren sollen, bleibt das auch nicht ohne mentalen Schaden für die Gesellschaft!« Schnell und mit weit ausholenden Armen kann er sich in Rage reden wie die Pflegewissenschaftlerin, er setzt kunstvoll Pausen, mahnt mit erhobenem Zeigefinger, im Ehrenamt ist Dierbach Pastor. Die entscheidenden Fragen seien: »Was ist der Mensch wert? Was kannst du noch?« Und nicht: Was kannst du nicht mehr?

Als er jung war und seine Eltern gepflegt hat, rumorte es in ihm. »Wofür hat Gott mir das Leben gegeben?«, fragte er sich. Er entschied sich, Altenpfleger zu werden. Seine Ausbildung hat er im Haus Ruhrgarten gemacht, parallel studiert. Schnell stieg er zum Vize-Pflegeleiter auf, schrieb ein Konzeptpapier, das er »Pflege 2000« nannte. Seitdem betreiben sie die von ihm entwickelte therapeutische Pflege mit rehabilitativen Anteilen. Sie schauen, wie sie die Menschen, die gestürzt sind oder einen Schlaganfall erlitten haben, die Stoffwechselstörungen haben oder inkontinent sind, wieder fit machen können. »Wir wollen nicht das Ende des Wegs sein«, sagt Dierbach, »wenn nichts mehr geht, kommt die Pflege, danach der Bestatter.« Sein Konzept hat das berühmte Motto »satt und sauber« abgelöst, sie haben die Konsile eingeführt, sie reduzieren Medikamente und maximieren die Therapiepläne, sie helfen den Menschen auf die Beine, sie holen sie aus ihren Betten raus.

Nicht Geld, sagt Dierbach, sondern die Würde des Menschen sollte im Mittelpunkt stehen. Eigentlich selbstverständlich, steht ja sogar im Grundgesetz, Artikel eins.

Dierbach hatte da dieses Schlüsselerlebnis, als er zum Vize-Chef in der Pflegedienstleitung aufgestiegen war. Damals kamen eine schwer pflegebedürftige Mutter und deren demente Tochter ins Heim. Die beiden hatten zusammengelebt. Weil sie oft weggelaufen war, wurde die Tochter zu Hause festgebunden. Aber auch im Pflegeheim fand sie keine Ruhe, einmal fand Dierbach sie blaugefroren am Flussufer, einmal in ihrem alten Zuhause. Die Nähe zu den anderen Bewohnern ertrug die Tochter nicht. Dierbach fragte sich: Ist es das, was sie braucht, waschen, ein Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendessen? Satt und sauber also, wie man in der Pflege sagt? Kann die so zur

Ruhe kommen? Ein Arzt empfahl: Schütten Sie halt noch ein bisschen Beruhigungsmittel rein.

Dierbach baute eines von sechs gemeinschaftlichen Badezimmern auf der Station im Heim um, Kacheln, Waschbecken, Klo wurden entfernt, Wände tapeziert, er holte Mobiliar aus der Küche von Tochter und Mutter. Im ehemaligen Badezimmer, am vertrauten Küchentisch, neben dem vertrauten Küchenschrank, fand die Tochter ihre Ruhe. Sie fühlten sich wie zu hause. Die Idee hätte Dierbach fast den Job gekostet, der Aufsichtsrat war erbost, wie können Sie es wagen, ein Badezimmer in einen Sperrmüllraum umzufunktionieren?

Seit dem Umbau gibt es in beiden Häusern kleine Wohnräume, in denen die, die keine Lust haben auf die größeren Aufenthaltsräume, essen, spielen, lesen, malen, Frau Kleinert zum Beispiel, aus dem ersten Stock. »Wir müssen uns den Menschen anpassen«, sagt Dierbach, »nicht die sich dem Heim.« Es war Dierbachs Idee, in beiden Häusern ein neues System mit dem sperrigen Begriff »therapeutische Pflege mit rehabilitativen Anteilen« zu etablieren. Kranken- und Pflegekassen und der für Pflegeheime zuständige Landschaftsverband Rheinland wehrten sich massiv dagegen. Das tun sie heute natürlich nicht mehr. Weil sie inzwischen nachgerechnet haben. Aber jetzt erst mal Musik.

Herr Scholten

Ein Donnerstag, früher Abend, 15 Frauen und zwei Männer sitzen im abendlichtgedimmten Aufenthaltsraum, draußen schüttet es. Anke Kolodziej stimmt ihre Gitarre, der Mond ist heute Abend das Thema und Träume, sie beginnt zu singen, »Der Mond ist aufgegangen«, alle singen mit. Lieder und Töne, sagt die auf alte Menschen spezialisierte Musikpädagogin und Leiterin des sozialen Betreuungsdienstes, helfen, sich zu erinnern. Und das ist genau das, was die Musikgeragogin möchte an diesem Abend, über die Musik den Geist anregen, dass die Menschen, an denen die Gesellschaft nicht mehr sonderlich interessiert ist, ins Reden kommen, sich erinnern. Sie stellt erst harmlose Fragen zum Mond, ob ihn jemand gesehen habe, ob Voll- oder Neumond sei. Manche sagen, bei Mond könne man nicht gut schlafen, dann reden sie über Träume und über Traumfänger, »das wäre ja schön«, sagt Kolodziej, wenn es so was gäbe, einen Fänger, der schlechte Träume löscht.

Plötzlich sagt eine 98 Jahre alte Frau: »Wenn Sie einmal erlebt haben, wie eine Bombe alles zerstört, dass wollen Sie nicht erlebt haben.« Ob sie selbst das erlebt habe, möchte Anke Kolodziej wissen. Ja, sagt die Frau, »das gönnt man keinem Menschen, dann auch noch die Toten zu suchen«. Schlimm sei das, sagt Frau Kolodziej, die anderen nicken. Kurze Stille. Man ahnt, wie in



©Alexandra Schnellhegger

allen Köpfen der Krieg wieder wütet. Sie singen noch zwei Lieder, auch Frau Kleinert, dann ist es Zeit zum Abendessen.

Mit dem Rollator läuft Frau Kleinert in schwarzen Lederstiefeln in das kleine Esszimmer, auch die Frau mit der Kriegserinnerung sitzt dort. Die Pfleger haben den Tisch gedeckt, den Rotwein gebracht, sie schenken sich ein, prostern sich zu, der Krieg ist jetzt ganz weit weg und die Toten sind jetzt ganz weit weg. Es gibt Stullen mit Käse und Wurst und Tomaten und Gurken. Sie reden über die WM in Katar, darüber, wie man fit bleibt im Alter (»mit Sport«, sagt die 98-Jährige Frau, die eben noch über den Krieg geredet hatte), über »The Crown«, und sie reden über das Heim, das doch eigentlich gar keines sei, sagt eine 95-Jährige, die eben im Singkreis die Liedtexte verteilt hat. »Es ist unser Zuhause.«

Der einzige Mann in der Runde nickt, Herr Scholten. Er nippt am Rotwein. Seine Frau wohnt auch im Heim, aber sie ist bettlägerig. Nach einem Oberschenkelhalsbruch war er ebenfalls ins Haus Ruhrgarten gezogen, sie haben ihn sogar wieder fit gemacht, er hätte wieder nach Hause gehen können, er konnte wieder laufen. Aber Herr Scholten entschied sich, im Heim bei seiner Frau zu bleiben. Und wenn sie nie wieder hier rauskomme, habe sie ihn gefragt, erzählt er am Abendbrottisch. »Ich bleibe so lange bei dir hier, wie es sein muss«, habe er seiner Frau gesagt. Die drei Damen lauschen andächtig. Stille. »Und wenn meine Frau stirbt«, sagt der Mann, »sage ich ihr: Warte auf mich da oben, ich komme nach. Und mach dir keine Sorgen um mich, ich bin hier in guten Händen.«

In guten Händen. Mehr als drei Jahrzehnte lang hat Dierbach sich nicht einschüchtern lassen von Kranken- und Pflegekassen und dem Landschaftsverband Rheinland, die ihm gedroht hatten, wenn er nicht aufhöre mit seinem unorthodoxen Pflegekonzept, würden sie ihm Gelder entziehen. Mittlerweile hat die Deutsche Gesellschaft für Gerontopsychiatrie festgestellt, dieses

Heime nun verdienen im deutschen Pflegesystem viel Geld, wenn ihre Bewohnerinnen und Bewohner gebrechlich bleiben und einen hohen Pflegegrad bekommen.

Konzept führe schon innerhalb weniger Monate zu: einer deutlichen Verbesserung der kognitiven Fähigkeiten und der Alltagstauglichkeit bei Menschen mit Schlaganfall, Parkinson, Übermedikation, Sturz, Verwirrheitszustand nach einer OP.

Heime nun verdienen im deutschen Pflegesystem viel Geld, wenn ihre Bewohnerinnen und Bewohner gebrechlich bleiben und einen hohen Pflegegrad

bekommen. Je höher der Pflegegrad, desto mehr Geld bekommt ein Heim. Bringen die Mülheimer sich also um die eigenen Einnahmen? Wie finanzieren sie sich eigentlich, wenn sie Menschen wieder nach Hause schicken?

Eine Geschichte über gute Pflegeheime ist immer auch eine Geschichte über Geld.

Die zwei Pflegeheime sparen den Kassen heute sogar Kosten. Das hat die AOK Rheinland/Hamburg nun sogar schriftlich. In einer Untersuchung ihrer Controlling-Abteilung haben sie die Ausgaben für die medizinische Versorgung der Bewohner in den Ruhr-Häusern mit denen von 1117 anderen Pflegeheimen im Bezirk Nordrhein verglichen. Das verblüffende Ergebnis: Die zwei Heime der Evangelischen Altenhilfe Mülheim verursachen 40 Prozent weniger Krankenhausaufenthalte, haben wesentlich geringere Verordnungen bei Medikamenten und Heilmitteln – und Menschen, die wieder zu Hause wohnen, benötigen keine hohen Zuschüsse vom Sozialamt. Die Kassen finanzieren den Häusern Dierbachs sogar 7,5 Pflege-Vollzeitstellen zusätzlich – gerade weil er dieses neuartige Konzept etabliert hat. Seit dem Sommer wird es bundesweit mit finanzieller Hilfe vom Innovationsfonds des Gemeinsamen Bundesausschusses, der Projekte mit neuem Versorgungsansatz fördert, in elf weiteren Pflegeheimen getestet. Das Projekt läuft bis 2026, anschließend werden die Ergebnisse ausgewertet. Ob und wann der Gesetzgeber dann diese Art der Pflege bundesweit einheitlich ermöglicht und also finanziert, ist noch nicht gewiss. Matthias Mohrmann vom Vorstand der AOK Rheinland/Hamburg sagt, der »innovative Ansatz«, wie er in Dierbachs Heimen praktiziert werde, könne »eine Strahlkraft haben« für eine Neugestaltung der Pflegeversicherung.

Noch ist das Heim also ein Ausnahmeheim. Von der Regel erzählt Pfleger Sven Effendy, der seit 13 Jahren im Haus Ruhrgarten arbeitet und nie woanders war. Er habe einen Bekannten, der in einem Heim für 38 Menschen zuständig sei. Wie schafft der das, fragt Effendy. In seinem Wohnbereich ist er zuständig für acht bis zehn Menschen.

Die Häuser hier sind teurer als der bundesweite Durchschnitt: Die Gesamtkosten für einen Platz belaufen sich zurzeit auf 4000 Euro (Pflegestufe 1) bis 5800 Euro (Pflegestufe 5). In anderen Pflegeheimen werden zwischen 3000 und 4000 Euro gezahlt. Es gibt in Mülheim eine lange Warteliste, die beiden Häuser hatten noch nie Probleme, neue Bewohner zu finden. Man muss auch nicht reich sein, um einen Platz in den Ruhr-Häusern zu bekommen, auch eine Fleischereifachverkäuferin wohnt hier. Ihren Eigenanteil am Heimplatz zahlt sie mit ihrer Rente, den Rest das Sozialamt der Stadt Mülheim.

Das Erstaunliche, sagt Pflegewissenschaftlerin Zegelin: Die beiden Heime haben die gleiche Finanzierungsgrundlage wie alle anderen Pflegeheime, »aber zusätzlich eine engagierte und kluge Leitung«. Sie haben allerdings – und das ist mitentscheidend – zusätzlich einen Förderverein, der im Jahr Tausende Stunden zusätzliche Physio-, Musik-, Bewegungs- und Ergotherapien bezahlt, für die im Pflegesystem kein Budget vorgesehen ist.

Der Verein hat auch einen Alterungsanzug angeschafft, den sich die Pflegefachkräfte überstülpen können, wenn sie mit Kopfhörern, Nebelbrille und schwerem Ballast nachempfinden wollen, wie es ist, wenn man schwerhörig, wackelig, schwerfällig ist.

Einer der Mitgründer dieses Vereins ist Hermann Liekfeld. In Mülheim besitzt er eine Apotheke und arbeitet als Arzt in Düsseldorf. Im Laufe seines Lebens habe er sehr viele Pflegeheime von innen kennengelernt, sagt er. In den meisten sei man »rücksichtslos, lieblos« mit den Bewohnern umgegangen, oft habe er das Gefühl gehabt: »Es geht nur ums Geld.«

Liekfeld beliefert die Häuser der Evangelischen Altenhilfe mit Medikamenten, die Pflegekräfte können ihn Tag und Nacht anrufen. Etwa wenn es darum geht, Medikamente abzusetzen.

Denn was der Apotheker und das Team oft feststellen: Rund drei Viertel aller Bewohnerinnen und Bewohner, die zu ihnen ins Heim kommen, sind zu Medikamentensammlern geworden. Ständig suchen sie Ärzte auf, jeder

verschreibt etwas und weiß von den Rezepten der Kollegen und Kolleginnen nichts. So kommt es oft zu Wechselwirkungen, sagt Liekfeld. Gerade ältere Menschen bekämen im Klinikbetrieb Medikamente verabreicht, die man im Pflegeheim gefahrlos stark reduzieren oder ganz absetzen könne. Zwar werde dann die Betreuung aufwendiger, etwa dann, wenn Psychopharmaka abgesetzt würden. Es lohne sich aber, diese Über-

gangszeit »durchzuhalten«, die Menschen kehrten aus einem Niemandsland zurück, wachten auf, entwickelten Appetit, aufs Essen – und aufs Leben.

»Wir wollen nicht das Ende des Wegs sein«, hatte Oskar Dierbach gesagt.

Der Förderverein ist das Rückgrat der beiden Heime, mitunter bekommen sie großzügige Erbschaften von Menschen, die in einem der Häuser gelebt haben. Die traumhafte Lage der beiden Ruhr-Häuser hat die Evangelische Gemeinde Mülheim ebenfalls einem Spender zu verdanken: Dieser hatte eine Gartenwirtschaft namens »Haus Ruhrgarten« besessen und vermachte den heutigen Betreibern Gebäude und Grundstück mit der Auflage, dass darauf eine »Heimat für alte Menschen« errichtet werde, ein Altenheim. 1974 entstand das erste Haus, das Grundstück für das »Haus Ruhrblick« hat die Altenhilfe Jahre später selbst erworben.

**In den Heimen
reduzieren sie oft
die Medikamente –
und oft holen sie
so die Menschen aus
einem Niemandsland
zurück ins Leben.**

Frau Krüger

Bleibt die Frage, wer die Wohnung in der Zeit bezahlt, in der die Menschen im Pflegeheim auf die Rückkehr nach Hause trainieren. Frau Fisch zieht in ein paar Monaten wieder in ihre eigene Wohnung ein. Dass sie jetzt leer steht, stört niemanden. Aber bei den anderen? Im großen Konsil werden immer Prognosen erstellt, wer es mit hoher Wahrscheinlichkeit schafft rauszukommen, wer vielleicht – und wer sicher nicht. Sie sprechen dann mit Angehörigen, ob sie sich vorstellen können, die Miete ihrer Mutter oder ihres Vaters zu übernehmen. Für jene, die Wohngeld empfangen, hat Dierbach eine Vereinbarung mit dem Sozialamt der Stadt Mülheim. Bei denen, die wahrscheinlich wieder nach Hause könnten, darf die Wohnung einen Monat lang leer stehen. Die Stadt verzichtet auf die Mieteinnahmen. Nach vier Wochen meldet sich das Heim erneut, ob die Chancen auf eine Rückkehr in die Wohnung weiter günstig sind. Im Zweifelsfall kommt eine Pflegefachkraft der Stadt und schaut, ob es bei der Bewohnerin einen Fortschritt gibt.

Wie bei Frau Krüger, Erika Krüger.

Nach und nach waren bei ihr Hüften, Füße, Kniegelenke kaputtgegangen, sie hatte nur noch liegen und im Rollstuhl sitzen können. Arthrose, unheilbar. Im Winter 2013 kam sie nach einer fast einjährigen Odyssee durch Krankenhäuser und Reha-Kliniken ins Haus Ruhrgarten. Hier nun übten sie jeden Tag mit ihr

Der Therapeut schob hinter ihr den Rollstuhl her, sagte, wenn Sie nicht mehr können, dürfen Sie sich hinsetzen, aber bis zur nächsten Tür, das schaffen Sie doch sicher jetzt auch noch.

das Laufen, Schmerzen hin oder her, jeden Tag ein Stück Strecke mehr. Der Therapeut schob hinter ihr den Rollstuhl her, sagte, wenn Sie nicht mehr können, dürfen Sie sich hinsetzen, aber bis zur nächsten Tür, das schaffen Sie doch sicher jetzt auch noch. Sie übten mit ihr das Laufen am Barren, den Dierbach von einer Schule geschenkt bekommen hat, über Hindernisse hin-

weg, setzten sie auf einen Heimtrainer, ließen sie Gewichte stemmen, und schon nach wenigen Wochen kehrte Frau Krüger nach Hause zurück, zu ihrem Mann, einem pensionierten Universalfräser, dem sie die nötigsten Rezepte beigebracht hatte. Fortan kochten sie gemeinsam, gingen spazieren, sogar Autofahren konnte sie wieder.

Das schöne Ende einer Geschichte, die draußen begann und nun draußen endet? Viele führt der Weg zurück nach Hause. Für manche aber führt er zurück ins Heim, aus Liebe. Bei Herrn Scholten war das so, und auch bei Frau Krüger.

»Die Zeit zu Hause«, sagt Frau Krüger, schaut auf ihren Mann, der neben ihr sitzt, ein Sudoku-Rätsel vor sich, »das waren wundervolle, geschenkte sieben Jahre.«





Vor zwei Jahren ist sie zurückgekehrt ins Pflegeheim, es ging nicht mehr in der Wohnung. Bei ihrem Mann war Demenz diagnostiziert worden. »Er verschwindet vor meinen Augen«, sagt sie und beginnt zu weinen. Er hat ein Zimmer neben ihrem bekommen, sie wohnen Tür an Tür. Jeden Morgen frühstücken sie gemeinsam auf seinem Zimmer, Marmelade, Brötchen, Kaffee, »da sind wir dann ganz unter uns«.

Für manche ist die Einrichtung doch das Ende des Weges. Aber man kann ihn gemeinsam gehen, zu Hause, im Heim.



BESTES

LO —

KAL

— **STÜ**

CK

Manuela Müller
Tatort Kita-Küche

Henning Rasche
Viele Kühe machen Mühe

Julia Ruhnau
Endlevel Hass

MANUELA. MÜLLER



Manuela Müller ist in einer Kleinstadt bei Chemnitz aufgewachsen. An der Universität Leipzig hat sie Lehramt studiert und danach bei der *Freien Presse* angefangen, weil sie lieber schreibt als redet. Ab 2001 Lokalredaktion Plauen, seit Ende 2020 Recherche-Ressort.

Manuela Müller ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Stück« mit »Tatort Kita-Küche«, erschienen am 13. Dezember 2022 in *Freie Presse*.

Tatort Kita-Küche

Die Kindergartenköchin Germaine Colditz serviert Pommes und Nuggets, weil Kostümfest ist. Das Essen löst im Internet einen Shitstorm aus – sie fürchtet um ihren Job. Warum sie zur Heldin ihrer Branche werden könnte.

Germaine Colditz steht vier Uhr morgens auf. Sie duscht, manchmal raucht sie eine. Um die Zeit hat sie keinen Hunger.

Ihr Skoda Fabia ist vierzehn Jahre alt. Es ist kaum Verkehr, wenn sie gegen fünf die neun Kilometer zur »Burg Farbenklecks« fährt. Das ist der Kindergarten in Chemnitz, in dem Germaine Colditz mit Pommes und Nuggets ein Erdbeben ausgelöst hat.

Sie arbeitet dort als Köchin. Sie ist jeden Morgen die erste, seit fünf Jahren. Eine 50 Jahre alte Frau, die kaum auffällt. Schwarze Arbeitsbluse, schwarze Hose, schwarze Schürze, schwarze Sneakers. Das halblange, braune Haar hält ein himmelblauer Haarreifen. Sie muss ihren Namen immer buchstabieren: Germaine. Ihre Mutter habe sie Jermaine nennen wollen, wie Michael Jacksons Bruder, was das Standesamt nicht erlaubt habe.

Die Stelle im Kindergarten sei der schönste Arbeitsplatz, den sie in über dreißig Jahren hatte.

Am 1. November feiert die »Burg Farbenklecks« Halloween. Die achtzig Kinder tanzen als Hexen und Geister verkleidet zu Kindermusik durch den Vormittag, und dann bringt Germaine Colditz Nuggets und Pommes. Ausgerechnet Fritten.

Am selben Abend postet der frühere Foodwatch-Chef Martin Rücker ein Foto auf Twitter. Darauf sieht man vier Nuggets auf Pommes, die es, so schreibt Rücker, in einer Chemnitzer Kita als Hauptgang gegeben habe. Darunter steht sein Kommentar: »Ein Verbrechen an Kindern und Eltern. Warum lassen wir das zu?« Das Foto löst einen bundesweiten Shitstorm aus.

Germaine Colditz ist nicht auf Twitter. Deshalb dauert es drei Tage, bis sie davon erfährt. Der Tatort des Pommes-und-Nuggets-Verbrechens von Altchemnitz hat weiße, hellgrau marmorierte Fliesen.

Die Minions, die überall kleben, haben die Erzieherinnen hindekoriert, als die Köchin einmal krank war. Ihr kamen vor Freude fast die Tränen damals. Seit die Kinder die Minions auf ihren Socken entdeckt hatten, wussten alle, dass Germaine die kleinen, gelben Figuren mit den hellblauen Latzhosen gut findet. Die Kinder haben ihr Minion-Figuren aus Überraschungseiern geschenkt.

Sie arbeitet allein in der Küche. Angestellt ist sie bei Cowerk. Die Cowerk-Köche versorgen täglich mehrere hundert Kinder und Senioren.

Es gibt nicht viel, womit sich kleine Kinder nicht bekleckern. Also Pommes und Nuggets.

Der Cowerk-Speiseplan beginnt nach acht Wochen von vorn. Er gilt überall, wo die Firma Versorgungsverträge laufen hat. Ein paar Gerichte hat Germaine Colditz auf ihren Kindergarten zugeschnitten, zusammen mit der »Farbenklecks«-Chefin. Zum Beispiel kocht sie statt Erbsensuppe Kar-

toffelsuppe oder Reiseintopf. Den Gemüseintopf püriert sie ab und zu, weil die Erzieherinnen beobachtet haben, dass die Kinder Püriertes eher essen als Stückchen. Aber psychologisch sei es gut, wenn sie hin und wieder die Stückchen auf dem Teller sehen.

Auch an Halloween hat sie improvisiert. Germaine Colditz sollte ein Essen zubereiten, mit dem niemand sein Kostüm bekleckert. Das ist schwierig. Es gibt nicht viel, womit sich kleine Kinder nicht bekleckern. Also Pommes und Nuggets. Die Kinder freuen sich, die Erzieherinnen irgendwie auch. Es waren nicht die ersten Fritten. Zweimal im Jahr, an Halloween und Fasching, gibt es das als Fingerfood.

Ein paar Tage später kommt morgens eine Kindergärtnerin in die Küche und zeigt ihr die Zeitung. Sie liest die Schlagzeile, den bundesweiten Shitstorm, und sieht das Foto von Twitter. Sie erkennt die leere Eispackung, in der das Essen lag. Eine Portion hatte sie an Halloween in die Eisdose gepackt und den Eltern eines kranken Kindes mitgegeben.

Sie liest, dass der Foodwatch-Mann das Menü als Verbrechen bezeichnet. Rücker packt alles, was in der Kinderernährung schief läuft, in dieses Foto. Er hat ein Buch geschrieben über die Folgen der Ernährungspolitik für Kinder. Es heißt: »Ihr macht uns krank«.

Essen in Kindergärten und Schulen war schon immer heikel. Als Kind fand Germaine es scheußlich, wenn im Kartoffelbrei schwarze Klümpchen steckten. Deshalb sucht sie die schwarzen Punkte heraus, wenn sie Kartoffelbrei serviert. Dann nimmt sie den Löffel, beugt sich über den Topf und sucht.

Sie kocht nach den Regeln der DGE, der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. Das heißt, das Gemüse und den Fisch darf sie nicht weglassen. Seit der Coronakrise und dem Ukrainekrieg wird Küchenarbeit immer teurer. Zehn Liter Öl kosten jetzt 27 Euro statt zwölf Euro. Es ist nicht nur das Öl.

Germaine Colditz ist nun hineingeschlittert, mitten in die Branchenkrise. Ausgerechnet einer der wenigen Kindergärten, in denen vor Ort gekocht wird, dient als Beispiel für schlechtes Essen. Die meisten Kitas werden von Kleintransportern aus Großküchen beliefert.

Ausgerechnet ein Kindergarten mit Vollversorgung, das heißt Frühstück, Mittag und Vesper.

Ausgerechnet eine Köchin mit dreißig Jahren Berufserfahrung. Germaine Colditz kochte im Mercure-Hotel. Sie und ihr Vater hatten früher auch mal eine Gaststätte, die sie aufgeben mussten, weil nichts hängengeblieben sei.

Kurz vor der Wende hat sie im Interhotel Kongress Köchin gelernt. Sie wollte Pionierleiterin werden, die Frau für das Kinderfreizeitprogramm in der DDR. Sportwettbewerbe veranstalten und basteln, daran hatte sie gedacht. Sie habe nie eine Absage bekommen und nie eine Zusage. Weil dann die meisten Lehrstellen besetzt waren, ging sie in die Hotelküche. So wurde Germaine Colditz, das Mädchen aus Karl-Marx-Stadt, zur Köchin.

Sie hat durchgesetzt, dass sie Obst und Gemüse für den Kindergarten selbst einkaufen darf. »Ich will die Ware sehen«, sagt sie. Im Aldi kauft sie manchmal vier Kilo Weintrauben, sechs Kilo Bananen und zehn Gurken, die sie im Skoda quer durch die Stadt fährt.

Als sie das Foto in der Zeitung sieht, lässt sie sich nicht anmerken, wie sehr sie das berührt. Nach der Arbeit meldet sie sich bei Twitter an und heult. Sie rechnet mit dem Schlimmsten. Man könnte sie kündigen, glaubt sie.

Rücker hält den Namen der Kita geheim in seinem Tweet, sodass die ganze Branche und die Stadt Chemnitz als Träger vieler Kindertagesstätten spekuliert, wo die Fritten serviert wurden. Germaine Colditz ruft ihren Chef an, »das war ich, Chef«. Fritten standen nirgendwo auf dem Speiseplan. Sie

existierten nur in ihrer Küche und auf den Tellern der kleinen Gespenster.

Vier Wochen nach dem Skandalessen steht sie zwischen den Minions. Im Radio läuft »Like a Virgin« von Madonna, aber das überplärrt der Pürrierstab, der die Größe eines Handstaubsaugers hat. Fünfzehn Kilo Kartoffeln muss sie zu Brei häckseln und stampfen. Es sollen keine Stückchen drin sein, weil die Kinder

Als sie das Foto in der Zeitung sieht, lässt sie sich nicht anmerken, wie sehr sie das berührt. Nach der Arbeit meldet sie sich bei Twitter an und heult.

Klumpen nicht mögen. Das ist ihr Anspruch. Dass sich niemand über Stückchen und schwarze Pünktchen beschwert.

»Kinder sind wenigstens ehrlich«, sagt Germaine Colditz. Sie findet das gut. Ehrliche kleine Menschen. Lea habe im Freundebuch stehen, was sie nicht mag, sei der Zitronenfisch im Kindergarten. Morgens, wenn Germaine die Kinder trifft, fragen sie, was es mittags zu Essen gibt. Manchmal sagen sie igitt. Kochfisch, Kaisergemüse, Brokkoli. Das mögen die wenigsten. Ein Mädchen habe gesagt, die braunen Nudeln soll sie nicht mehr kochen. Das waren Vollkornnudeln, das muss auch sein, wegen der Gesundheit.

»Wenn sich eine Gesellschaft gesund entwickeln soll, geht das beim Essen los«, sagt Carsten Schreiber. Schreiber ist beim Cowerk für die Kitaversorgung zuständig, gelernter Koch und der Chef von Germaine Colditz. Sie duzen sich. Ab und zu kommt er vorbei, aber eigentlich weiß er, dass im »Farbenklecks« wenig zu klären ist. Die Germaine, sagt Schreiber, hätte die Pommes nicht mitgeben sollen. Jemand muss das Essen in der Eispackung fotografiert und das Foto an Martin Rücker geschickt haben.

Nun, wo die Geschichte in der Welt ist, wollen alle das Beste daraus machen. Rücker ging es nie um die Köchin. Sie haben keinen Kontakt, die Köchin und der Autor. Er twittert: »Ich freue mich, dass nun für jeden erkennbar ist, dass Information plus Bild ... natürlich kein Fake waren. Damit können sich manche Gemüter wieder beruhigen ...«

Sie fühlen sich unerhört, die großen Küchen. Aufmerksamkeit suchen sie schon lange. Erst war Corona. »Wir haben Kindergärten mit fünf Kindern beliefert. Betriebswirtschaftlich hat hinten und vorn nichts gepasst, aber es war unser Auftrag«, sagt Schreiber. Sie mussten die Preise erhöhen.

Ein Mitbewerber aus der Gemeinschaft der Caterer hat einen Elternbrief verschickt. Der Brief zählt fast dreißig Posten auf, die bezahlt werden müssen. Personal, Wasser, Gas, Miete, Autoreparaturen, Kredite, GEZ, Versicherungen.

In der »Burg Farbenklecks« kostet alles, was Germaine Colditz kocht, seit Oktober fast ein Viertel mehr.

Er rechnet am Beispiel des Frühstücks. Es kostet 80 Cent brutto, minus Mehrwertsteuer bleiben 67 Cent netto. Davon: 26 Cent Essensgeld. Der Rest: Lohnkosten, Betriebskosten.

Im Herbst zogen viele Küchen noch einmal an. Sie hätten keine Wahl gehabt, sagt Schreiber. Aber jedes Mal, wenn sie erhöhen, verlieren sie Kunden. Wenn sie Kunden verlieren, steigen die Nebenkosten für die anderen. Sie verlieren die nächsten. Im Kindergarten sei üblich, dass die Kinder Essen bekommen. In den Schulen bestellen die Familien, je älter die Kinder sind, immer seltener.

In der »Burg Farbenklecks« kostet alles, was Germaine Colditz kocht, seit Oktober fast ein Viertel mehr. Um so viel hat Cowerk erhöht. 7,50 Euro zahlen die Eltern für Frühstück, Mittag und Vesper. Macht bei einem Kind im Monat 150 Euro. In ihrer Firma rufen jetzt Eltern an und fragen, wie sie das bezahlen sollen. Ob es einen Zuschuss vom Staat gibt. Die Antwort ist einfach. Wer keinen Anspruch auf Transferleistungen hat, erhält kein Essensgeld. »Wir müssen Preise durchsetzen, von denen wir wissen, dass sie die Eltern in Schwierigkeiten bringen«, sagt Schreiber.

Tatort Kita-Küche



Germaine Cölditz arbeitet als Köchin in der Chemistur Kita „Burg Farnebockler“.

Die Kindergartenköchin Germaine Cölditz serviert Pommes und Nugges, weil Kostümfest ist. Das Essen löst im Internet einen Shitstorm aus – sie fürchtet um ihren Job. Warum sie nur Hehler ihrer Branche werden könnte.

VON MANUELA WÜLLER (REIT) UND URSULA NIEMANN (FOTO)

HEIMTAT – Germaine Cölditz steht vor ihr Mürgen aus. Sie drückt, manchmal zuckt sie eine. Um die Zeit hat sie keinen Hunger. In der Städtischen Kita in vierzehn Jahren alt. Ein launiges Verkehr, wenn sie gehen fünf die neuen Kleinsten zur „Burg Farnebockler“ fährt. Das ist der Kindergarten in Chemnitz, in dem Germaine Cölditz mit Pommes und Nugges ein Erdenbe angestalt hat.

Sie arbeitet dort als Köchin. Sie ist jeden Morgen die erste, um fünf Uhr. Eine 50 Jahre alte Frau, die kaum auffällt. Schwarze Arbeitshose, schwarze Haare, schwarze Schuhe, schwarze Sneakers. Das halblange, braune Haar hält eine himmelblaue Haartülle. Sie muss ihren Namen immer buchstabieren. Germaine. Die Mutter habe sie formal nennen wollen, wie Michael Jacksons Braude, was das Ständchen nicht erlaubt habe.

Die Stelle im Kindergarten sei der schlechte Arbeitsplatz, den sie in über dreißig Jahren hatte. Am 1. November feiert die „Burg Farnebockler“ Halloween. Die achtzig Kinder tanzen als Hexen und Geister verkleidet in Kindermusik durch den Vorratssaal, und dann bringt Germaine Cölditz Nugges und Pommes. Angerechnet Fräulein. Am selben Abend posiert der frühere Foodcoach Chef Martin Racker ein Foto auf Twitter. Darauf nicht man vier Nugges auf Pommes, die es so schmeckt. Racker: „In der Chemistur Kita als Handlung gegeben habe. Darunter steht sein Kommentar: „Ein Verbrechen an Kindern und Eltern. Warum lassen wir das?“ Das Foto löst einen bewundernden Shitstorm aus.

Germaine Cölditz ist nicht auf Twitter. Deshalb sagt sie dies Tage, bis sie davon erfährt. Der Tatort des Pommes- und Nugges-Verbrechens

von Alchemie mit viel weißer, hell-gelber marmorierte Fliesen. Die Mäntel, die überall hängen, haben die Erzieherinnen handgezeichnet. Als die Köchin einmal krank war, die Kanen vor Freude fast die Tünnen arm. Sie hat die Kinder im Fliesenboden in ihren Socken entdeckt. „Warten alle, dass Germaine die Kleinen, gelben Fliesen mit den hellblauen Latexboden gut findet. Die Kinder haben ihr Mäntel-Figuren aus Überwachungsgeräten geschickt.“

Sie arbeitet allein in der Küche. Angerechnet ist bei Cölditz, die Coworking-Küche von morgens täglich mehr besetzt Kinder und Senioren.

Der Coworking-Spielplan beginnt nach acht Wochen von vorn. Er gilt überall, wo die Firma Verträge vereinbart haben hat. Ein Paar Gerichte hat Germaine Cölditz auf ihren Kindergarten zugeordnet, zusammen mit der „Farnebockler“-ChefIn. Zum Beispiel kocht sie statt Eihühnersuppe Kartoffelbratung oder Bienenstich. Den Gemüseintopf püriert sie ab und zu, weil die Erzieherinnen beobachtet haben, dass die Kinder Püriertes eher essen als Stücken. Aber psychologisch ist es gar, wie wenn sie ihn und wieder die Stücken auf den Tisch setzen.

Auch an Halloween hat sie improvisiert. Germaine Cölditz sollte ein Essen vorbereiten, mit dem niemand sein Kostüm beledert. Das ist schwierig, für sie nicht viel, was mit kleiner Kinder nicht bedeckt. Also Pommes und Nugges. Die Kinder freuen sich, die Erzieherinnen irgendeine auch. Es waren nicht die ersten Fritten. Zweimal im Jahr, als Halloween und Fasching, gibt es das als Programm.

Ein paar Tage später kommt immer eines Kindergarten in die Küche und sagt die Zeitung. Sie liest die Schlagzeile, den bewundernden Shitstorm, und sieht ein Foto von Twitter. Sie erfährt die leere Essensplatte, in der das Essen lag. Er neugierig hatte sie ein Halloween in die Hände gedrückt und den Eltern eines kleinen Kindes mitgegeben. Sie liest, dass der Foodcoach bezeichnet. Racker packt alles, was in der Küche hängen, ab und schmeißt es. Er hat ein Buch geschrieben über die Folgen der Ernährungspläne für Kinder. Er heißt „Er mach uns krank“.

Ein Koch als Tatort. Essen in Kindergärten und Schulen war schon immer beliebt. Als Kinderspeise war es schief, wenn im Kartoffelschüssel Klumpen stückten. Deshalb

die schwarzen Panzer heraus, wenn sie Kartoffelfritzen serviert. Dann nimmt sie den Löffel, bevor sie über den Topf und sucht. Sie kocht nach dem Rezept der DGL der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. Das heißt, das Gemüse und den Fisch darf sie nicht weglassen. Seit der Coronakrise und dem Umkreisung, wird Küchenarbeit immer teurer. John Lührer ÖL kosten jetzt 20 Euro statt zwölf Euro. Es ist nicht nur das Öl.

Germaine Cölditz ist nun hinein geschickt, mitten in die Branchen-Küche. Angerechnet einer der wenigen Kindergärten, in denen vor Ort gekocht wird. Die meisten Kitas werden von Kleinstärkern aus Großküchen beliefert.

Angerechnet ein Kindergarten aus Großküchen beliefert. Angerechnet einer der wenigen Kindergärten, in denen vor Ort gekocht wird. Die meisten Kitas werden von Kleinstärkern aus Großküchen beliefert.

Angerechnet einer Küche in fünf Jahren Berufserfahrung Germaine Cölditz kocht im Mensur-Hotel. Sie und die Väter hatten früher auch mal eine Gaststätte, die sie aufgeben mussten, weil nicht kammfähig waren.

Konzert der Wunde hat sie im höchsten Regens-Kloster werden. Sie wollte Fotokünstler werden, die Frau für das Kindererziehungsproblem in der DZK. Sportbewerber verstanden und barsten, da man hatte sie geduldet. Sie habe nie ein Abgab bekommen und nie eine Zusage. Weidmann das meisten Leuten besetzt waren, ging sie in die Hattküche. So wurde Germaine Cölditz, das Mädchen aus Karl-Marx-Stadt, zur Köchin.

Sie hat durchgesehen, dass sie Obst und Gemüse für den Kindergarten selbst einkaufen darf. Es soll die Ware selbst, sagt sie. Als Köchin

sie manchmal vier Kilo Weintrauben, sechs Kilo Bananen und zehn Gurken, die sie in Städtische durch die Küche kauft. Als sie das Foto in der Zeitung sieht, liest sie sich nicht ankommen, wie sehr sie das beruht. Nach der Arbeit macht sie sich bei Twitter an und heult. Sie rechnet mit dem Schlimmsten. Man könnte sie kündigen, obwohl sie.

Racker hält den Namen der Kita geheim in seinem Tweet, sodass die ganze Branche und die Stadt Chemnitz als Träger vieler Kindergärten staunen spekuliert, wo die Fritten serviert werden. Germaine Cölditz ruft ihren Chef an, „was ist sich, Chef?“

Fritten standen nirgendwo auf dem Spielplan. Sie existierten nur in ihrer Küche und auf dem Teil der Kleinen Gespenst. Vier Wochen nach dem Skandal sind die Fritten wieder auf dem Menüplan. Im Radio läuft „Like a Virgin“ von Madonna, aber das überflutet der Frittenlieb, der die Frittenlieb Klumpen nicht mögen. Das ist im Angebot. Das sind sich niemand über Stücken und schwache Fritten, sagt sie beschwert.

„Kinder sind weinenden überflut“, sagt Germaine Cölditz. Sie findet das gut. Ethische kleine Menschen, die habe im Freundschub stehen, was sie nicht mag, sei der Züchtungsplan. Die Erzieherinnen, Margen, wenn Germaine die Kinder trifft, fragen sie, es mit Nugges zu tun. Manchmal sagen sie, Köchin, Katergerichte. Racker: „Das mögen die wenigsten. Ein Mädchen habe gesagt die braunen Daddys will sie nicht mehr kochen. Das waren wild.“

Im Herbst zeigen viele Köchinnen, wie sie die Wahl geben, sagt Schreiber. Aber je nach Mal, wenn es erheben, verlieren sie Kunden. Wenn sie Kunden verlieren, mögen die Nebenkosten für die anderen. Sie verlieren die nächsten. Im Kindergarten ist üblich, dass ein Kind in einem Klassenraum, den Eltern bringen. Racker: „Das mögen die Eltern.“

Schulen betreiben die Familien, alle die Kinder sind immer erhalten. Um so viel hat Cölditz erhalte, 7,50 Euro wöchentlich. Eltern, die Schokolade, Mittag und Vesper. Macht bei einem Kind im Monat 150 Euro. In ihrer Firma mehr als 200 Euro im Kindergarten, wie sie das bezahlen wollen. Ob wegen einem Zuschuss von Stadt-Geb

kommunale, das muss auch sein, wenn der Gesundheit. „Wenn eine Gesellschaft sich entwickeln soll, geht das beim Essen raus“, sagt Cölditz. Schreiber ist beim Coworking für die Elternversorgung zuständig, gründer Koch und Chef von Cölditz. Sie dürfen sich nicht ab und zu kommt er vorbei, aber eigentlich weiß er, dass im „Farnebockler“ wenig in Eltern ist. Die Germaine sagt Schreiber, hätte die Pommes nicht mögen sollen. Jemand muss das Essen in der Essenskabine fotografieren und das Foto an Martin Racker geschickt haben.

Nun, wo die Geschichte in der Welt, wollen alle das Beste daraus machen. Racker ging es um die Köchin. Sie haben keinen Kontakt, die Köchin und die Auser. Er twittert, „Ich frue mich, dass man für den erkennbar ist, dass Information im Radio läuft.“

naturlich kein Fake war. Damit können sich manche Gemeinüter wieder beruhigen. „Sie fühlen sich unwohl, die großen Köchinnen. Aufmerksamkeiten machen sie schon. Eine ist aus Chemnitz, 2018 haben Kindergärten mit fünf Kindern beliefert. Betriebswirtschaftlich hat ihnen und wenn nicht gepasst, aber es war unser Auftrag“, sagt Schreiber. Sie mussten die Pommes erheben.

Ein Mitarbeiter aus der Gemeinschaft der Caterer hat einen Eltern-Verbrecher. Der Brief heißt fünf dreißig Posten auf, die bezahlt werden müssen. Personal, Wasser, Gas, Müll, Ausstattungsgeräte. Racker: „GIZ, Versicherungen. Er rechnet am Beispiel des Frühlings. Es kostet 600 Euro. Man bekommt aber nur 500 Euro. Davon 200 Euro Energie. Der Rest können Betriebskosten.“

Im Herbst zeigen viele Köchinnen, wie sie die Wahl geben, sagt Schreiber. Aber je nach Mal, wenn es erheben, verlieren sie Kunden. Wenn sie Kunden verlieren, mögen die Nebenkosten für die anderen. Sie verlieren die nächsten. Im Kindergarten ist üblich, dass ein Kind in einem Klassenraum, den Eltern bringen. Racker: „Das mögen die Eltern.“

„Ein Drama braucht Helden. Die meisten sind nur kleine Menschen, die arbeiten können. Seine Mutter kochte imchen Spätzlebraten. Tier habe seine Petten mittee als letzter bekommen. Wie die Mutter gekonnt hat, sagt Germaine Cölditz. An ihrer Mutterward kühlt das Foto eines kleinen Jungen vor einem Teiler. „Das Foto ist ein Foto.“

„Ein Drama braucht Helden. Die meisten sind nur kleine Menschen, die arbeiten können. Seine Mutter kochte imchen Spätzlebraten. Tier habe seine Petten mittee als letzter bekommen. Wie die Mutter gekonnt hat, sagt Germaine Cölditz. An ihrer Mutterward kühlt das Foto eines kleinen Jungen vor einem Teiler. „Das Foto ist ein Foto.“

Rästel um unappetitliches Fritten-Foto gelöst

Ein Tweet-Bildschirm zeigt eine Diskussion über ein Foto von Nugges auf Pommes. Der ursprüngliche Tweet ist gelöscht. Die Diskussion dreht sich um die Identifizierung der Person, die das Foto gemacht hat, und die Reaktionen der Eltern und der Kita-Leitung.

Was müsste passieren? Kostenloses Schulessen halten viele für schwierig. In Berlin lässt sich beobachten, wie das laufen würde. Die Eltern melden ihre kranken Kinder nicht mehr vom Essen ab. Etliche Portionen landen im Müll. Die Caterer wünschen sich einen Zuschuss. Ein Euro Stütze pro Mahlzeit, so glaubt man, würde die Lage entspannen. Manche Caterer haben den Vorteil, dass das Personal an der Essensausgabe auf der Lohnliste der Kommunen steht. Das verschärft den Preisdruck auf die anderen.

»Ändert sich nichts, gibt es uns bald nicht mehr«, sagt Schreiber. Vor allem Oberschulen und Gymnasien würden zunehmend unattraktiv.

Zu ihr kommen sie nicht, diese Probleme. Germaine Colditz soll einfach nur kochen. Die Küche ist ihre Küche. Als vor ein paar Wochen die Firma da war, die im Garten Bäume beschnitten hat, ließ sie an die Tanne vor dem Küchenfenster einen Eichhörnchen-Kobel hängen. Bisher sei immer ein Eichhörnchen eingezogen, wenn sie ein Haus aufgehängt hat. Vielleicht erleben sie hier alle ein kleines Wunder, sagt sie. Bei Facebook gibt es eine Eichhörnchen-Gruppe, in der sie Mitglied ist.

Heute wird es wenig zu mäkeln geben. Kartoffelbrei und Grillwürstchen mit Tomatensoße, als Nachtisch Gurkensalat. Das läuft. Sie kocht Extraportionen für Kinder mit Allergien.

Einmal habe der kleine Piet gefragt, ob sie mal wieder Klöße machen könne. Seine Mutter koche immer Spinatnudeln. Piet habe seine Portion mittags als letzter bekommen. »Ich habe ihm Klöße mit Soße gemacht. Wie der kleine Kerl gestrahlt hat«, sagt Germaine Colditz. An ihrer Magnetwand klebt das Foto eines kleinen Jungen vor einem Teller mit Klößen.

Ein Drama braucht Helden. Dieses hat noch keinen. Mag sein, dass ihre Branche Gefallen an der Frittengeschichte auf Twitter findet. Die Arbeitsgemeinschaft der Chemnitzer Caterer hat eine Initiative für die warme Mahlzeit in der Schule gegründet, die »Rettet das Schulessen« heißt. Im Bundestag fordert eine Petition, dass Schulessen ein Kindergrundrecht wird. Germaine Colditz hat Nuggets mit Pommes serviert.

HENNING RASCHE

Henning Rasche, 1990 in Dinslaken am Rande des Ruhrgebiets geboren, stellte während des Jurastudiums in Düsseldorf fest, dass er die Seite Drei in der SZ spannender findet als Immobiliarsachenrecht. Absolvierte nach dem ersten Staatsexamen ab 2015 die Journalistenschule der *Rheinischen Post* mit Halt beim ifp in München und wurde 2018 Politikredakteur der Zeitung. Von 2020 bis 2022 verantwortete er fünf Lokalausgaben der *RP* im Kreis Wesel und in Duisburg; seit Spätsommer 2022 kümmert er sich als Leitender Redakteur um Reportagen und andere größere Texte. 2021 wurde er mit dem Axel-Springer-Preis ausgezeichnet.

Henning Rasche ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Stück« mit »Viele Kühe machen Mühe«, erschienen am 31. Dezember 2022 in *Rheinische Post*.



Viele Kühe machen Mühe

Landwirt Kai Brunßen aus Hünxe will den Hof seines Vaters übernehmen. Damit er davon leben kann, müsste er mehr als zwei Millionen Euro investieren. Er fragt sich: Lohnt sich das noch?

Am Ende des Hohen Weges, kurz bevor es in den Wald geht, leben Rosi, Heidi, Merle und 237 weitere Rinder, 220 Hühner, 15 Strohschweine und der Mann, der hofft, dass er nicht als nächstes dran ist. Dafür arbeitet

er 80 Stunden an sieben Tagen in der Woche. Er macht das gerne. Aber es sollte sich lohnen, findet er, wenn er seinen Beruf schon zum Hobby macht.

Der Landwirt Kai Brunßen steht auf dem Hof, der seiner werden soll, und sieht zu, wie ein fremdes Auto nach dem anderen vorfährt. Die Wagen wirbeln den trockenen Boden auf. Es ist Frühling, nur noch zwei Wochen bis zur Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen. Die örtliche Abgeordnete hat Parteifreunde mitgebracht und einen Fotografen.

Für die CDU-Politikerin Charlotte Quik ist es einer von sieben Terminen an diesem Wahlkampftag. Für den Landwirt Kai Brunßen ist es die Chance, jemandem mit Einfluss seine Geschichte zu erzählen. Er braucht Hilfe, sie könnte helfen.

Brunßen – Jeans, Polohemd, Sicherheitsschuhe – hat den Handschlag eines Mannes, der weiß, wie ein Schwein stirbt. Sein Tag beginnt vor dem Aufstehen an der Melkmaschine, und besser wäre, er endete nie. Er hätte Besseres zu tun, als der Politikerin eine Kulisse für Instagram zu bieten.

Quik und Brunßen sprechen in die Kamera, die der mitgebrachte Fotograf ihnen hält. Der Wahlkampf muss schließlich ins Internet getragen werden.

Der Landwirt sagt: »In welche Richtung investiere ich? In die konventionelle Tierhaltung? Oder in die Direktvermarktung, für die ungern jemand bezahlt?«

Die Politikerin sagt: »Da würden wir in Zukunft dann versuchen, an den entsprechenden Rahmenbedingungen zu arbeiten.«

Seit 200 Jahren liegt am Ende des Hohen Weges in Drevenack, Gemeinde Hünxe, 50 Kilometer vor der niederländischen Grenze, der Hof der Familie Brunßen. Die Mitarbeiter des Betriebs: Vater, Mutter und der Sohn, der bald übernehmen möchte. Er wäre die fünfte Generation Brunßen, die den Hof als selbstständige Landwirte betreibt. Wäre.

Seine Eltern sagten: Werd' bloß nicht Landwirt.

Er sagte: Ich bin doch Landwirt.

Während der Realschule machte Kai Brunßen ein Praktikum beim Schreiner. Die Arbeit gefiel ihm, er kam gut zurecht. Aber Schreiner? Was

sollte das, er war doch Landwirt. In Bio, achte Klasse, sprang Kai ein, wenn die landwirtschaftlichen Kenntnisse der Lehrerin aus dem Lehrbuch nicht mit der Realität übereinstimmten, erzählt er heute. Er kannte sie nicht nur, er gehörte zur Realität auf dem Bauernhof.

Der Mann, der schon Landwirt war, bevor er die Ausbildung begann, lernte auf drei Höfen. Keiner weiter entfernt als eine Stunde Autofahrt. Er besuchte die Fachschule in Borken und lernte alles über Futtermittel, Haltungsformen und Ställe. Kai Brunßen hat einen Beruf ergriffen, den kaum sonst noch jemand ergreifen mag.

Etwas mehr als drei Jahre sind vergangen, seit Kai Brunßen ausgelernt hat. Heute ist er 25 Jahre alt. Und sagt: »Ich würde nicht behaupten, dass ich das den Rest meines Lebens machen kann.«

Er hat Verantwortung für das Dorf, in dem er lebt. Mit ihm könnten 200 Jahre Familiengeschichte zu Ende gehen.

In Drevenack, dem Dorf, in dem Brunßen aufgewachsen ist, in dem er gelernt hat, in dem er im Schützenverein ist, in dem ein Großteil seiner Bekannten und seiner Freundin lebt, gab es vor einem Vierteljahrhundert noch 30 Bauernhöfe. Übrig geblieben sind keine zehn. Je nachdem, wie Kai Brunßen sich entscheidet, ist es noch einer weniger. Er hat Verantwortung

für das Dorf, in dem er lebt. Mit ihm könnten 200 Jahre Familiengeschichte zu Ende gehen.

Kai Brunßen sitzt im Frühsommer, die Wahl ist vorbei, in einem BMW x5, 350.000 Kilometer gelaufen, die Trockenheit der letzten Wochen klebt am Auto. Er fährt von Stall zu Stall, von Weide zu Weide. Zu dem Hof der Brunßens gehört eine Fläche von rund 77 Hektar, darauf könnte man 1062-mal den Düsseldorfer Plenarsaal errichten. Morgens und abends muss er nach seinen Tieren schauen, allein das dauert jeweils knapp eine Stunde. Immer lässt er sein Auge schweifen. Geht's Heidi gut, Merle, Rosi?

Auf einem der zahlreichen Höfe, die in den vergangenen Jahren geschlossen haben, parkt er. Hier hat Brunßen einen Stall gepachtet, in dem ein knappes Drittel seiner Rinder steht. Eines nach dem anderen erhebt sich, als er hereinkommt, die Köpfe neigen sich durch die Gitter in Richtung des Landwirts. Sollte das eine tierische Begrüßung sein, grüßt Brunßen nicht zurück.

Er zeigt nach unten, der Boden besteht aus einzelnen, parallelen Streben, zwischen denen jeweils ein paar Zentimeter Abstand sind. Die Rinder stehen, so heißt das, auf einem Vollspaltenboden. Höchstens zehn Jahre sei das noch erlaubt, sagt Brunßen.



Wenn er bis dahin den Boden nicht ausgetauscht habe, könnten die Behörden ihm den Stall zumachen. Die EU setzt neue Standards für Tierhaltung, die nach und nach in die deutsche Tierschutz-Nutztierhaltungsverordnung, kurz: TierSchNutztV, wandern. Sie gehen Tierschützern oft nicht weit genug, aber fordern den Landwirt Kai Brunßen heraus.

Von links nach rechts, einmal ringsum, hat er den Stall umgebaut. Handwerker konnte er sich nicht leisten, brauchte er auch nicht. Er macht alles selbst. »Muss halt, dann geht's auch«, sagt er. Wenn erst ein Reporter mit Block und Stift auf seinen Hof kommt und später ein Reporter mit Kamera, fragt er sich: Warum macht das nicht einfach alles einer? Brunßen baute den Stall so um, dass die Rinder mehr Bewegungsfreiheit haben, mehr Quadratmeter pro Kuh. An neuen Boden ist vorerst nicht zu denken.

Kai Brunßen versucht, sich zu behaupten. Er betreibt konventionelle Landwirtschaft, sagt er, beliebt mache er sich damit bei Tierschützern und den Bio-Käufern in den Großstädten nicht. Mit Bio erkaufen die sich ein gutes Gewissen. Sein Job sei ein anderer. Er sagt: »Die Menschheit muss ernährt werden. Das habe ich mir zur Lebensaufgabe gemacht.«

Die Menschheit, nicht nur die Bio-Käufer. Aber auch für die konventionelle Landwirtschaft gelten bald strengere Regeln.

Wenn Kai Brunßen den Familienbetrieb in fünfter Generation nach 200 Jahren weiterführen will, muss er investieren. Konzentriert er sich auf Milchkühe, müsste er gut zwei Millionen Euro für einen Stall für 120 Kühe mit den höchsten Haltungsstandards und neuester Melktechnik ausgeben. Konzentriert er sich auf Rindfleischherzeugung, müsste er gut zwei Millionen Euro für einen Stall für 400 Jungbullen ausgeben.

Plus jeweils noch Futterlagerstätten für mindestens 350.000 Euro und Gülle- oder Mistlagerstätten für mindestens 150.000 Euro. Macht 2,5 Millionen Euro. Zieht man EU-Subventionen ab, bleibt immer noch ein Millionenbetrag übrig.

Investiert Brunßen nicht, würden seine Stallungen in einigen Jahren nicht mehr den Standards entsprechen, er müsste den Betrieb wahrscheinlich schließen. Vielleicht würde er seine Ställe verpachten, an die anderen paar Überlebenden, so, wie er selbst jetzt pachtet.

Wenn Kai Brunßen den Familienbetrieb in fünfter Generation nach 200 Jahren weiterführen will, muss er investieren.

Investiert Brunßen, könnten anderthalb Arbeitskräfte davon leben. Er selbst eingeschlossen.

Offiziell führt sein Vater Henning noch den Betrieb. Aber die meisten Entscheidungen trifft Kai Brunßen. Welches Futtermittel bestellt wird, wann die Kühe gemolken werden, was das 20-Kilo-Paket

Rindfleisch kostet. Er hat entschieden, Hühner anzuschaffen, und die Eier direkt an Kunden zu verkaufen.

Mit einem Elektroauto mit dem amtlichen Kennzeichen »WES-EI« fährt er durch Drevenack. Den Wagen lädt er über die Fotovoltaik-Anlage auf dem Hofdach. Wenn er die Milch seiner Kühe an Hochland verkauft und die Milch bei Aldi oder Lidl landet, müssen die Discounter ihren Kunden erklären, wenn die Preise steigen. Wenn er mit »WES-EI« loszieht und den Hünxern seine Eier verkauft, muss Kai Brunßen ihnen erklären, warum er auf einmal statt 35 Cent 40 haben will.

Brunßen sagt: »Es muss auch bezahlt werden, was wir machen.«

Er fragt seinen Vater oft um Rat, erzählt er. Der sage dann: Mach mal. Als Kai Brunßen gefragt hat, soll ich investieren, habe der Vater gesagt: Musst du wissen.

Brunßen sagt: »Ich wüsste da jetzt keine Lösung, die garantierten Erfolg verspricht.«

Sie sind zusammen zur Bank gegangen, Vater und Sohn, erzählt Kai Brunßen, haben gefragt, würden wir das überhaupt bekommen, so viel Geld? Bei der Bank hätten sie zurückgefragt: Meinen Sie, es würde Ihnen besser gehen als Ihren Nachbarn? Den Nachbarn, die aufgegeben haben? Müsst ihr wissen.

Der Hof der Brunßens ist ein wenig wie ein Adventskalender. Hinter jeder Tür eine neue Überraschung. Geht man durch einen leeren Stall hindurch und blickt nach rechts, sitzen da Schweine im Stroh, die grunzen. Geht man durch ein winziges Tor, sind dahinter riesige Bullen verborgen, die nicht mehr viel vor sich haben. Wendet man sich von den Schweinen ab, läuft am Eierwagen vorbei, leben dort Kälber in einer Art Mini-Dorf. Eine Abzweigung später ein großes Gatter, dahinter die Weide.

Für diesen Text ist der Reporter Brunßen dreimal begegnet, im Frühling vor der Wahl, etwas später im Frühsommer, dann, viel später, im Spätherbst. Die Zeit dafür musste sich Brunßen – nicht immer begeistert – vom Tag absparen. Der Landwirt ist in dieser Zeit nicht optimistischer geworden, die Lage dafür komplizierter.

Während die Kosten für alles gestiegen sind, für das Futter, den Diesel, den Umbau, den Strom, kaufen die Kunden weniger. Für ein Kilo Jungbullenfleisch bekommt Brunßen nun zwar 4,80 Euro statt 3,80 Euro, aber das haue trotzdem vorne und hinten nicht hin. »Es wird immer uninteressanter, tierische Lebensmittel zu erzeugen«, sagt er. Er kenne keinen Landwirt, der zurzeit irgendwelche Investitionen plane. Eigentlich müsste man aber. »Da kommt die Perspektivlosigkeit her«, sagt Brunßen.

Zurück in den Frühling. In die Kamera des Fotografen erzählt Brunßen, dass er Planungssicherheit brauche. Falls er sich entscheide, das Geld zu investieren, müsse er sicher sein können, dass sich die EU oder der neue



grüne Landwirtschaftsminister in Berlin nicht schon wieder neue Vorgaben ausdenken. Falls er investiert, will er seine Ruhe haben. Einfach arbeiten.

Brunßen kann arbeiten. Wenn seine Freundin ihn fragt, »Gehen wir ein Eis essen?«, sagt er oft: Ich fahre noch zu den Rindern. Um über die Runden zu kommen, arbeitet er an zwei Tagen die Woche zusätzlich bei einem anderen Landwirt. Halbtags, sagt er. Halbtags heißt: sieben Stunden, und vorher und nachher auf dem eigenen Hof.

Die Landtagsabgeordnete Charlotte Quik hört Kai Brunßen zu, sie nennt ihn einen »top ausgebildeten Junglandwirt«. Sie sagt: Schwierig, ich bin ja im Landtag und das wird in Berlin und Brüssel entschieden. Föderalismus, Supranationalismus, EU-Richtlinien, Verordnungen. Ja, es gibt auch noch ein eigenes Landwirtschaftsministerium in Düsseldorf, okay, aber die sind nicht zuständig.

Auf den Bildern, die die Abgeordnete später ins Internet lädt, sieht man das Abziehbild eines Bauernhofs. Kälber, die den Kopf neigen. Schweine, die sich suhlen. Hühner, die auf der grünen Wiese picken. Brunßens Traktor, auf dem »Stolz, ein Landwirt zu sein« steht, sieht man nicht.

Nachdem sie die Geschichte von Kai Brunßen gehört hat, an diesem Tag, zwei Wochen vor der Wahl, sagt die Abgeordnete: »Tja. Was will man machen?«

JULIA RUHNAU

Julia Ruh nau, Jahrgang 1990, kam nach dem Studium der Soziologie und Philosophie sowie einem Journalistikstudium in Leipzig für ihr Volontariat zu den *Nürnberger Nachrichten*. Seit 2017 arbeitet sie dort als Redakteurin, zunächst mehrere Jahre in der Online-Redaktion, dann in der Fürther Lokalredaktion. Nebenbei schreibt sie als freie Autorin für den *dpa-Themendienst*. Für ihren Text »Endlevel Hass« war sie bereits für den Reporter:innen-Preis nominiert.

Julia Ruh nau ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Stück« mit »Endlevel Hass«, erschienen am 4. Juni 2022 in *Nürnberger Nachrichten*.



Endlevel Hass

Rainer Winkler alias Drachenlord ist einer der kontroversesten Youtuber Deutschlands. Seit Jahren duelliert er sich mit einer Masse anonymer Gegner im Netz, der Konflikt vergiftet Kommentarspalten, Chatgruppen und ein ganzes Dorf. Sein Fall ist nicht der einzige – und bisher gibt es für den Hass kein Gegenmittel.

In dieser Geschichte wollen nur wenige Menschen ihren

Namen teilen. Es geht nicht um geheime Dokumente oder kriminelle Banden, auch nicht um peinliche Ausrutscher. Aber die Leute haben Angst, dass der Hass wieder aufflammt.

Es ist der 11.11.2011, kurz vor elf Uhr, als Rainer Winkler seinen ersten Clip auf Youtube hochlädt. Es ist ein Headbang-Video, gefilmt mit der Computerkamera. Sein wallendes Haar schleudert er dabei zu einem Metal-Song durch die Gegend, Halo von Machine Head. »This is our time to fight«, Zeit zu kämpfen, heißt es gleich am Anfang. Und bizarrerweise ist es das, was Winkler in den kommenden Jahren tun wird, kämpfen, nur nicht aufgeben, auch wenn der Feind zahlenmäßig hoffnungslos überlegen ist.

Mit Stacheldraht versucht Winkler, sein Grundstück vor seinen Gegnern, den Hatern (von Englisch hate = Hass), zu schützen. Er selbst verlässt irgendwann kaum noch das Haus.

Ein heißer Tag im Mai, Winkler, inzwischen 32, sieht aufgeräumt aus. Er ist frisch geduscht und trägt ein sauberes T-Shirt, als er über seine Youtube-Anfänge erzählt. Das ist deshalb erwähnenswert, weil er zuvor eher mit dem Gegenteil aufgefallen ist. Bei Gerichtsverhandlungen trug er fleckige und löchrige Klamotten, Jogginghose und Schlappen. Warum? »Weil das sonst nicht ich bin. Außerdem ist das mein Glücksbringer«, sagt er und meint damit ein verwaschenes Bandshirt, das er bei einem der Prozesse trug.

Vor wenigen Wochen hat das Landgericht Nürnberg-Fürth ihn wegen Beleidigung und Körperverletzung verurteilt, ein Jahr auf Bewährung. Er hatte mehrfach Menschen geschlagen, die ihn vor seinem Grundstück provozierten oder über seinen Hof stolperten, Polizisten Arbeitsverweigerer genannt. Vom Gericht hat er mehrere Auflagen bekommen, er muss einen Medienberater aufsuchen und zum Psychologen.

Rainer Winklers Haus im Emskirchener Ortsteil Altschauerberg wurde jahrelang täglich von Hatern besucht. Die Kritiker des Youtubers waren meist friedlich – trotzdem trug jeder Einzelne dazu bei, dass der Ort nicht zur Ruhe kam.

Ein psychiatrischer Gutachter hat ihm eine Anpassungsstörung diagnostiziert. Dazu gehören Zustände von »subjektiver Bedrängnis und emotionaler

Beeinträchtigung«, die »soziale Funktionen« behindern können, so steht es im Krankheitskatalog ICD-10. Winkler gilt deshalb nicht als voll steuerungs-fähig, das wurde strafmildernd gewertet. Bei einem IQ-Test sei außerdem ein Wert von 85 gemessen worden, erzählt er. Das liegt gerade noch im Bereich durchschnittlicher Intelligenz.

Darüber hinaus ist er Legastheniker und kann sich Zahlen schlecht merken. Deswegen hat er sein erstes Video am 11.11. hochgeladen. »Zehn vor Elf, hat also gepasst«, sagt er. Man kann das leider nicht überprüfen, er hat den Clip versehentlich gelöscht, zusammen mit einer Menge anderer Videos.

Die Hater wollen, dass der Drachenlord aus dem Internet verschwindet

Wir sitzen an einem Tisch, während Winkler spricht, zwischen uns eine Dose Energy-Drink der Marke Monster. Der Ort des Treffens muss geheim bleiben, zu Winklers Schutz. In den Wochen zuvor ist er quer durch die Republik gejagt worden.

Denn es gibt Menschen, die wollen, dass er von der Bildfläche verschwin-det. In seinem Fall heißt das: aus dem Internet.

Seine Gegner heißen Regenbogenschaf und Käferbande, Hagebuddne und der heilige Ofenkäse. Sie treten gegen den Drachenlord an, so nennt Winkler sich und seinen Kanal auf Youtube. Was ein wenig nach Kindergartengruppen klingt, ist der Abgrund der Netzwelt, der nicht überall gleich tief ist, aber trotzdem schwer zu überwinden.

Für Winklers Nachbarn wird seine Youtube-Karriere zu einem ländlichen Armageddon. Denn aus Scharmützeln in Chatrooms werden Massenaufläufe in der mittelfränkischen Provinz. Er und seine Hater bekriegen sich nicht nur im Netz, sondern immer öfter auch vor Winklers Haus. Und daran ist er nicht ganz unschuldig.

Paralleluniversum im Netz

Wer sich mit dem Drachenlord beschäftigt, stößt im Netz auf ein Paralleluni-versum. Es gibt hunderte Videos über ihn, eine Chronik über sein Leben, ein Archiv, in dem Versessene alle Clips sammeln, die er veröffentlicht hat. Eine eigene Internetzeitung berichtet ausschließlich über sein Leben, jemand hat Bots programmiert, die registrieren, wann er auf welchen Plattformen aktiv ist. Man findet Fotos seines Führerscheins und seiner Krankenkassenkarte, ein Schulzeugnis, sämtliche Mailadressen, Telefonnummern und Benutzer-namen seiner Accounts auf Twitter, Instagram, Tiktok, Pornhub. Es gibt sogar Videospiele über ihn.



In diesem Paralleluniversum bewegt sich eine anonyme, schwer zu fassende Masse, die in den vergangenen Jahren viel Schaden angerichtet hat. Nicht nur bei Winkler.

Wer Anfang des Jahres durch Altschauerberg läuft, ein winziges Dorf im westlichen Mittelfranken, etwa 40 Einwohner, muss mit Misstrauen rechnen. Die Polizei kontrolliert Passanten, Anwohner wollen den Presseausweis sehen. Ihre Telefonnummern stehen schon seit Jahren nicht mehr in öffentlichen Telefonbüchern. Zu lange war der Ort ein Schlachtfeld. Die Altschauerberger wollen sich schützen vor Telefonterror und Drohanrufen, vor den Fremden, die täglich aus Augsburg, Aalen, Berlin, der ganzen Republik hierher kommen und ihr Dorf in Beschlag nehmen.

Zwei Kilometer weiter, flussabwärts an der Mittleren Aurach entlang, liegt das Rote Herz. Ein hübsches Gasthaus in Emskirchen, bekannt für seine italienische Küche. Hier bekommt man cremiges Pistazieneis und den Grund dafür, warum viele Leute mit Rainer Winkler nichts zu tun haben wollen. Wirt Aldo Pometti hat wenig Zeit, aber zwischen Tür und Angel erfährt man doch, wie schnell Unbeteiligte ins Visier der Hater geraten.

Gefälschte Bestellungen und Telefonterror

Der Wirt hat Rainer Winkler in seinem Leben nur zwei Mal gesehen, und trotzdem hängt der Drachenlord wie ein Fluch über dem Fachwerkgebälk. Pomettis Restaurant wird mit Anrufen überschüttet, vorzugsweise nachts. Unbekannte bestellen Speisen, die nie bezahlt werden. Sie schreiben den Gasthof im Netz mit unterirdischen Rezensionen schlecht. Das schadet dem Betrieb wirtschaftlich, aber auch Pometti persönlich. Er sieht sich als »Hauptbetroffener«, neben Winklers Nachbarn. Und auch jetzt, nach fünf, sechs, Jahren, in denen Winkler nie wieder Gast war, werden die Belästigungen zwar weniger, aber sie hören nicht auf.

Winkler lebte über 30 Jahre ganz in der Nähe von Pomettis Cuore Rosso. Er und seine Eltern, seine Schwester und seine Großmutter teilen sich den Hof in Altschauerberg mit Hunden, Katzen, Hühnern. Dann stirbt sein Vater. Krebs. Mutter und Schwester verlassen bald das Haus, im Streit, wie er erzählt. Winkler ist ab da alleine mit seiner bettlägerigen Großmutter, die er irgendwann in ein Heim gibt. Zurück bleibt der Drachenlord.

Videos eines »Chaoten«

Seine Videos drehen sich um Musik und Videospiele. Der Inhalt bewegt sich irgendwo zwischen belanglos und befremdlich, er redet viel, schweift ab, widerspricht sich, unterbricht sich, verwirrt mit sexuellen Anspielungen und schrägen Vergleichen. Er weiß um seine Schwächen, er sei ein »Chaot«.

Nach zwei Jahren, im November 2013, hat er 50 Abonnenten und die ersten Kritiker. Sie machen sich lustig über seine unbedarfte, unbeholfene Art. Einigen gefällt nicht, wie er über Musik oder Frauen redet. Er hat einen ausgeprägten fränkischen Dialekt und ist stark übergewichtig – Angriffsflächen, die seine Gegner gerne ausnutzen. »Metal Leute«, die Begrüßungsformel am Anfang seiner Videos, wird unter den Hatern zu »Meddl Loide«. Ein Grußwort für Eingeweihte. Der Drachenlord versucht zu kontern. »Dass ich jetzt Hater hab', bedeutet ja, ich hab' alles richtig gemacht, mein Kanal fängt an, groß zu werden«, sagt er 2013 in einem Interview auf Youtube.

Mobbing auf dem Schulhof

Winkler war auf der Sonderschule. Er weiß, was Mobbing ist. Er war ein Einzelgänger, zog sich mit Kopfhörern allein auf den Pausenhof zurück. Die anderen verhöhnten ihn mit gebührendem Abstand, »die wussten, wenn ich einen erwisch', dann ist er Matsch«. Weil er schließlich doch einen Mitschüler durch die Gegend schleudert, wird er zum Psychologen geschickt, warum, weiß er nicht mehr genau, um was es in den Sitzungen ging, auch nicht. Er weint viel, mit 13 hat er Suizidgedanken.

Nach der Schule ergattert er einen Job bei einer Firma für Autoteile, erzählt er, als die verkauft wird, kommt er bei einer Zeitarbeitsfirma unter. Er arbeitet bei der Schokoladenfabrik Piasten, bei Playmobil, in einem Sägewerk, im Lager. Neben seinen Youtube-Videos hat er mehrere Webseiten und ein eigenes Forum. Damit fängt der Ärger an.

Er arbeitet bei der Schokoladenfabrik Piasten, bei Playmobil, in einem Sägewerk, im Lager.

»Es gab eine Gruppe von Leuten von einem nationalsozialistischen Black Metal Forum, also NSBM. Die kamen auf mein Forum rüber und haben angefangen, bei mir Stress zu machen und von mir Sachen zu leaken.« Frauen animierten ihn, Nacktbilder zu schicken, die landeten dann öffentlich im Netz. Auch ein Portrait seiner Schwester sei aufgetaucht, erinnert er sich, zusammen mit Vergewaltigungsfantasien. Außerdem gab es wohl einen Anruf, eine verzerrte Stimme drohte der Schwester am Telefon. »Da ist mir erstmal der Hut hochgegangen.« Er setzt sich vor seine Kamera und schreit mit wutverzerrtem Gesicht eine Verteidigungsrede hinein. Die Leute sollen zu ihm kommen, er würde die Scheiße aus ihnen rausprügeln. Er nennt seine Adresse. Er lädt das Video hoch. Er löscht es wieder. Das war 2014.

Kakerlaken und Spinnen in der Küche

Eine Zeit lang passiert nicht viel. Doch bald sind es nicht mehr nur gehässige Nachrichten in Foren und Kommentarspalten, die Leute werfen nun auch



Sie werfen Böller und Eier, sie provozieren ihn, er lässt sich provozieren, er schreit herum, sie lachen, er schreit lauter.

analog mit Schmutz. Winkler ist auf einem Metal-Festival, Summer Breeze, während zuhause in Altschauerberg jemand Bauschaum an seinem Haus verteilt. In der Küche landen Boxen mit Spinnen und Kakerlaken. Hin und wieder stehen Menschen vor seinem Grundstück, die er nicht kennt, er bekommt Pakete, die er nicht bestellt hat, und dann fangen einige damit an, sich zu

filmen, während sie ihm einen »Besuch« abstaten. Sie werfen Böller und Eier, sie provozieren ihn, er lässt sich provozieren, er schreit herum, sie lachen, er schreit lauter. Es soll ein neuer Trend werden. Sie nennen es das Drachengame.

Zunächst sind es Leute aus seinem Umfeld, die Winkler erniedrigen. Er kennt sie aus Chats, teilweise auch persönlich. Bald werden aber auch Fremde auf ihn aufmerksam. Eines nachts fährt die Feuerwehr in Altschauerberg ein, alarmiert zu einem Großbrand, den es nie gab. Es ist der erste Fall von Swatting in Deutschland, vorsätzlich falscher Alarm. Doch auch begründete Einsätze häufen sich, die Polizei ist bald Dauergast, sie kommt wegen Ruhestörungen, Hausfriedensbruch, Beleidigungen. Mal alarmieren die Nachbarn die Polizei, immer öfter ist es Winkler selbst. Die Brisanz der Lage schätzt er offenbar trotzdem nicht richtig ein. Mehrmals lädt er selbst zu Posterverkäufen vor seinem Haus ein, auch hier kommt es zu Auseinandersetzungen.

»Führt dazu, dass man andere Aufgaben vernachlässigt«

Neben den Anwohnern trägt die Polizei die Hauptlast des Drachengames. Bei der Polizeiinspektion in Neustadt/Aisch, die auch für Winklers Wohnort Altschauerberg zuständig ist, gehen nach jedem neuen Video von ihm Anzeigen, Mails und Nachrichten über Social-Media-Plattformen ein. Für die kleine Dienststelle mit etwa 50 Beamten eine unglaubliche Belastung. Das Polizeipräsidium in Mittelfranken schickt zwar immer wieder die Reiterstaffel oder Unterstützungskräfte, im Alltag sind die Neustädter aber auf sich allein gestellt. »Das führt schon dazu, dass man andere Aufgaben vernachlässigen muss«, sagt Leiter Siegfried Archut. An manchen Tagen machen die Einsätze in Altschauerberg 20 Prozent der Arbeit aus, zehn Einsätze pro Tag sind keine Seltenheit. Da bleibt keine Zeit für Einbruchsprävention.

Was der Drachenlord heraufbeschworen hat, ist ein Extrem, aber kein Einzelfall. Es gibt auch andere, die verfolgt und bloßgestellt werden.

Da ist der Youtuber Tanzverbot, etwas pummelig, Zahnücke, der seine Zuschauer anfangs mit Wutausbrüchen vor der Kamera gegen sich aufbringt. 2017 findet jemand Adresse und Handynummer heraus, er wird mit

Pizzalieferungen bombardiert, Unbekannte klingeln Sturm. Einmal bricht die Feuerwehr wegen eines erfundenen Notfalls seine Tür auf.

Da ist Aline Bachmann, Influencerin, viel Make-up, viele Follower. Hater fluten ihre Livestreams mit Hasskommentaren, beleidigen sie und ihre Familie, schicken ihr die Polizei nach Hause. Mimon Baraka, ein hagerer Berliner mit wirrem Haar, der auf Youtube nur eine Hand voll Abonnenten hat, wird beleidigt, verfolgt, Hassnachrichten und gefälschte Post von öffentlichen Stellen inklusive.

Hassmails und massenhafte Pizzabestellungen

Aber auch außerhalb der Netzwelt zieht der Hass Kreise. Da ist die Richterin, die Winkler am Amtsgericht Neustadt/Aisch verurteilt hat. Die Emskirchener Bürgermeisterin, die auch für Altschauerberg zuständig ist. Autohäuser, Restaurants, Hotels, die mit Winkler Geschäfte machen. Sie bekommen Hassmails, Pizzalieferungen oder gefälschte Paketbestellungen auf ihren Namen, werden mit Scherzanrufen und schlechten Online- Bewertungen zermürbt. Lieferdienste bleiben auf ihren Kosten sitzen. Wer mit Winkler in Kontakt kommt, zieht eine Armada von anonymen Internettrollen an.

Über die Jahre verkommt Winklers Haus immer mehr zur Ruine. Schmiere-reien und Farbbomben haben die Fassade gezeichnet, mehrere Fensterscheiben sind nach Steinwürfen zersplittert. In Bayern gibt es 22 Sonderdezernate, in denen sich spezialisierte Staatsanwälte mit Hasskriminalität im Netz beschäftigen. Koordiniert werden sie von einem Hate-Speech-Beauftragten, einem Oberstaatsanwalt, der bei der Bayerischen Zentralstelle zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus (ZET) angesiedelt ist. Die Ermittler versuchen, den Tätern ein Gesicht zu geben.

2016 wird der Mann, der die Feuerwehr zu Winklers Haus in Altschauerberg geschickt hat, zu einer Haftstrafe verurteilt. Er gehörte zu einer Chaotengruppe, die sich regelmäßig via Teamspeak im Netz traf, um »Scheiße zu bauen«, wie ein Zeuge es nennt. Dazu gehören die gefälschten Notrufe, wer nicht aus der Gruppe fliegen will, muss regelmäßig erfundene Brände oder Amokläufe melden. Dazu kommen Cybermobbing, Kreditkartenbetrug, Volksverhetzung. Verschwunden sind solche Gruppen nach der Verurteilung nicht.

In Chatgruppen wird das nächste Opfer auserkoren

Auch heute verabreden sich Leute online zu Hass-Raids, fluten Chats oder Livestreams mit Kommentaren, leaken Adressen. Kollektive wie die NWO oder NRR treffen sich dafür auf Telegram oder Discord, einer Art Gemeinschaftsraum im Netz. Unter den Mitgliedern geht es nicht unbedingt nett zu, in den Chatgruppen kann man mitlesen, wie sie Ehemalige hochgehen lassen

oder sich neue Masken, so nennen sie ihre Opfer, aussuchen. Es ist schwer nachzuvollziehen, wer dazu gehört, wer Trittbrettfahrer ist oder ob die NWO nur ein Internetmythos ist. Aber die nächste Hasswelle rollt bestimmt.

Wenn man Hater fragt, was denn nun so schlimm an den Videos des Drachenlord sei, muss man Zeit einplanen. Sie erklären wortreich ihr Engagement und dessen Wichtigkeit, listen akribisch Winklers Vergehen auf: Alkoholkonsum vor der Kamera, anzügliche und abwertende Bemerkungen gegenüber Frauen, Beschimpfungen, Drohungen, Verlinkungen auf eigene Porno-Videos. Vieles davon stimmt, in einigen Fällen wurden Winklers Videos deswegen gelöscht. Aber auf den einen, großen Vorwurf, der die ganze Schlammschlacht begründet, wartet man vergebens.

Warum also das Ganze? »Die Gründe, warum Menschen zu Tätern werden, sind vielfältig«, sagt Josephine Schmitt. Die Medienpsychologin kennt die Drachenlord-Hater nicht persönlich, aber sie forscht zu Hassrede im Netz. Und da gibt es Muster. Es sind öfter Männer als Frauen. Viele wollen Macht ausüben, andere haben einfach Spaß am Beleidigen und Quälen. Man fühlt sich zugehörig, bekommt Anerkennung. »Die Gruppenidentität wird gestärkt und positiv besetzt, während das Opfer und sein Handeln abgewertet werden.« Wir gut, Drachenlord böse. Studien wiesen darauf hin, dass Menschen eher zu Opfern werden, die im Netz viele und detailliertere Informationen über sich Preis geben, sagt Schmitt. Das trifft auf Winkler definitiv zu. Wenn er anfängt zu reden, erzählt er eigentlich alles, egal ob eine Kamera läuft oder nicht.

Gefühl von Distanz

Eine weitere Besonderheit von Hass im Netz: »Es braucht in der Regel keinen großen Aufwand, um theoretisch viele Menschen zu erreichen, jemanden zu beleidigen«, sagt Schmitt, die am Center for Advanced Internet Studies (CAIS) forscht.

Gleichzeitig entstehe ein Gefühl von Distanz. Das Internet könne die Illusion erzeugen, dass das eigene Verhalten keine problematischen Konsequenzen habe. Auch, weil man diese oft nicht sehe. Wenn Winkler nicht gerade einen Zusammenbruch in einem Livestream bekommt, bleibt sein Leiden unter dem Radar.

Tatsächlich betonen viele Hater, dass sie ja eher Zuschauer seien, Straftaten ablehnten, Winkler selbst nie »besucht« hätten. Man nennt das den Bystander-Effekt. »Je mehr Personen in der Community sind, desto weniger verantwortlich fühlen sich Personen, einzugreifen und dem Opfer zu helfen«, sagt Schmitt. Paradoxe Weise haben die meisten Angst, selbst Opfer zu werden. Das passiert immer wieder, auch Hater werden gehasst.

Enoche Hass

In dieser Geschichte wollen nur wenige Menschen ihren Namen teilen. Es geht nicht um geheime Dokumente oder kriminelle Bünden, auch nicht um politische Ausrasterer. Aber Leute haben Angst, dass der Hass ihre aufwacht.

Es ist der 11.11.2011, kurz nach elf Uhr, als Rainer Winkler seinen ersten Clip auf YouTube hochlädt. Es ist ein Headbang-Video, gefilmt mit der Computerkamera. Sein wackelndes Haar schleudert er dabei in einem Metal-Song durch die Gegend. Halo von Machine Head. „This is our time to fight“, Zeit zu kämpfen, heißt es gleich am Anfang. Und bizarrerweise ist es das, was Winkler in den kommenden Jahren tun wird, kämpfen, nur nicht aufgeben, auch wenn der Feind zahllosmäßig hoffnungslos überlegen ist.

Ein heißer Tag im Mai 2022, Winkler, inzwischen 32, sieht ausgenutzt aus. Er ist frisch geduscht und trägt ein sauberes T-Shirt. Das ist deshalb erwähnenswert, weil er zuvor eher mit dem Gegenteil aufgefallen ist. Bei Gerüchtern und Klagen trug er fleckige und löchrige Klamotten, Joginghose und Schlappen. Warum? „Weil das sonst nicht ich bin. Außerdem ist das mein Glücksbringer“, sagt er und meint damit ein verschabenes Band-Shirt, das er bei einem der Prozesse trug.

Vor wenigen Wochen hat das Landgericht Nürnberg-Fürth ihn wegen Beleidigung und Körperverletzung verurteilt, ein Jahr Gefängnis. In dem Urteil mehrfach Menschen geschlagen, die ihn vor seinem Grundstück stoppten, oder über seinen Hof stolzierten, Polizisten Arbeitsverweigerer genannt.

Ein psychiatrischer Gutachter hat ihm eine Anpassungsstörung diagnostiziert. Dazu gehören Zustände von „subjektiver Bedrängnis- und emotionaler Beeinträchtigung“, die soziale Funktionen behindern können, so steht es im Krankheitskatalog ICD-10. Winkler gilt deshalb nicht als voll steuerungsfähig, das wurde strafmildernd gewertet. Bei einem IQ-Test sei außerdem ein Wert von 85 gemessen worden, erzählt er, das liegt gerade noch im Bereich durchschnittlicher Intelligenz.

Wir sitzen an einem Tisch in der Wohnung. Winkler spricht, zwischen uns das Dose Energy-Drink der Marke Monster. Der Ort des Treffens muss geheim bleiben, zu Winklers Schutz. In den Wochen zuvor ist er quer durch die Gegend gefahren. Wo es gibt Menschen, die wollen, dass er von der Bildfläche verschwindet. In seinem Fall heißt das: aus dem Internet.

Seine Gegner heißen Regenbogenfahne und Käferbande, Hagebuddne und der heilige Ofenke. Sie treten gegen den Drachenord an, so nennt Winkler sich und seinen Kanal auf YouTube. Was ein wenig nach Kinderparade klingt. Ein Teil der Abgrund der Netzwelt, der nicht überall gleich tief ist, aber trotzdem schwer zu überwinden.

Für Winklers Nachbarn wird seine YouTube-Bariere zu einem landlichen Armageddon. Denn aus Schamitzeln in Chatrooms werden Massenaufläufe in der mittelfränkischen Provinz. Er und seine Hater bekämpfen sich nicht nur im Netz, sondern immer öfter auch vor seinem Haus. Und daran ist er nicht ganz unschuldig.

Wer sich mit dem Drachenord beschäftigt, stößt im Netz auf ein Parallelluniversum. Es gibt hunderte Videos über ihn, eine Chronik über sein Leben, ein Archiv, in dem Versessene alle Clips sammeln, die er veröffentlicht hat. Eine eigene Internetzeitschrift berichtet ausschließlich über sein Leben, jemand hat Bots programmiert, die registrieren, wann er auf welchen Plattformen aktiv ist. Man findet Fotos seines Filmbereichs und seiner Krankenkassenkarte im Netz, ein Schulzeugnis, sämtliche Mailadressen, Telefonnummern und Benutzernamen seiner Accounts auf Twitter, Instagram, TikTok, Pornhub. Es gibt sogar Videoclips über ihn.

In diesem Parallelluniversum bewegt sich eine anonyme, schwer zu lassende Masse, die in den vergangenen Jahren viel Schaden angerichtet hat. Nicht nur bei Winkler.

Wer Anfang dieses Jahres durch Altschauerberg läuft, ein winziges Dorf im westlichen Mittelfranken, etwa 40 Einwohner, wird auf einen Mann stoßen. Die Polizei kontrolliert Passanten, Anwohner wollen den Pressaufwas sehen. Ihre Telefonnummern sind in die Liste, seit Jahren nicht mehr in öffentlichen Telefonbüchern.

Zu lange war der Ort ein Schlaflied. Die Altschauerberger wollen sich schützen vor Telefonterror und Drohanoten, vor dem Hass, der öffentlich aus Augsburg, Aalen, Berlin, der ganzen Republik hierher kommen und ihr Dorf in Beschlag nehmen.

Zwei Kilometer weiter, Flussabwärts an den Mühlsteinen Ayrach entlang, liegt das Rote Iler. Ein mittleres Gasthaus in Emskirchen, bekannt für seine italienische Küche. Hier bekommt man cremiges Pastasens und den Granat Salat. Die meisten Leute mit Rainer Winkler nicht zu tun haben wollen. Wirt Aldo Pometti hat wenig Zeit, aber zwei

Rainer Winkler ist als Drachenlord einer der kontroversesten Youtuber Deutschlands.

Seit Jahren duelliert er sich mit einer Masse anonymen Gegner, der Konflikt vergiftet Kommentarspalten, Chatgruppen und ein ganzes Dorf.

Doch sein Fall ist nicht der einzige – und bisher gibt es für den Hass kein Gegenmittel.

VON JULIA RUHNHAU

sehen Tür und Angel erfährt man doch, wie schnell Unbekannte ins Visier der Hater geraten.

Der Wirt hat Rainer Winkler in seinem Leben nur zwei mal gesehen, und trotzdem hängt der Drachenlord wie ein Fluch über dem Fachwerkgebäude. Pometti Restaurant wird mit Anrufen überhäuft, vorzugsweise nachts.

Unbekannte bestellen Speisen, die nie bezahlt werden. Sie schreiben den Gasthof im Netz mit unterirdischen Rezensionen schlecht. Das schadet dem wirtschaftlich. Pometti sieht sich als „Hauptbetroffener“, neben Winklers Nachbarn. Und auch jetzt, nach fünf, sechs, Jahren, in denen Winkler nie wieder Gast war, werden die Belästigungen zwar weniger, aber sie hören nicht auf.

Winkler lebte über 30 Jahre lang in der Nähe von Pometti Cuore Rosso. Er und seine Eltern, seine Schwester und seine Großmutter teilen sich den Hof in Altschauerberg mit Hunden, Katzen, Ithönen. Dann stirbt sein Vater, Krebs. Mutter und Schwester verlassen bald das Haus, im Streit, wie er erzählt. Winkler ist ab da alleine mit seiner betagteren Großmutter, die er irgendwann in ein Heim gibt. Zurück bleibt der Drachenord.

Seine Videos drehen sich um Musik und Videopole. Der Inhalt bewegt sich irgendwo zwischen belanglos und befremdlich, er redet viel, schwört ab, widerspricht sich, verwirrt mit sexuellen Anspielungen und schrägen Vergleichen. Er will um seine Schwächen, von „in, Cha“. Nach zwei Jahren, im November 2013, hat er 50 Abonnenten und die ersten Kritiker. Sie machen sich lustig über seine unbedarfte, unbeholfene Art. Einigen gefällt nicht, wie er über Musik oder Frauen redet. Er hat einen ausgeprägten fränkischen Dialekt und ist stark übergewichtig – Angriffsflächen, die seine Gegner gerne ausnutzen.

Winkler war auf der Sonderschule. Er weiß, was Mobbing ist. Er war ein Einzelgänger, zog sich mit Kopfhörer allein auf den Pausenhof zurück. Die anderen verhöhnten ihn mit gebührendem Abstand. „Wie wussten, wenn ich einen erwisch, dann ist er Matsch“. Weil er schließlich doch einen Mitschüler durch die Gegend schleudert, wird er zum Psychologen geschickt, warum, weiß er nicht mehr genau, um was es in den Sitzungen ging, auch nicht. Er weint viel, mit 13 hat er Suizidgedanken.

Nach der Schule ergattert er einen Job bei einer Firma für Autoteile, erzählt er, als die verkauft wird, kommt er bei einer Zeitarbeitsfirma unter. Er arbeitet bei der Schweißerei für Plastik, bei Playmobil, in einem Stägewerk. Neben seinen YouTube-Videos hat er mehrere Webseiten und ein eigenes Forum. Damit fängt der Ärger an.

Es gab eine Zeit, in der Winkler Mitglied in einem nationalsozialistischen Black Metal Forum, also NSBM. Die kamen auf ihm Forum ruber und haben angefangen, bei ihm Stress zu machen und von mir Sachen zu leihen. Foren animierten ihn, Nacktbilder zu schicken, die landeten dann öffentlich im Netz. Auch ein Portrait seiner Schwester sei aufgefangen, erinnert er sich, zusammen mit Vergewaltigungsfantasien. Außerdem gab es wohl einen Anruf, eine verzerrte Stimme drohte der Schwester am Telefon. „Da ist mir erstmal der Hut hochgegangen.“ Er setzt sich vor seine Kamera und schießt mit wutverzerrtem Gesicht eine Verteidigungsrede hinein. Die Leute eilen zu ihm kommen, er würde die Scheiße aus ihnen rausprügeln. Er nennt seine Adresse. Er läßt das Video hoch. Er löscht es wieder. Das war 2014.

Eine Zeit lang passiert nicht viel. Doch bald sind es nicht mehr nur gehässige Nachrichten im Forum und Kommentarspalten, die Leute werfen man auch analog mit Schmutz. Winkler ist auf einem Metal-Festival, dem Summer Brezetz, während zuhause in Altschauerberg jemand Bauschaum an seinem Haus verteilt. In der Küche landen Boxen mit Spinnen und Kakerlaken.

Hin und wieder stoßen Menschen vor seinem Grundstück, die er nicht kennt, er bekommt Pakete, die er nicht bestellt hat, und dann fangen einige dem, sich zu öffnen, während sie ihm einen „Besuch“ abtatschen. Sie werfen Böller und Eier, sie provozieren ihn, er läßt sich provozieren, er schreit herum, sie lachen, er schreit laut. Es soll ein neuer Trend werden. Sie nennen es das Dra- chengame.

Zunächst sind es Leute aus seinem Umfeld, die Winkler erniedrigen, bald werden aber auch Fremde auf ihn aufmerkter, nach dem die Feuererwerb in Altschauerberg ein, alarmiert zu einem Großbrand, den es nie gab. Es ist der erste Fall von Swarting in Deutschland, vorerstlich falscher Alarm. Doch auch begründete Einsätze häufen sich, die Polizei ist bald Dauer-gast, sie kommt wegen Ruhestörungen, Hausfriedensbruch, beleid-



Bildchronik des Dramas um den Drachenord, das das Örtchen Schauerberg ist.

digungen. Mal alarmieren die Nachbarn die Polizei, immer öfter ist es Winkler selbst.

Neben den Anwohner trägt die Polizei die Hauptlast des Dra chengames. Bei Polizeieinsparien in Neustadt/Aisch, die auch für Winklers Wohnort Altschauerberg zuständig ist, gehen nach jedem neuen Video von ihm Anzeigen, Mails und Nachrichten über Social-Media-Plattformen ein. Für die kleine Dienststelle mit etwa 50 Beamten eine unangenehme Belastung.

Das Polizeipräsidium in Mittelfranken schickt zwar immer wieder die Reiterstaffel oder Unterstützungskräfte, im Alltag sind die Neustädter aber auf sich allein gestellt. „Das führt schon dazu, dass man andere Aufgaben vernachlässigen muss“, sagt Inspektionsleiter Siegfried Archut. An manchen Tagen machen die Einsatzkräfte in Altschauerberg 20 Prozent der Arbeit aus, zehn Einsätze pro Tag sind keine Seltenheit. Da bleibt keine Zeit für Einbruchsprävention.

Was der Drachenlord herauszufinden hat, ist ein Extrem, aber kein Einzelfall. Es gibt auch andere, die verfolgt und bloßgestellt werden.

Da ist der Youtuber Tanzenverbot, etwas populärer, Zahnkühe, der seinen Zuschauer anfangs mit Wutausbrüchen vor der Kamera gegen sich aufbringt. 2017 findet jemand Adressen und Handynummer heraus, er wird mit Pizzalieferungen bombardiert, Unbekannte klingeln Sturm.

Einmal bricht die Feuerweh wegen eines erfindenen Notfalls seiner Tür auf.

Da ist Aline Bachmann, Influencerin, viel Make-up, viele Follower. Hater fluten ihre Livestreams mit Hasskommentaren, beleidigen sie und ihre Familie, schicken ihr die Polizei nach Hause. Mimon Baraka, ein bagerer Berliner mit wirrem Haar, der auf YouTube nur eine Hand voll Abonnenten hat, wird beleidigt, verfolgt. Hassnachrichten und gefälschte Fotos von öffentlichen Stellen für ihn inklusive.

Überall über das Netz verteilt ist der Hass-Kreis. Da ist die RichterIn, die Winkler am Amtsgericht Neustadt/Aisch verurteilt hat. Die Emskirchener Bürgermeisterin, die auch für Altschauerberg zuständig ist. Antiquare, Restaurants, Hotels, die mit Winkler Geschäfte machen. Sie bekommen Hassmails, Pizzalieferungen oder gefälschte Paketbestellungen auf ihren Namen. Werden mit Scherzmails und schlechten Online-Bewertungen zermürbt. Lieferdienste bleiben auf ihren Kosten sitzen. Wer mit Winkler in Kontakt kommt, zieht eine Armada von anonymen Internetrollen an.

In Bayern gibt es 22 Sonderdezernate, in denen sich spezialisierte Staatsanwaltschaften mit Hasskrimina-

Die wussten, wenn ich erwische, ist er Matsch



Schauerberg in Atem hielt.

lität im Netz beschäftigen. Koordiniert werden sie von einem Hate-Speech-Beauftragten, einem Oberstaatsanwalt, der bei der Bayerischen Zentralstelle zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus (ZET) angesiedelt ist. Sie versuchen, den Tätern ein Gesicht zu geben.

2016 wird der Mann, der die Feuerwehr zu Winklers Haus in Altschauerberg geschickt hat, zu einer Haftstrafe verurteilt. Er gehörte zu einer Chaoten-Gruppe, die sich regelmäßig via Teamspeak im Netz traf, um „Scheiße zu bauen“, wie ein Zeuge es nennt. Dazu gehören die gefälschten Notrufe, wer nicht aus der Gruppe fliegen will, muss regelmäßig erfindende Brände oder Amokläufe melden. Dazu kommen Cybermobbing, Kreditkartenbetrug, Volksverhetzung.

Wenn man Hater fragt, was denn nun so schlimm an den Videos des Drachenlord sei, muss man Zeit einplanen. Sie erklären wortreich ihr Engagement und dessen Wichtigkeit, listen akribisch Winklers Vergehen auf: Alkoholkonsum vor der Kamera, anzügliche und abwertende Bemerkungen gegenüber Frauen, Beschimpfungen, Drohungen, Verlinkungen auf eigene Porno-Videos. „Vieles davon stimmt, in einigen Fällen würden Winklers Videos deswegen gelöscht. Aber auf den einen, großen Vorwurf, der die ganze Schlimmschlagbegründet, wartet man vergebens.“

Warum also das Ganze? „Die Gründe, warum Menschen zu Tätern werden, sind vielfältig“, sagt Josephine Schmitt. Die Medienpsychologin kennt die Drachenlord-Hater nicht persönlich, aber sie forscht zu Hassrede im Netz. Und da gibt es Muster. Täter sind eher Männer als Frauen. Viele wollen Macht ausüben, andere haben einfach Spaß am Beleidigen und Quälen. Man fühlt sich zugehörig bekommt Anerkennung.

„Die Gruppenidentität wird gestärkt und positiv besetzt, während das Opfer und sein Handeln abgelehnt werden.“ Wie gut, Drachenlord bise. Studiend wiesen darauf hin, dass Menschen eher zu Opfern werden, die im Netz viele und detaillierte Informationen über sich Preis geben, sagt Schmitt. Das trifft auf Winkler definitiv zu. Wenn er anfängt zu reden, erzählt er eigentlich alles, egal ob eine Kamera läuft oder nicht.

Eine weitere Besonderheit von Hass im Netz: „Es braucht in der Regel keinen großen Aufwand, um theoretisch viele Menschen zu erreichen, jemanden zu beleidigen“, sagt Schmitt, die am Center for Advanced Internet Studies (CAIS) forscht. Gleichzeitig entsteht ein Gefühl von Isolation.

Das Internet konnte die Illusion erzeugen, dass die eigene Verhalten keine problematischen Kon-

sequenzen habe. Auch, weil man diese meistens nicht sehe. Wenn Winkler nicht gerade einen Zusammenbruch in einem Livestream bekommt, bleibt sein Leiden unter dem Radar.

Tatsächlich betonen viele Hater, dass sie ja eher Zuschauer seien, Straftaten abhätten, Winkler selbst nie „besucht“ hätten. Man nennt das den Bystander-Effekt. Je mehr Personen in der Community sind, desto weniger verantwortlich fühlen sich Personen, einzutreten und dem Opfer zu helfen“, sagt Schmitt. Paradoxerweise haben die meisten Angst, selbst Opfer zu werden. Das passiert immer wieder, auch Hater werden gehasst.

Einige, die den Drachenlord schon lange verfolgen, sagen, es sei mit den Jahren schlimmer geworden. Nicht alle heißen den Krawalltourismus zu seinem Haus gut. Die Szene ist heterogen. Akademiker treffen auf Arbeitslose, Familienväter auf Minderjährige. Manche leben im Ausland. Sie vernetzen sich auf Facebook und Twitter, in Telegramm-Chatgruppen. Die größte hat inzwischen 40000 Mitglieder. Neulinge werden hi für genannt, für Level 0, wie bei einem Videospiel. Für den Einstieg ins Game werden sie auf die FAQ hingewiesen. Das Drachiv, die Drachenchronik.

Was sie ein, ist die Idee, eine Art Bürgerpflicht zu erfüllen, wenn sie Winkler fertigmachen. Irgendwann soll alles erlaubt, was helfe. YouTube, Behörden, Polizei und Justiz hätten versagt, ein „Hassprediger“ wie er dürfe keine Videos machen, sagt einer, und schon gar nicht damit Geld verdienen. Er könne auf YouTube machen, was er will, weil er klücker bringe.

Regelmäßig melden sie seine Inhalte, weil diese angeblich gegen die Richtlinien verstoßen. YouTube sagt dazu nur, dass die Gemeinschaftsrichtlinien für alle gleich angewendet werden. Der Kanal des Drachenlord habe „in seiner Historie bereits verschiedene Disziplinarmaßnahmen erhalten“, erhalte aber momentan die Vorgaben. Die Hater macht das wahnsinnig.

Im August 2018 eskalierte schließlich die Situation. Etwas 800 Hater treffen sich an einem Wochenende am Ufer der Mittelfrhen Auwahr, sie wollen zur „Drachenschanze“ ziehen, wie die Winklers Anwesenden nennen, ihn „das Fürchten lehren“. Die Polizei ist vor Ort, Einsatzkräfte des USK werden von einem Fußballspiel in der Region abkommandiert, das Landratsamt hat ein Versammlungsverbot ausgesprochen. Viele hindert das trotzdem nicht daran, großend durch das Dorf zu ziehen. Die Anwohner sind zu dieser Zeit bereits mit dem Nerven am Ende.

Es gibt Versuche, die Situation zu befrieden. Die Altschauerberger wenden sich an die Gemeinde,

die Polizei, das Innenministerium. Mehrere Parteien versuchen, selbst mit Winkler zu sprechen. Doch Beratungsangebote laufen ins Leere, beim Drachenlord bleibt vor allem hängen, dass man ihn dazu bringen wolle, seine YouTube-Karriere zu beenden.

Am Ende hilft alles nichts, stattdessen werden die Hater immer respektloser. Sie laufen über Grundstücke, klettern auf Balkone, zünden und vermüllen die Gegend.

Das Landratsamt erlässt mehrere Allgemeinverfügungen, die Menschenansammlungen verbieten, Pyrotechnik und Lärmbelästigung untersagen. Das soll abschrecken, die Polizei habe so leichter durchgreifen können, sagt Bürgermeisterin Sandra Winkelspecht.

In diese Gemengelage fällt eine Entscheidung, die zumindest für Altschauerberg die Wende bringt. Schon mehrmals hatte die Gemeinde angeboten, Winklers Grundstück abzukaufen. 2021 stimmt er schließlich zu. Das Datum des Auszugs wird einvernehmlich geregelt, an einem Montag im Februar ist er plötzlich weg.

Das Dorf atmet auf, auch wenn immer noch Besucher kommen. Sie wollen sich ein Stück von der „Schanze“ sichern, ziehen filmend durch das baubere Haus, lassen persönliche Gegenstände mitgehen. Auf Ebay taucht ein Inserat für einen Stein aus der Fassade auf, 19 Euro, keine Versandkosten. Dann wird Winklers Wohnhaus versteigert, auch, nachdem sich zunächst kein Unternehmen für das Vorhaben fand – aus Angst vor den Hatern.

Zurück bleibt Fälscherung. Und Ratlosigkeit. Manche Anwohner fühlen sich von der Politik im Stich gelassen. Bürgermeisterin Winkelspecht sagt, sie habe Winkler als offen für Gespräche erlebt, aber seine immer häufiger geworden. Auch Polizei, Landratsamt und Innenministerium seien immer anspruchbar gewesen. Aber alle kühlen sich nach.

Doch wären Lösungen bitter nötig. Denn kaum hat der Drachenlord sein Haus verlassen, wird aus dem Game eine Hetzjagd.

Winkler fährt mit einem blauen Pickup quer durch die Republik, und die Hater folgen ihm. Sie kontrollieren Webcams, fahren zig Parkplätze an, klappern Hotels ab. Es gibt eine eigene Karte mit den neuesten Sichtungsinformationen. Winkler kommt schließlich bei seiner neuen Freundin in Dortmund unter. Er hat extra die Kennzeichen an seinem Ford Ranger abgenommen. Doch es dauert nur wenige Stunden, bis auch hier zig Leute vor der Haustür stehen.

Kurz sieht es so aus, als ob die Stadt zum zweiten Altschauerberg wird. Die Polizei wendet sich an die Polizei in Neustadt, Winklers Freundin, mit der er sich kurz darauf per YouTube-Video verlobt, ebenfalls ebenfalls in den Fokus, nach ein paar Tagen sind sämtliche persönliche Daten, Arbeitgeber, Adressen, die Telefonnummer. Die Beziehung hält nicht lange. Irgendwann schafft es Winkler, wieder unterzutauchen.

Als die Dose Energy-Drink leer ist und Winkler über seine immer häufiger geworden. Sind drei Stunden vergangen. Er hat bisher ausführlich und offen getwittert, ist freudlich, fast lebenswichtig. Doch jetzt gerät das Gespräch an einen schwierigen Punkt.

Er fragt darum, was er tun kann, um die Situation zu verbessern. Er versteht nicht, warum „der Staat“ nicht eingreife. Ich sag mal so, wenn man versucht hätte, mich zu helfen, einen großen Zaun ums Grundstück zu ziehen, dann man es blindlings macht, vielleicht vorübergehend ein privater Sicherheitsdienst, der sich um das Grundstück und um das Dorf kümmert – ja, das kostet Geld, aber das wäre doch billiger gewesen, als da jeden Tag die Polizei hinzuschicken.

Warum er denn keine anderen Videos mache, sondern fast immer über die Hater rede? „Das Problem ist, dass ich inzwischen fast keinerlei Ideen mehr für Content habe.“ Er könne keine Videos von Festivals machen, weil er nicht auf Festivals gehen könne. Nicht auf Konzerte, nicht ins Kino, nicht einmal spazieren.

Es ist möglich, die Trolle weiterziehen zu lassen. Tanzverbot, der YouTube mit den Wutausbrüchen, hat das geschafft. Doch er muss dafür seine Wohnung wechseln. Der Drachenlord kennt ihn, die beiden haben Filme zusammen aufgenommen. Inzwischen sind sie schlecht aufeinander zu sprechen. Aber es scheint Winkler auch gar nicht zu interessieren, wie der andere YouTube die Karte gezeichnet hat, weil er will einfach nur seine Ruhe haben. Aber er will auch nicht aufgeben.

An manchen Tagen klingelt Winklers Handy fast durch den Himmel. Er teilt seine Nummern, wechselt, blockiert er lieber in einer Stunde 100 Leute. YouTube finanziert sein Leben, in gewisser Weise hält ihn der Hass über Wasser. Zwischen 2000 und 2006 er verdient er im Monat mit den Videos, mit Werbung, Bezah-Mitgliedschaften, Spenden. „Meinen YouTube-Kanal einstampfen ist keine Option, dann verdien ich kein Geld mehr und dann ist es vorbei.“

Doch am Ende ist es wohl ganz simpel: „Ich bin nur ein Spinner, der Videos macht“, sagt Winkler. Solange er sich nicht von einem Haufen fanatischer Anhänger abblenden lassen will, wird der Hass weiter den Drachenlord treffen – und alle, die zufällig in der Schusslinie stehen.

Das führt schon dazu, dass man andere Aufgaben vernachlässigt

Einblick
 VNP-Redakteurin Julia Ruhnow
 Es war nicht immer leicht, an Infos für diesen Text zu kommen, trotz einer sechsmonatigen Recherche. An geschicktesten waren die Drachenlord-Kritiker. Vielen Dank an meine Kollegen, die mich mit Kontakten und Anmerkungen unterstützten. Tobi Lang, Ulrike Lud und Katrin Wiersch. **Porträts Alfred Schüssler**

Einige, die den Drachenlord schon lange verfolgen, sagen, es sei mit den Jahren schlimmer geworden. Nicht alle heißen den Krawalltourismus zu seinem Haus gut. Die Szene ist heterogen. Akademiker treffen auf Arbeitslose, Familienväter auf Minderjährige. Manche leben im Ausland. Sie vernetzen sich auf Facebook und Twitter, in Telegram-Chatgruppen. Die größte hat inzwischen 40.000 Mitglieder. Neulinge werden lvl 0er genannt, für Level 0, wie bei einem Videospiel. Für den Einstieg ins Game werden sie auf die FAQ hingewiesen, das Drachiv, die Drachenchronik.

Was sie eint, ist die Idee, eine Art Bürgerpflicht zu erfüllen, wenn sie Winkler fertigmachen. Irgendwann sei alles erlaubt, was helfe. Youtube, Behörden, Polizei und Justiz hätten versagt, ein »Hassprediger« wie er dürfe keine Videos machen, sagt einer, und schon gar nicht damit Geld verdienen. Er könne auf Youtube machen, was er will, weil er Klicks bringe. Regelmäßig melden sie seine Inhalte, weil diese angeblich gegen die Richtlinien verstoßen. Youtube sagt dazu nur, dass die Gemeinschaftsrichtlinien für alle gleich angewendet werden. Der Kanal des Drachenlord habe »in seiner Historie bereits verschiedene Disziplinarmaßnahmen erhalten«, erfülle aber momentan die Vorgaben. Die Hater macht das wahnsinnig.

Es gibt Möglichkeiten, die Drachenlord-Kritiker in die Schranken zu weisen. Eine »nachdrückliche Strafverfolgung« sei ein »effektives Mittel zur Einschränkung solcher Hassgruppen«, heißt es von der Generalstaatsanwaltschaft in München. Es gibt Zahlen, die Mut machen: Bei Verfahren aus dem Bereich der Hasskriminalität würden 90 Prozent der Beschuldigten, die sich auf sozialen Plattformen wie Facebook, Instagram und Youtube aufhalten, auch identifiziert, heißt es. Ein erster Schritt in Richtung erfolgreicher Strafverfolgung.

Bei den Betroffenen kommt das nicht unbedingt so an. Winkler hat Anzeige um Anzeige gestellt, verurteilt wurde bisher nur eine Handvoll seiner Gegner. Bei der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien (BLM) gingen 2019 zahlreiche Beleidigungen aus der Hater-Szene ein. Alle Verfahren dazu liefen ins Leere, weil die Täter nicht ermittelt werden konnten, wie die die BLM auf Nachfrage mitteilt. Der Grund für die Aufregung war ein Zwangsgeld gegen Winkler, das die Behörde nach dem Geschmack der Hater nicht schnell genug vollstreckt hatte. Der Drachenlord hatte ohne Genehmigung auf der Plattform Younow Livestreams verbreitet.

Hunderte Drachenlord-Hater ziehen beim »Schanzenfest« durch Altschauerberg

Im August 2018 eskaliert schließlich die Situation. Etwa 800 Hater treffen sich an einem Wochenende am Ufer der Mittleren Aurach, sie wollen zur »Drachenschanze« ziehen, wie sie Winklers Anwesen nennen, ihn »das

Fürchten lehren«. Die Polizei ist vor Ort, Einsatzkräfte des USK werden von einem Fußballspiel in der Region abkommandiert, das Landratsamt hat ein Versammlungsverbot ausgesprochen. Viele hindert das trotzdem nicht daran, grölend durch das Dorf zu ziehen. Die Anwohner sind zu dieser Zeit bereits mit den Nerven am Ende.

Es gibt Versuche, die Situation zu befrieden. Die Altschauerberger wenden sich an die Gemeinde, die Polizei, das Innenministerium. Mehrere Parteien versuchen, selbst mit Winkler zu sprechen. Doch Beratungsangebote laufen ins Leere, beim Drachenlord bleibt vor allem hängen, dass man ihn dazu bringen wolle, seine Youtube-Karriere zu beenden.

Sie klettern auf Balkone und vermüllen die Gegend

Am Ende hilft alles nichts, stattdessen werden die Hater immer respektloser. Sie laufen über Grundstücke, klettern auf Balkone, zündeln und vermüllen die Gegend. Das Landratsamt erlässt mehrere Allgemeinverfügungen, die Menschenansammlungen verbieten, Pyrotechnik und Lärmbelästigung untersagen. Das soll abschrecken, die Polizei habe so leichter durchgreifen können, sagt Bürgermeisterin Sandra Winkelspecht.

In diese Gemengelage fällt eine Entscheidung, die zumindest für Altschauerberg die Wende bringt. Schon mehrmals hatte die Gemeinde angeboten, Winklers Grundstück abzukaufen. 2021 stimmt er schließlich zu. Das Datum des Auszugs wird einvernehmlich geregelt, an einem Montag im Februar ist er plötzlich weg. Das Dorf atmet auf, auch wenn immer noch Besucher kommen.

Sie wollen sich ein Stück von der »Schanze« sichern, ziehen filmend durch das halbleere Haus, lassen persönliche Gegenstände mitgehen. Auf Ebay taucht ein Inserat für einen Stein aus der Fassade auf, 39 Euro, keine Versandkosten. Dann wird Winklers Wohnhaus abgerissen, auch wenn sich zunächst kein Unternehmen für das Vorhaben findet – aus Angst vor den Hatern.

Zurück bleibt Erleichterung. Und Ratlosigkeit. Manche Anwohner fühlen sich von der Politik im Stich gelassen. Bürgermeisterin Winkelspecht sagt, sie habe Winkler als offen für Gespräche erlebt, er sei immer sehr höflich gewesen. Auch Polizei, Landratsamt und Innenministerium seien immer ansprechbar gewesen. Aber alle fühlten sich machtlos.

Dabei wären Lösungen bitter nötig. Denn kaum hat der Drachenlord sein Haus verlassen, wird aus dem Game eine Hetzjagd.

Hater kontrollieren Webcams, klappern Hotels ab

Wenn man in diesen Tagen die Telegram-Kanäle verfolgt, auf denen sich die Hater austauschen, fühlt man sich an einen Spionage-Thriller erinnert. Ein Krimi in Fäkalsprache und Slang, den die Hater entwickelt haben. »Oger« oder

»Wongl« für den Drachenlord, »Mulle« für Frau. Winkler fährt mit einem blauen Pickup, den er erst kurz zuvor gekauft hat, quer durch die Republik, heute Bremerhaven, morgen Bodensee. Und die Hater folgen ihm. Sie kontrollieren Webcams, fahren zig Parkplätze an, klappern Hotels ab. Es gibt eine eigene Karte mit den neuesten Sichtungen und Verfolgungsjagden auf der Autobahn, natürlich alles auf Video. Die Trollarmee läuft zur Höchstform auf. Winkler wird aus Hotels vertrieben, Anrufer terrorisieren die Rezeptionisten, tauschen auf Google die Fotos der Zimmer gegen Bilder von der Schanze, schreiben schlechte Bewertungen.

Winkler kommt schließlich bei seiner neuen Freundin in Dortmund unter. Er hat extra die Kennzeichen an seinem Ford Ranger abgenommen. Doch es dauert nur wenige Stunden, bis auch hier zig Leute vor der Haustür stehen.

Kurz sieht es so aus, als ob die Stadt zum zweiten Altschauerberg wird. Die Polizei wendet sich hilfeschend an die Kollegen in Neustadt. Winklers Freundin, mit der er sich kurz darauf per Youtube-Video verlobt, gerät ebenfalls in den Fokus, nach ein paar Tagen sind sämtliche persönliche Daten, Arbeitgeber, Adressen im Netz zu finden. Die Beziehung hält nicht lange. Irgendwann schafft es Winkler, wieder unterzutauchen.

Als die Dose Energy-Drink leer ist und Winkler über seine aktuelle Situation spricht, sind drei Stunden vergangen. Er hat bisher ausführlich und offen geantwortet, ist freundlich, fast liebenswürdig. Doch jetzt gerät das Gespräch an einen schwierigen Punkt. Es geht darum, was er tun kann, um die Situation zu verbessern. Er verstehe nicht, warum »der Staat« nicht eingreife. »Ich sag's mal so, wenn man versucht hätte, mir zu helfen, einen großen Zaun ums Grundstück zu ziehen, dass man es blickdicht macht, vielleicht vorübergehend ein privater Sicherheitsdienst, der sich um das Grundstück und um das Dorf kümmert – ja, das kostet Kohle, aber das wäre doch billiger gewesen, als da jeden Tag die Polizei hinzuschicken.«

Warum er denn keine anderen Videos mache, sondern fast immer über die Hater rede? »Das Problem ist, dass ich inzwischen fast keinerlei Ideen mehr für Content habe.« Er könne keine Videos von Festivals machen, weil er nicht auf Festivals gehen könne. Nicht auf Konzerte, nicht ins Kino, nicht einmal spazieren. Und die Gaming-Streams? »Das Problem ist, dass meine Gaming-Sachen nicht besonders beliebt sind. Wenn ich auf ein normales Video 5000 Aufrufe habe, habe ich auf ein Gaming-Video vielleicht 1500.«

**»Das Problem ist,
dass ich inzwischen
fast keinerlei Ideen
mehr für Content
habe.«**

Es ist möglich, die Trolle weiterziehen zu lassen. Tanzverbot, der Youtuber mit den Wutausbrüchen, hat das geschafft. Doch er musste dafür seine Wohnung wechseln. Das kann man seinen Videos entnehmen, auf Anfragen antwortet er nicht. Der Drachenlord kennt Tanzverbot, die beiden haben Filme zusammen aufgenommen. Inzwischen sind sie schlecht aufeinander zu sprechen. Aber es scheint Winkler auch gar nicht zu interessieren, wie der andere Youtuber die Kurve gekriegt hat. Er will einfach nur seine Ruhe haben. Aber er will auch nicht aufgeben.

Youtube finanziert Rainer Winklers Leben

An manchen Tagen klingelt Winklers Handy fast pausenlos. Doch statt seine Nummer zu wechseln, blockiert er lieber in einer Stunde 100 Leute. Youtube finanziert sein Leben, in gewisser Weise hält ihn der Hass über Wasser. Zwischen 2000 und 8000 Euro verdient er im Monat mit den Videos, mit Werbung, Bezahl-Mitgliedschaften für seinen Kanal, Spenden. »Meinen Youtube-Kanal einstampfen ist keine Option, dann verdiene ich kein Geld mehr und dann bin ich im Arsch.«

Doch am Ende ist es wohl ganz simpel: »Ich bin nur ein Spinner, der Videos macht«, sagt Winkler. Solange er sich nicht von einem Haufen fanatischer Hater davon abhalten lassen will, wird der Hass weiter den Drachenlord treffen – und alle, die zufällig in der Schusslinie stehen.

BESTES LOKALES

DI—
—GI
TAL—
—PRO
JEKT

Simon Koenigsdorff
und **Jan Georg Plavec**
Klimazentrale-Reader

Peter-Pascal Portz
Pflege-Liveblog in der Klinik:
16 Stunden am Limit?

Patrick Schwemling
Hilfe für die Ukraine

JAN GEORG PLAVEC SIMON KOENIGSDORFF



Dr. Jan Georg Plavec, Jahrgang 1984, ist Leiter der Redakteur für Datenjournalismus und Datenprojekte bei *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten*. Nach seinem Volontariat spezialisierte er sich auf Datenjournalismus mit regionalem Fokus und baute den Bereich in Stuttgart auf. Er hat an der Universität Hohenheim Kommunikationswissenschaft studiert und promovierte berufsbegleitend an der Freien Universität Berlin. Plavec engagiert sich in der Aus- und Weiterbildung für angehende Datenjournalistinnen und -journalisten.

Simon Koenigsdorff, Jahrgang 1994, studierte Geschichte in Heidelberg und Bristol mit journalistischen Stationen in verschiedenen Redaktionen: In der Onlineredaktion des *Mannheimer Morgen*, bei *heise online* und im Engagement-Ressort von *Zeit online*. Programmieren brachte er sich während der Corona-Pandemie bei. 2021 begann er sein Volontariat in der Gemeinschaftsredaktion von *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten* und spezialisierte sich auf Datenjournalismus – ab Mai 2023 als Redakteur.



Jan Georg Plavec und Simon Koenigsdorff sind nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Klimazentrale Stuttgart«, erschienen am 18. Mai 2022 in *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten*.

Klima- zentrale Stuttgart

Die Krise, die alles überlagert

Von Simon Koenigsdorff

Die Klimakrise ist längst da. Hier und heute, in Baden-Württemberg, in Stuttgart. Die berühmten »Klimastreifen« als farbliches Abbild der Temperaturveränderung führen wie kaum ein anderes Bild vor Augen, wie dramatisch die Erderhitzung auch in unseren Breiten bereits jetzt ist. Die roten, zu heißen Jahre, ballen sich am Ende des Zeitstrahls – in unserer Gegenwart – und drängen förmlich: »Tut etwas!«

Ganz konkret spüren Menschen dies auch am Wetter. Bereits jetzt, bei 1,6 Grad Erwärmung seit 1881 in Deutschland, belasten drückende Hitzewellen immer öfter die Gesundheit, gerade in Ballungsräumen wie Stuttgart. Unwetter und Starkregen wie im Sommer 2021 werden häufiger zur realen Gefahr. Landwirtinnen und Landwirte kämpfen gegen Dürren. Das alles gibt einen Vorgeschmack auf das, was in wenigen Jahren lebensbedrohliche Realität wird, wenn wir nicht weltweit radikal umsteuern.

Die Aufgabe einer Zeitung ist es, über die zentralen, großen und kleinen Herausforderungen unserer Zeit zu berichten. Dazu gehört, die Klimakrise als das zentrale Problem hervorzuheben, das bei fast jedem Thema mitbedacht werden muss. Von der Debatte um russische Energieimporte bis zum Wetter. Wenn wir heute auf unserer Webseite also ein interaktives Datenangebot zum Wetter an Ihrem Wohnort starten, so heißt dies bewusst Klimazentrale – und berichtet eben nicht nur über das Wetter, sondern auch über das Klima in Stuttgart und der Region. Dabei steht eine vielgestellte Frage im Vordergrund: Ist das Wetter heute noch normal?

Auch wenn wir über die alltäglichen Schwankungen des Wetters berichten und nicht jede Wetterkapriole allein an der Erderhitzung liegt, gehört es zu unserer Aufgabe, die Klimakrise dabei nicht auszublenden. Sondern zu sagen, was ist: Die Krise betrifft schon jetzt unser aller Alltag.

Ist dieses Wetter noch normal?

Von Simon Koenigsdorff und Jan Georg Plavec

Es gibt Tage, da tritt man aus der Haustür und spürt sofort: Hier stimmt etwas nicht. Die Sonne brennt ein wenig zu heiß vom Himmel, oder man erwartet kühlere Temperaturen zu dieser Jahreszeit. Manchmal freut man sich über tagelangen Sonnenschein, fragt sich aber irgendwann, wie lange es eigentlich nicht mehr geregnet hat. Und: Ist das schon der Klimawandel?

Auf unseren Webseiten beantworten wir diese Frage mit dem neuen Datenprojekt »Klimazentrale« täglich aktuell und für alle Orte im Großraum Stuttgart. Ist es zu warm oder zu kalt, die Temperatur vielleicht sogar rekordverdächtig? Ist es zu trocken oder zu feucht? Und auch: Scheint die Sonne gerade besonders häufig oder viel zu selten?

Darauf gibt es eine gefühlte Antwort – und die Daten in unserer Klimazentrale. Sie stammen von 14 amtlichen Wetterstationen in und um Stuttgart, wir beziehen sie vom Deutschen Wetterdienst, der Stadt Stuttgart und der Landesanstalt für Umwelt. Neben den aktuellen Werten werten wir Daten seit 1961 aus. Wir zeigen, in welchem Bereich Temperatur und Niederschlag sich normalerweise bewegen – und was aktuell gemessen wird.

Die Klimazentrale zeigt somit auch, was 1961 bis 1990 normal war, als der Klimawandel noch kaum ein Thema war. Der zweite Vergleichszeitraum zwischen 1991 und 2020 orientiert sich eher an dem, was heutzutage als normal empfunden wird. Diese beiden Perioden sind die internationale Referenz für Klimawissenschaftler. Und ja: Auch hierzulande war vor 60 Jahren ein durchschnittlicher Maitag deutlich kühler als heute.

Der Ansatz ist und bleibt spielerisch. Wetter ist nicht Klima. Es ändert sich schneller und produziert stärkere Ausschläge, außerdem sind die Temperaturen im Stuttgarter Stadtkessel andere als auf der Schwäbischen Alb. Doch wenn sich das Klima wandelt, zeigt sich das auch im ganz Kleinen – im als zu warm empfundenen Wetter, aber auch im Langzeitvergleich, der insgesamt auch für Baden-Württemberg eine Erwärmung belegt. Ein heißer Tag allein ist kein Beweis für den Klimawandel. Die zunehmende Zahl solcher Tage dagegen schon. Wie viele Hitzetage gab es im Lauf der Jahrzehnte in Ihrer Gemeinde? Oder: Stimmt es, dass die Zahl der Frosttage zurückgeht?

Die von uns analysierten Daten machen solche Erkenntnisse auf der lokalen Ebene überhaupt erst möglich. Der Blick in die Werte lohnt sich jeden Tag – so wie man auch jeden Tag den Wetterbericht liest. Die Klimazentrale bettet die Wettervorhersage ins große Ganze ein.

STUTTGARTER ZEITUNG

Nr. 94 | 20. Woche | 78. Jahrgang | 16. 02023

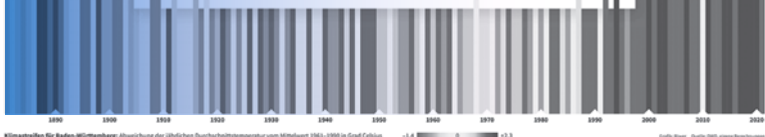
Mittwoch, 18. Mai 2022

2,40 €

Das Klimaprojekt der Stuttgarter Zeitung

Es wird heiß

Unser Datenprojekt „Klimazentrale“ zeigt: Die Temperaturextreme im Land nehmen zu. Die Klimastreifen, die alle Jahre seit 1881 zeichnen, machen dies deutlich. Was bedeutet diese Entwicklung für uns? **Seiten 2 und 3**



Das 1,5-Grad-Ziel ist noch zu schaffen

Klimawandel in Baden-Württemberg: Die Erde erwärmt sich rasch. Renommierte Fachleute aus dem Forschungsbereich zeigen sich optimistisch – noch. Auch die Klimaschutzbeauftragte der Bundesregierung sagt: „Wir haben es noch selbst in der Hand.“

Von Hanno Spanhoff

Das 1,5-Grad-Ziel kann wissenschaftlich und Nachhaltigkeitsforschenden und -Strebenden zufolge noch erreicht werden – allerdings brauche es dazu mehr Anstrengung bei den Treibhausgasemissionen und politischen Umständen. Zuletzt hatten einige Forschende befürchtet, dass das Ziel noch erreicht werden könnte. „Bislang zu 1,5 Grad gibt es viele, aber in den vier letzten Jahrzehnten“, sagte die Physikerin Friederike Otto vom Imperial College London gegenüber unserer Zeitung. In Stuttgart ist es zwar, dem hinauskommen, desto weniger realistisch werde es, das im Pariser Klimaabkommen vereinbart ist. Ziel noch zu erreichen, aber es erst einmal zu überschreiten. „Das ist die globale Mitteltemperatur in den nächsten Jahren.“ 1,5 Grad Celsius erreichen will bedeutet, dass wir

wichtig abhekt keine Zeit mehr haben, gleich die Emissionen drastisch zu senken“, sagte Otto, die es den effizientesten Klimaschutzmaßnahmen der Welt geschätzt. Bisher zeigen die Treibhausgasemissionen Ottos zufolge „nicht alle Effektivität“ weiterhin an. Die Klimaschutzbeauftragte der Bundesregierung zeigte sich optimistisch: „Die Wissenschaft spricht eine klare Sprache: Wir können das 1,5 Grad Ziel noch schaffen“, sagte Jennifer Morgan, Staatssekretarin für internationale Klimapolitik im Auswärtigen Amt, auf Anfrage. Dafür bleibe aber nur noch wenig Zeit. „Wir müssen jetzt das Rad herum-drehen und alle globale Gemeinschaften mobilisieren“, sagte die britische Greenpeace-Chefin. Deutschland könne hierbei „Vorbild und Zugpferd sein“, Morgan verweist auf die Energiever-

Deutschland befehle sich „in großen Schritten“ aus der Abhängigkeit von fossilen Energieträgern aus Russland. „Wir können zeigen, dass eine ambitioniertere Klimapolitik enorme Chancen für mehr Frieden, wirtschaftlichen Wohlstand und soziale Gerechtigkeit bietet“, so Morgan. „Wenn wir die Wägen richtig stellen, werden wir die Klimaziele erreichen. Die gute Nachricht ist: Wir haben es noch selbst in der Hand.“ Der Physiker und TV-Moderator Harald Lesch warnte davor, nur über die Verarmung der Vergangenheit zu lamentieren. „Klimasituation ist keine Option, es gibt ja Hoffungen“, sagte er. „Vielleicht gehe es darum, „endlich zu machen.“ Mit der Energie-wende geht es eine „klare Mission“, um den Klimawandel abzumehren. Man solle auch nicht Debatten gegenseitig aufrechen. Ohne Klimastreifen, „war’s das auch mit dem

Naturstreifen“. Auch Transformationsforscherin Mia Göpel macht entscheidenden Handlungspunkt: „Das ausschlaggebende ist, wie man noch exakt 1,5 Grad erreichen können oder nicht, halt uns von den wichtigsten Bereichen überhaupt ab. Jedes Zehntelgrad zählt“, sagte sie auf Anfrage. Eine Welt mit 1,6 Grad Erwärmung ist „viel lebensunfreundlicher als eine mit 2 oder gar 3 Grad.“ Laut der Weltwetterorganisation können die Jahresdurchschnittstemperaturen der Welt zwischen bis 2026 erstmals teilweise mehr als 1,5 Grad über dem vorindustriellen Niveau liegen. Dies bedeutet aber nicht, dass die längerfristige 1,5-Grad-Ziele dann überschritten wird. Die Endemisierung liegt Forschenden zufolge derzeit bei 1,2 Grad. Der Deutsche Wetterdienst rechnet für 2022 mit einem im Vergleich zum langjährigen Mittel zu warmen und zu trockenem Sommer.

Die Krise, die alles überlagert

Fast jedes Thema unserer Zeit hängt mit dem Klima zusammen. Nicht zuletzt das Wetter.

Von Simon Königsdorfer

Die Klimakrise ist längst da. Hier und heute, in Baden-Württemberg, in Stuttgart. Die beschriebenen „Klimastreifen“ als farbliches Abbild der Temperaturveränderung liefern wie kaum ein anderes Bild vor Augen, wie dramatisch die Erderhitzung auch in unseren Breiten bereits jetzt ist. Die roten, im heißen Jahr, haben sich am Ende des Zeitraums – in unserem Gegenwart – und drängen förmlich: „Zur Ernst!“

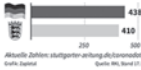
Ganz konkret spüren Menschen dies auch am Wetter. Bereits jetzt, bei 1,6 Grad Erwärmung seit 1881 in Deutschland, haben drückende Hitzewellen immer öfter die Gesundheit in Ballungsräumen wie Stuttgart, Ulm und Stuttgart wie im Sommer 2021 werden häufiger zu neuen Gefährdungen und Landeinstürmen klingen können. Das aber gibt ohne Vorwarnung auf das, was in wenigen Jahren lebensbedrohliche Realität wird, wenn wir nicht vorher radikal umsteuern.

Die Aufgabe einer Zeitung ist es, über die zu berichten, großen und kleinen Herausforderungen unserer Zeit zu berichten. Das heißt, die Klimakrise ist das zentrale Problem hervorzuheben, das bei fast jedem Thema miteinbezieht werden muss. Von der Debatte um musische Energieprojekte bis zum Wetter: Wenn wir heute auf unserer Weltreise als ein intermedialer Datennetzwerk nicht nur über das Wetter sprechen, so heißt dies bewusst Klimazentrale – und berichten über nicht nur über das Wetter sondern auch über das Klima in Stuttgart und der Region. Dabei stellt eine vielgefragte Frage im Vordergrund: In die Wetter heute noch normal?

Auch wenn wir über die alltäglichen Herausforderungen des Wetters berichten und nicht die Wetterkarte allein an der Erderhitzung liegt, gehört es zu unserer Aufgabe, die Klimakrise dabei nicht auszulassen. Sondern zu sagen, was die Krise betrifft schon jetzt unser aller Alltag.

Corona-7-Tage-Indizes

Beitragte Neuinfektionen je 100.000 Einwohner



Wetter Seite 18



Büro Seite 14, 15

• New James 12.054,19 (Preis: 1,36 €)
• New James 12.054,19 (Preis: 1,36 €)
• New James 12.054,19 (Preis: 1,36 €)

Ausführliches Inhaltsverzeichnis Seite 2



Ukrainer in Mariupol geben den Kampf auf

KIEW. Mit der Gefangenahme von zehntausenden Soldaten in der Stadt der Kampf um das belagerte Städtchen in Mariupol näher gerückt. „In den vergangenen 24 Stunden haben 261 Kämpfer der 11. Schwere Brigade „Bue Wolfen“ niedergelegt und sich in Gefangenschaft begeben“, sagte der Sprecher des russischen Verteidigungsministeriums, Igor Konašenkow, am Dienstag. Russland verneint die Vorwürfe, dass die Gefangenahme der Ukrainer, medizinische Behandlung sowie den Abtransport der Verletzten zeigen soll. Ob es tatsächlich zu dem von einer ukrainischen Gefangenenaustausch kommen wird, ließ Russlands Militär offen. „Alle Verletzten werden im Krankenhaus von Bismarckweck gebracht werden. Zum Aufenthaltsort der übrigen Gefangenen machte er keine Angaben. Die Bemerkungen zur Rettung der letzten Soldaten aus Mariupol gingen weiter. „Igor Soldaten in Gefangenschaft Seite 5

Mehr



Land will mehr Geld für 9-Euro-Ticket

STUTTGART. Das geplante 9-Euro-Ticket (Einmalreisepass) in Baden-Württemberg ist wieder Kutschmann (Gelbe) mehr Geld vom Bund. „Der Bund stellt uns zwei-mehr Milliarden zur Verfügung – die reichen nicht“, sagte er mit Blick auf die Finanz-situation der Länder am Dienstag in Stuttgart. Es müsse mehr Geld in das Programm fließen. „Wenn man so wie mich-müssen man das auch ausfindigen.“ In den kommenden Jahren werden über 100 Millionen kommen die Länder unter der Zustimmung der Bundestag. Der Verkehrsminister des Bundesrat billigte am Dienstag den Gesetzentwurf von SPD, Grünen und FDP zur Finanzierung der Sonderkategorie. Vorgesehen sind 2,5 Milliarden Euro zum Ausgleich von Einmalreisepässen. Weitere 1,2 Milliarden Euro will der Bund zum Ausgleich von Ver-bunden bei Verkehrsunternehmen gehen. „Es kommt zum Showdown Seite 4

Was tun, wenn es heiß wird?

Von Jan Georg Plavec

Beim Blick in die Medien ärgert sich Claudia Traidl-Hoffmann derzeit oft: Berichte zur Sommerhitze werden oft mit fröhlichen Menschen am Wasser bebildert. Temperaturen jenseits der 30 Grad Celsius gelten hierzulande vor allem als Badewetter. Das will die Umweltmedizinerin vom Münchner Helmholtz-Zentrum niemandem vermiesen. Hitze müsse aber auch als Gefahr für bestimmte Gruppen verstanden werden. »Lungenkranke sollten nächste Woche nicht zum Einkaufen gehen«, rät Traidl-Hoffmann. Für Dienstag sind in Baden-Württemberg derzeit bis zu 39 Grad vorhergesagt.

Dass es, bedingt durch die Klimakrise, mehr und längere Hitzeperioden gibt, gilt als ausgemacht. In der Stuttgarter Innenstadt werden ausweislich unseres Datenprojekts Klimazentrale im Schnitt 25 Tage mit mehr als 30 Grad Celsius im Schatten gemessen – Tendenz steigend. Allein dieses Jahr gab es schon 13 sogenannte heiße Tage. Zu den Folgen zählen nicht nur vielfach hitzebedingte Erkrankungen wie Hitzschlag oder Nierenversagen. Seit 2013 sind laut einer Schätzung des Statistischen Landesamts jedes Jahr mehr als 1000 Menschen hitzebedingt verstorben.

Weitaus weniger klar ist, wie Kommunen, das Gesundheitswesen und die Bürger reagieren können. Zwar mangelt es nicht an Infobroschüren – dafür aber an konkreten Hilfsangeboten oder Plänen für den Umbau der auf Hitzewellen nicht vorbereiteten Städte. Stadtverwaltungen können solche kurz- und mittelfristigen Maßnahmen in Hitzeaktionsplänen beschließen – so die Idee einer Bund-Länder-Arbeitsgruppe vor einigen Jahren. Konkret können im Hitzefall etwa kühle Räume geöffnet werden oder Wasserstellen aufgebaut werden. Es geht aber auch um Kommunikation.

Frankreich macht vor, wie es geht: Seit dem für Tausende tödlichen »Jahrhundertssommer« 2003 kontaktieren dort soziale Dienste auf Wunsch Ältere oder andere Risikogruppen während Hitzewellen täglich. Bei Bedarf bringen sie Ventilatoren und Getränke vorbei. Das kann Leben retten.

Hierzulande ist diese Form von Hitzeschutz, die laut einer Berechnung des Recherchenetzwerks Correctiv mindestens neun Millionen Menschen erreichen müsste, kaum vorstellbar. Kommunaler Hitzeschutz bleibt Stückwerk.

Nur eine Handvoll Hitzeaktionspläne sei bekannt, räumte das Sozialministerium jüngst in der Antwort auf eine CDU-Landtagsanfrage ein. Genannt wurden Mannheim, Karlsruhe und Freiburg samt dem Kreis Breisgau-Hochschwarzwald sowie der Zollernalbkreis.

In Stuttgart hat der Gemeinderat einen Hitzeaktionsplan bei den jüngsten Haushaltsberatungen abgelehnt. Die Forderung war von der Fraktion Puls gekommen. Neben Handlungsanweisungen für die Verwaltung »wäre der

Plan auch ein politischer Beschluss«, sagt der Puls-Stadtrat Christoph Ozasek. Ein Vorbild könnte Barcelona sein, wo ein Großteil des öffentlichen Raums mit Bäumen verschattet werden soll.

Nun ist das Wetter in einer Großstadt am Mittelmeer (noch) nicht mit Stuttgarter Verhältnissen zu vergleichen. Doch der Handlungsdruck steigt. Dafür, findet Ozasek, wird noch viel zu sehr über einzelne Bäume gestritten – weil ein Parkplatz wegfällt oder man wie am Marktplatz penibel auf Befindlichkeiten der Marktbesucher achtet. Dabei gehe es darum, den Platz in länger werdenden Wärme- und Hitzeperioden überhaupt noch nutzen zu können.

Nicht nur Kommunen tun sich schwer. Ausgerechnet Krankenhäuser und Pflegeheime haben vielfach keinen ausreichenden Hitzeschutz – weil der in der Krankenhausfinanzierung standardmäßig nicht vorgesehen ist. Vergangenes Jahr ergab eine Studie des am Stuttgarter Robert-Bosch-Krankenhaus (RBK) arbeitenden Arztes Clemens Becker, dass an heißen Tagen mit mehr als dreißig Grad ein Fünftel mehr Pflegeheimbewohner sterben als bei 20 Grad.

Im RBK selbst kommt die Lüftungsanlage bei Hitze an ihre Grenzen. »Wir müssen dann andere Maßnahmen ergreifen«, sagt der Geschäftsführer Mark Dominik Alscher: Jalousien herunterlassen, Fenster tagsüber schließen und nachts durchlüften, mehr Getränke anbieten, bei Älteren Trinkprotokolle führen, die begrünten Dächer bewässern. Zwecks nachträglich eingebauter Klimaanlage sei man mit dem Land »aktiv im Gespräch«, so Alscher.

An heißen Tagen mehren sich auch die Notfälle. Man sehe »eine deutliche Zunahme von Kreislauf- und neurologischen Beschwerden«, sagt Alexander Krohn, Oberarzt am Klinikum Stuttgart. Die Vidia-Kliniken Karlsruhe sehen bei Hitze »ein deutlich erhöhtes Patientenaufkommen in der Notaufnahme«. Eine Überlastung drohe aber nicht.

Hitze kann für sehr unterschiedliche Gruppen zur Gefahr werden – für Kinder, die im Schulsport umkippen, ebenso wie für Menschen, die längere Zeit draußen arbeiten. Auch Obdachlose wissen vielfach nicht wohin. Noch ist es aber die absolute Ausnahme, dass wie seit Kurzem in Hamburg nicht nur im Winter ein Kältebus, sondern auch sommers ein Hitzebus fährt und Wohnungslose versorgt.

In jedem Fall gilt: wenn Beschwerden auftreten, ist das oft problematisch. »Es gibt auch bei Hitze Kipppunkte im Körper. Wenn sie überschritten werden, ist es zu spät«, sagt Claudia Traidl-Hoffmann. Spätestens dann endet an heißen Tagen die Freibadstimmung.

T-Shirt-Wetter zum Jahreswechsel

Von Jan Georg Plavec

Thomas Schuster fehlen beim Blick auf das Silvesterwetter die Worte. 20 Grad sind für den Jahreswechsel in Stuttgart prognostiziert. »Meine Klimatablelle sagt mir, dass alles oberhalb von 14 Grad ungewöhnlich mild ist«, sagt der Meteorologe vom Deutschen Wetterdienst (DWD) in Stuttgart. »Ungewöhnlich mild« ist das Meteorologenvokabular, wenn die Temperatur im Winter besonders stark steigt – weil im Winter das Wort »warm« nicht genutzt wird.

Eine Steigerung von »ungewöhnlich mild« gibt es bislang nicht. Dieses Jahr könnte man sie allerdings gut brauchen. Der bisherige Stuttgarter Temperaturrekord zum Jahreswechsel dürfte dieses Jahr um mehr als fünf Grad überschritten werden. Sie liegen auch drei Grad über der höchsten jemals im Dezember gemessenen Temperatur; 1989 hatte es am Schnarrenberg 17,2 Grad. Mehr als 14 Grad wurde seit 1958 bislang an genau 50 Dezembertagen gemessen.

Die nun für Samstag vorhergesagten zwanzig Grad seien »das maximal Mögliche, beziehungsweise klimatologisch sogar eigentlich darüber«, sagt Schuster. Der Grund für die hohen Temperaturen ist die aktuelle Wetterlage, die warme Luft aus Spanien und Nordafrika bis nach Stuttgart führt. Außerdem sind einige Stunden Sonnenschein vorhergesagt. Man darf sich also auf T-Shirt-Wetter freuen, auf Ausflüge in die Natur, vielleicht grillt der eine oder andere. Kritischere Köpfe dürfen sich aber genauso fragen, ob dieses Wetter noch normal ist oder ob es künftig normal wird – und ob man das wirklich gut finden soll, Stichwort Klimawandel.

Der letzte ungewöhnlich laue Silvesterabend liegt jedenfalls erst ein Jahr zurück. 14,2 Grad maß der DWD 2021 am Schnarrenberg, in der City ist es typischerweise noch etwas milder. Das war nah dran am bisherigen Rekord von 14,4 Grad im Jahr 2017. Beginnt die T-Shirt-Saison also künftig klimawandelbedingt immer an Silvester?

»Mit Klimawandel hat dieses Wetter nur bedingt zu tun, es ist eher ein Einzelereignis«, sagt Thomas Schuster. Eines, das häufiger wird: »Die Westwetterlage hält jetzt eine Weile an und wir sehen den Wechsel auf eine Nordostlage nicht mehr so häufig«, so Schuster. Will sagen: mittlerweile kommt häufiger warme Luft aus Spanien zu uns als kalte aus Skandinavien.

Hohe Temperaturen wie jetzt an Silvester werden wahrscheinlicher.

Das zeigt auch der Blick ins Datenarchiv. 3,7 Grad war die durchschnittliche Höchsttemperatur an Silvester bis ins Jahr 2000. Seither liegt sie bei sechs Grad. Daraus spricht tatsächlich der Klimawandel. Er muss nicht immer mit Extremwerten wie am Samstag kommen, sondern er treibt die Temperaturen schleichend in die Höhe. Das fällt nur nicht so sehr auf, wenn wie in den Jahren 2019 bis 2021 das Thermometer auf weniger spektakuläre 3,7 bis 7 Grad steigt.

Am Wetter ist nichts mehr normal

Von Jan Georg Plavec

22 Grad an Silvester: das ist Wetter, nicht Klimawandel. Leider ist diese Kapriole ganz zum Schluss nur eine von vielen im Jahr 2022. Aufspäten Schnee folgte ein früher Hitzesommer mit 30 Grad im Mai. Der ging, mit Unterbrechung im September, in einen sehr milden Herbst über. Im neuen Wetter-Normal ist nichts mehr normal. Alles geht, einschließlich Jahreswechsel im T-Shirt.

Diese Instabilität ist dann sehr wohl Klimawandel. Ja, auch früher war es mal zu warm oder zu kalt. Doch auf den Trend kommt es an. Insgesamt wird es deutlich wärmer, das Wetter spielt häufiger verrückt – jedenfalls gemessen an dem, was in dem von Meteorologen gern genutzten Vergleichszeitraum 1961 bis 1990 normal war. Damals war vom Klimawandel noch nicht so viel zu spüren; es ist das Wetter, das die heutige Eltern- und Großelterngeneration kennengelernt hat. Was würde wohl jemand zur Witterung sagen, der aus dem Jahr 1962 sechzig Jahre in die Zukunft gebeamt würde?

Der Schock fiel stärker aus als wir ihn nach jahrzehntelanger Gewöhnung spüren. Der Klimawandel kommt schleichend. Er zeigt sich in Hitzewellen ebenso wie in wochenlangen Phasen, in denen es ein, zwei Grad zu warm ist. Das wissen alle, aber man kann es halt so gut ausblenden. Die Menschheit muss aufpassen, dass es ihr nicht ergeht wie dem »boiling frog«, der nicht merkt, wie das Wasser um ihn so lange immer heißer wird – bis es kocht und er stirbt.



Im Sommer wurden viele Tage mit außergewöhnlicher Temperatur gezählt.

Foto: Licht&Leif/Photozoo

Jeder zweite Tag war nicht normal

Wie war das Wetter in Stuttgart im Jahr 2022? Ziemlich ungewöhnlich, wie unsere Klimazentrale-Daten verraten.

VON JAN GEORG PLAVEC

STUTTGART. Vom Wetter eines Jahres bleiben meist die Extreme in Erinnerung. 2022 war dies zum Beispiel die Gluthitze des Sommers oder, erst kürzer zurückliegend, die Kältevolle Mitte Dezember. Insgesamt lagen die Temperaturen nur an jedem zweiten Tag im historisch zu erwartenden Normalbereich. Das ergibt eine Analyse von Daten unserer Klimazentrale, die auf Messungen des Deutschen Wetterdienstes (DWD) am Schanzenberg beruhen.

An mehr als jedem vierten Tag wurde es wärmer als für die Jahreszeit zu erwarten. Für diesen Normalbereich betrachten wir sämtliche Messungen seit 1961, lassen aber die 20 Prozent der höchsten und niedrigsten Werte weg – weil Wetter nie exakt nach der Norm verläuft und Ausschläge eher die Regel als die Ausnahme sind. Der Normalbereich ist so etwas wie die gefühlte Zone, innerhalb derer sich das Wetter bewegen muss, damit wir es als normal empfinden.

Der Anteil von Tagen, an denen es kühler war als eigentlich zu erwarten, beträgt in der Auswertung gerade einmal sechs Prozent. Im Normalbereich lag eine knappe Mehrheit von 51 Prozent aller Tage 2022. Das gilt sowohl für die Tageshöchstwerte als auch für die nächtlichen Tiefsttemperaturen. Wie viel Klimawandel steckt in den Wetterdaten

selbst? Dass fast jeder zweite Tag 2022 nicht normal war, bezieht sich auf den Referenzzeitraum 1961 bis 1990. Die Aussage gilt also für das Wetter, mit dem ungefähr die heutige Großeltern-Generation aufgewachsen ist. Betrachtet man den späteren Referenzzeitraum 1991 bis 2020, waren deutlich weniger Tage zu warm, etwas mehr Tage zu kalt und insgesamt knapp sechzig Prozent aller Tage im Normalbereich. Wer in den 1980er oder 1990er Jahren aufgewachsen

ist, als der Klimawandel schon stärker spürbar wurde, dürfte das Wetter 2022 also deutlich weniger unnormal empfunden haben. Das „Normal“ der heute Jüngeren ist ein anderes Wetter als das ihrer Eltern oder Großeltern. Dazu zählt auch die Erkenntnis, dass gerade bei den Tageshöchstwerten der Normalbereich breiter wird. 1961 bis 1990 bewegt er sich in einem Korridor von 7,7 Grad. Seither ist der Temperaturbereich, der als normal gelten kann, neun Grad breit.

Was als zu warm oder zu kalt für eine Jahreszeit gilt, ist also mittlerweile deutlich flexibler zu verstehen. Zugleich fallen die Abweichungen im Mittel schwächer aus, wenn man 1991 bis 2020 als Referenzzeitraum zugrunde legt.

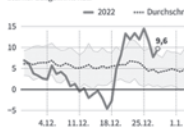
Maßgeblich für die Messung des Klimawandel-Effekts ist die Durchschnittstemperatur. Sie steigt seit Langem, auch in Stuttgart. 2022 war es im Mittel an den allermeisten

Viele Tage liegen im vergangenen Jahr über dem Durchschnitt

Temperaturen in Stuttgart* im historischen Vergleich

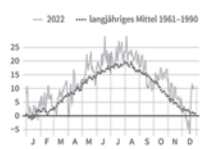
Tageshöchstwerte in °C

Im grauen Bereich liegen die meisten Werte in den Jahren 1991–2020, als der Klimawandel sich bereits stärker ausgewirkt hat.



Mittlere Temperatur in °C

24-Stunden-Mittel



Anteil der Tageshöchstwerte 2022 in Prozent

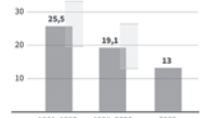
im Vergleich zu langjährigen Referenzzeiträumen



Frosttage (Temperatur unterschreitet 0°C)

1. September bis 31. Dezember

Langjährige Zeiträume: Durchschnitt; grau = Spanne



Quelle: DWD

Stand 08.12., 11.45 Uhr

Differenz: nord-südlich

Tagen wärmer als im Zeitraum 1961 bis 1990 zu erwarten gewesen wäre. Unser Schaubild zeigt drei ausgeprägigt kühle Perioden im April mit spätem Frost und Schnee, den relativ kühlen September und den kalten Dezember – sowie weitgehend zu hohe Temperaturen im restlichen Jahr. Nicht die einzelne Hitze- oder Kälteperiode, aber der ge-

nerelle Trend sind Ausdruck des Klimawandels, den die Menschheit weiterhin mitgestalten kann, unter anderem über den Ausstoß von Treibhausgasen. Das Datenprojekt Klimazentrale erfasst live die aktuellen Wetterdaten und setzt sie in eine historische Perspektive. Die Daten für Ihren Ort können Sie auf unserer Homepage abrufen.

PETER- PASCAL PORTZ

Peter-Pascal Portz ist Jahrgang 1992 und mit Leib und Seele Pfälzer. Schon in der Schule war klar: Der Junge muss Journalist werden – nicht beim Fernsehen, nicht beim Radio, sondern bei »der Zeitung«. In der Oberstufe und durchweg



während seines Studiums der Medienwissenschaften und Publizistik in Mannheim und Mainz war er freier Mitarbeiter verschiedener Lokalblätter (*Die Rheinpfalz, Allgemeine Zeitung*). Von Oktober 2020 bis September 2022 absolvierte er sein Volontariat bei der VRM in Mainz. Aktuell ist er Lokalreporter der *Allgemeinen Zeitung Süden Rheinhessens* in Alzey.

Peter-Pascal Portz ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Pflege-Liveblog in der Klinik: 16 Stunden am Limit?«, erschienen 24. Februar 2022 in VRM.

Pflege- Liveblog in der Klinik:

16 Stunden am Limit?

der Klinik-Stationen mangle es an Fachkräften, warnen Experten – weshalb die Pflegenden häufig über schlechte Arbeitsbedingungen klagen. »Derzeit können auf Allgemein- und Intensivstationen gut 22.000 Stellen nicht besetzt werden«, erklärt etwa Dr. Gerald Gaß, der Vorstandschef der Deutschen Krankenhausgesellschaft.

Pflegnotstand – was heißt das eigentlich konkret?

Für Patienten, für Pflegekräfte, aber auch für die Gesellschaft könnte diese Entwicklung weitreichende Folgen haben – sofern sie nicht gebremst werde. Aber welche? Wie dramatisch ist die Situation tatsächlich? Was droht der medizinischen Versorgung der Menschen, sollte sich das Problem verschärfen? Und was empfindet das Personal während der Arbeit? Diesen Fragen wollen wir auf den Grund gehen. Am Donnerstag begleiten wir 16 Stunden lang, von morgens um 6 bis abends um 22 Uhr, das Personal der Kreisklinik im südhessischen Groß-Gerau und berichten hier, unter diesen Worten, live von den Stationen.

22.10 Uhr: Schichtende

Nach über 16 Stunden endet an dieser Stelle unsere Live-Berichterstattung aus der Kreisklinik in Groß-Gerau. Sie haben Pflegekräfte kennengelernt, Experten gehört, Hintergründe erfahren. Wir hoffen, dass wir Ihnen das Thema Pflegnotstand näherbringen konnten.

22.03 Uhr: Der Anfang – und der Schluss

Mit Stationsleiterin Tanja Kownatzki hat vor 16 Stunden hier, auf der Chirurgie, dieser Liveblog begonnen – und genau hier wird er enden. Am Tresen, auf dem sich die Aktenordner mit den OPs türmten, an dem die Nachtschicht zur letzten Kaffeepause zusammensaß, an dem Kownatzki einen harten Tag mit viel Arbeit und zu wenig Leuten ankündigte. 16 Stunden später steht fest: Es war ein harter Tag. Nicht härter als andere, aber auch nicht lockerer. Das sind sie hier, auf allen Stationen, gewohnt.

Immer mehr Patienten, zu wenig Personal: Seit Jahren gehen Pflegekräfte an ihre Grenzen. Wir begleiten ein Klinik-Team zwei Schichten lang und berichten, wie es vor Ort aussieht. GROSS-GERAU. Liegt über dem deutschen Gesundheitssystem wirklich der Schatten einer akuten Personalkrise? Auf den Fluren der Krankenhäuser, an den Betten



Krankenpfleger Christian Kraus (26) läuft über den Gang. Er geht jetzt in den Nachtdienst, was ihn erwartet, kann er nicht sagen. »Man hat auf jeden Fall immer was zu tun«, schildert er, »es gibt auch Nachtschichten, in denen man nur rennen muss«. Und das nicht erst seit Corona oder seitdem die Chirurgie sich nachts auch um die Kinderchirurgie kümmert. Das mit dem Rennen, das sei schon Jahre so, sagt Kraus. Ein neuer Tag beginnt bald, ein neuer Kreislauf im Schichtsystem, in acht Stunden ist wieder 6 Uhr.

21.45 Uhr: Trotzdem droht der Stillstand

Die guten Momente jedoch, wie die bei Tzanan Erdogan, sie ändern nichts am grundlegenden Problem. Wenn man den Prognosen Glauben schenkt, wird die Pflegebedürftigkeit steigen, Pflege wird in Zukunft stärker gefragt sein denn je. Sollte sich hinsichtlich der Arbeitsbedingungen und in der Personalkrise aber nichts ändern, was hieße das? »Dann werden wir qualitativ stillstehen«, befürchtet Carsten Hermes, »alle Professionalität und Qualität, die wir uns erarbeitet haben, stagniert oder geht verloren. Stellen Sie sich vor: Wenn in einem Krankenhaus heute fünf Pflegekräfte kündigen, sind das oft mehr als 100 Berufsjahre Erfahrung, die plötzlich fehlen.«

Das jedoch geschieht in diesen Monaten. Was der medizinischen Versorgung der Menschen droht, darüber wollen Pflegeexperten, Krankenhäuser und -kassen nur ungern spekulieren. Doch sie müssen es tun. Wie auch eines: Lösungen finden für einen Zustand, der sich vor Jahren ankündigte und die Pflege heute einzwängt.

21.17 Uhr: Ein Tag des guten Gewissens

Aus der Dunkelheit der Zimmer dringt schwaches Stöhnen. Irgendwo, am Ende des Ganges, ruft eine Patientin einen Frauennamen. Die Schwester? Eine alte Freundin? Sogar die Tochter? Viele hier sind der Demenz verfallen. Die Türen stehen offen. Am Stationstresen wirft Schwester Tzanan (34) ihre letzten Blicke in die Unterlagen. Viertel nach Neun, gleich hat sie Feierabend. Ein stressiger Tag sei das gewesen, pustet sie durch, sie habe sich heute nur um die Pflege gekümmert. Positionieren, Essen anreichen, säubern. Im Takt. Die Chirurgie ist voll, die Betten sind belegt. Alle, fast 50.

Warum sie sich diesen Job antue, bei all der Belastung? »Ich kann mir nichts anderes vorstellen«, schießt es aus Tzanan Erdogan hervor. »Das ist mein Traumberuf. Es macht Spaß, mit Menschen zu tun zu haben.« Heute, sagt Erdogan um 21.20 Uhr, gehe sie mit einem guten Gewissen nach Hause. Das sei auch schon anders gewesen. Wenn es zu viel Arbeit war, um jeden angemessen zu pflegen, wenn einiges liegen bleiben musste. Heute weiß sie

aber, dass die Patienten bestens versorgt sind. »Wenn man das Gewissen hat, hat man alles richtig gemacht.«

Christine Vogler, die Präsidentin des DPR, spricht von diesem einen kleinen Moment im Alltag der Pflegenden, »der bedeutet: ›Und es lohnt sich – wir sind stolz auf das, was wir tun‹«. Auch Dr. Gerald Gaß, der führende Kopf der DKG, betont: »Wir sind fest davon überzeugt, dass der Pflegeberuf grundsätzlich hervorragende berufliche Perspektiven bietet und es deshalb gute Chancen gibt, mehr junge Menschen für eine Ausbildung zu gewinnen.«

21.04 Uhr: Wie kann sich die Pflege selbst verändern?

Mit der Personaluntergrenze gibt es da nur dieses eine Problem. Sie kann ausgesetzt werden – zum Beispiel im Falle hoher Patientenzahlen in Zeiten von Pandemien. Während Corona geschah das über Monate. Auch deshalb waren Pflegekräfte nach mit Schichten zugepackten Monaten so ausgelaugt. Grenzen. Überlastung. Erschöpfung. Es war der Funke für ein Pulverfass, dem seit Jahren die Explosion drohte – und dann krachte es.

Ideen haben sie in der Pflege zur Genüge, an Plänen wird permanent getüftelt. Es geht hier aber um genau das, was DGIIN-Mann Carsten Hermes meint, wenn er sagt, man könne etwas anstoßen – wenn eben Geld und Ressourcen fließen. Woher die kommen sollen? Aus den Töpfen der Nation, vom Bund also, betont Hermes. Schließlich stehe hier nichts anderes als die Gesundheit des Volkes auf dem Spiel.

20.48 Uhr: Die Intensivstation – wenige Zimmer, viel Arbeit

Auf der Groß-Gerauer Intensivstation werden gerade sechs Patienten behandelt, sieben Zimmer reihen sich hier aneinander. In der zweiten und dritten Pandemie-Welle lagen hinter den großen Schiebetüren meistens Corona-Fälle – aktuell gibt es keinen mehr. Morgen kann das schon wieder ganz anders sein. Das ist die Station, auf der auch Nelli Tropmann und Tony Zaruba im Moment Schicht haben. Sie versorgen Patienten momentan auf den Zimmern.

20.31 Uhr: So sind die Personaluntergrenzen

In der Kreisklinik kehrt Ruhe ein. Die Flure sind verwaist, viele Patienten schlafen. Gespenstische Stille. Jetzt beginnen sie, die ruhigen Stunden. Sollten am späten Abend oder in der Nacht keine Notfälle über die Teams hereinbrechen. Übrigens gelten in dieser Zeit auch andere Personaluntergrenzen. Weil, naturgemäß, weniger passiert.

Von Station zu Station sind die Untergrenzen verschieden. Auf der Intensivstation dürfen seit Februar 2021 am Tag maximal zwei Patienten von einem Pflegenden betreut werden, in der Inneren Medizin oder der Chirurgie

dagegen sind es zum Beispiel zehn – in der Nachtschicht sogar 20 oder mehr. Kontrolliert werden soll die Einhaltung von unabhängigen Wirtschaftsprüfern. Wer verstößt, bekommt Strafen aufgedrückt. DIVI-Sprecher Schäfer fordert: »Auf eine Pflegekraft dürfen nicht zwei, sondern maximal 1,5 Patienten im Schnitt kommen. Die Personalschlüssel müssen verschärft werden.«

20.07 Uhr: Geräte, die ein Leben retten?

Das, was den Mann hinter der Schiebetür noch am Leben hält, sind die Maschinen. Eine chronische Lungenerkrankung lässt ihn nicht nur kaum atmen – er ist auch dement, kann nicht schlucken, sich kaum bewegen. »Bei ihm muss eigentlich alles übernommen werden«, sagt Tony Zaruba (32), Intensivpfleger. Man weiß auch nicht, was er überhaupt noch alles wahrnimmt. Man weiß nicht, wie sich der medizinische Zustand entwickelt.

Zaruba, im Schutzkittel und mit Handschuhen, zieht die Tür auf. Er streicht dem Patienten die Decke vom Bauch, von oben strahlt weißes, steriles Licht. »Nicht erschrecken«, ruft der Pfleger ihm zu, die rechte Hand des Mannes zuckt. Kaltes Desinfektionsspray. Der Patient braucht 24-Stunden-Intensivpflege. Tür schließen, unbeobachtet lassen – unmöglich. Bei der Personaldichte, meint Zaruba, sei das nicht einfach. »Was muss denn noch passieren?«, fragt er und schiebt nach: »Wir Pflegekräfte organisieren uns eben leider auch nicht.« Aber warum? Sind sie zu lieb? Zu gut? Ohne Zeit?

Wenn man sich den Patienten anschaut, stellt man sich als Beobachter unweigerlich die Frage: Muss das denn sein? Ein Leben an Geräten? Dieser Pflegeaufwand? Beurteilen mögen das andere. Sagt auch Zaruba. Was sich hier insgesamt ändern müsse, lasse sich kaum zusammenfassen. Mehr Azubis brauchen sie, mehr Mobilisierung – nicht mehr Geld. »Ein Großteil der Pflegekräfte ist sicher nicht darauf aus.« Was eigentlich nötig sei: »Dass das ganze System grundlegend geändert wird«, fordert Zaruba.

19.43 Uhr: Und das sind die Antworten

Vorab: Auf Frage drei, warum in den vergangenen Jahrzehnten – also nicht erst ab 2018 – so wenig getan wurde, obwohl die Pflege schlechten Bedingungen entgegensteuerte, hat das Ministerium nicht geantwortet. Ansonsten packt es ein Bündel an verabschiedeten Maßnahmen aus – Maßnahmen mit sehr langen, sperrigen Namen.

Sind diese Schritte nun das Allheilmittel bei der Bekämpfung der Personalkrise? Können, ja werden Gesetze den Pflegenotstand lösen?

Nein, sagt zum Beispiel Andreas Schäfer, gelernter Krankenpfleger und Sprecher der DIVI. »Personalgrenzen sind viel eher ein Schutz vor einer weiteren Eskalation. Wenn die Personalschlüssel noch schlechter werden,

können wir die Patienten nicht mehr betreuen.« Und das könnte im Umkehrschluss nicht nur eine höhere Sterblichkeitsrate bedeuten, sondern auch eine Menge ausgebrannter, abgearbeiteter Pflegekräfte.

19.17 Uhr: Unsere Fragen an das Bundesministerium

In den Zimmern der Groß-Gerauer Kreisklinik stehen 220 Pflegebetten – Covid-bedingt, durch Abstandsregeln und wegen zu schwacher Personaldecke können nur 120 belegt werden. Betten sind also da. Aber sollten weiter mehr Pflegende gehen, sollte die Krise die Branche noch enger einschnüren, was dann? »Dann müssen die Bettenkapazitäten wieder reduziert werden«, meint die Assistenzärztin. Politische Entscheidungsträger werden heute von vielen hier angeprangert. Es fehle an einer Taktik, an Wissen, am roten Faden. Wie entkommt man dem Missstand?

18.38 Uhr: Ein mittelmäßiger, kein stressiger Tag

Ein paar Treppenstufen über Kerstin Schäfers Notaufnahme, Intensivstation. Noch einmal heute muss Nelli Tropmann (33) eine Kanüle setzen, dann zieht das Blut in die Spritze. »Achtung, nicht erschrecken!«, hatte die Intensivpflegerin gewarnt. Die Patientin, deren Essen noch auf dem Tisch unter dem Fenster steht, zeigt keine Regung. Ihr leerer Blick geht zur Decke. Die Diagnose ist noch ungewiss, hier weiß bis jetzt niemand, an was genau sie eigentlich leidet.

Aus den Fluren im Hintergrund bimmelt das Alarmsignal. Immer und immer wieder. Wenn zum Beispiel Sauerstoffsättigung oder Blutdruck sinken, dann lärmt es los. Ein gängiges Geräusch auf der Intensivstation. »Ich gehe noch einmal ans Ohr«, sagt Tropmann, »37,1. Wunderbar«.

Heute ist auf der Station ein, na ja, mittelmäßiger Tag. Aber kein stressiger. Das heißt: »Man kann auch mal zwischendurch sitzen, was trinken oder gleich dokumentieren«, erklärt Tropmann. »Man hat mehr Zeit für die Patienten.«

Hätte sie drei sehr pflegeintensive Patienten statt nur zweien, erzählt sie, dann ginge das eigentlich gar nicht. Eine Assistenzärztin hinter dem Tresen meint: »Wir Ärzte brauchen die Pflegekräfte. Sie sehen alles am Patienten. Das Essen, die Medikamente.« Ohne geht nicht.

18.12 Uhr: Wenn sich nichts bessert, dann...

Sollten sich die aktuellen Trends fortsetzen, wird die Zahl der Pflegekräfte und die der Krankenhausaufenthalte steigen – das Arbeitspensum bewältigen könnten die Pflegenden allerdings nicht. Heißt: Würde auf den Stationen alles so weiterlaufen, wie es im Moment ist – also ohne erhebliche Verbesserungen –, dann bräuchten die deutschen Krankenhäuser 2030 mehr als 60.000

Pflegekräfte mehr. »Solche Zahlen lassen sich nicht mit der »stillen Reserve« oder mit einer Teilzeitreduktion ausgleichen«, weiß DKI-Vorstand Blum.

Aber wie sonst? Und wo will man diese Menge an Arbeitskräften ausgraben?

Wenn sich die Situation der Pflegenden in den Krankenhäusern nicht ändert,

warnen Experten seit Jahren, droht die medizinische Versorgung der Patienten bald gekappt zu werden. Nahezu alle betroffenen Parteien sehen dabei besonders einen Akteur in der Pflicht: die Politik.

Wenn sich die Situation der Pflegenden in den Krankenhäusern nicht ändert, droht die medizinische Versorgung der Patienten bald gekappt zu werden.

17.35 Uhr: Ein Blick in die Innere Medizin

Eigentlich sieht es auf den Fluren so aus wie in jedem anderen Bereich – die einzige Besonderheit in der Inneren Medizin: Vor den Zimmern stehen Rollwägen mit Schutzkleidung und Desinfektionsmaterialien. Weil hier auch die Covid-Normalstation untergebracht ist. Die meisten der Patienten sind im fortgeschrittenen Alter, schwach, viele dement. Sie brauchen eine besonders aufwändige Pflege. Zeit und Kraft kostet das die Pflegenden. Es ist ein Knochenjob. Hier zum Beispiel war Schwester Katja von der Kinderchirurgie Stationsleitung, bevor sie ging.

17.11 Uhr: Notaufnahme, Mutter mit Kind

Es war ein Unfall. Mit Tempo 50, sagt die junge Frau aufgeregt, sei das Auto hinter ihr auf sie aufgefahren. Ungebremst, an der Ampel. Ein Fall für die Notaufnahme. »Ich weiß nicht, was passiert ist«, erklärt die Mutter, »aber wir müssen das abchecken«. In ihrer Stimme schwingt Sorge mit. Was, wenn die Tochter ein Schleudertrauma hat? Oder eine Verletzung, die sich nicht äußerlich zeigt? Die Assistenzärztin redet gut zu. Just dann klingelt es einmal laut durch die Station. »Für uns heißt das: Der nächste Krankenwagen kommt«, seufzt Krankenpflegerin Kerstin Schäfer (49).

Schäfer steht am PC neben dem Behandlungsraum, tippt Daten ein, protokolliert. Bürokratie, ein Riesenklotz Arbeit für Pflegekräfte. Arbeit, die von der eigentlichen Pflege abhält. »Viel zu tun haben wir immer«, sagt Schäfer. »Wir sind abgenutzt, jeder ist an seinem Limit.« Und dennoch, die Frage, warum bleibt sie dem Beruf treu? »Er ist in meinem Herzen. Wenn Sie hier mal eine Auszeit haben, dann haben Sie Angst, dass in der Auszeit jemand anruft und es weitergeht. Aber das Gefühl, Gutes zu tun, bleibt.« Der Dienst am Patienten, die Fürsorge, das halte aufrecht. Obwohl es oft Schlag

auf Schlag geht, gerade in der Notaufnahme. Für viele andere, das zeigen die Zahlen, ist die Grenze überschritten.

Der Auftrag an das Gesundheitssystem ist klar definiert: Es muss personell aufgestockt werden, um Pfleger zu entlasten – und es müssen dringend Abwanderungen verhindert werden. Allein, wenn man sich die Entwicklungen in den Kliniken über die vergangenen Jahre betrachtet. Und die Prognosen für die Zukunft.

16.37 Uhr: Weshalb einige Pflegekräfte abwandern

Und welche Folgen haben die anstrengenden zwei Corona-Jahre für die Pflege?

Auch die DIVI hat 2019, also vor der Pandemie, und 2021 zwei Umfragen unter Intensiv-Pflegenden angestellt. Die Resultate: Fast alle befragten Pflegekräfte antworteten, dass sich Zustände extrem verschlechtert haben und dass die Personallücken mit Corona weiter aufgerissen sind. Weit über 90 Prozent fühlen sich von der Politik im Stich gelassen.

Aus dieser Stimmung leitet sich ein für viele logischer, wenngleich besorgniserregender Schluss ab: Über ein Drittel des befragten Pflegepersonals plant, den Beruf zu verlassen. Viele tun das in diesen Monaten. Oder sie haben es längst getan. Nur wenige glauben, dass Krankenhäuser, Verbände, Krankenkassen oder politische Entscheidungsträger den Mangel an Pflegekräften aufheben können. Wie Dr. Gerald Gaß von der Deutschen Krankenhausgesellschaft bestätigt, haben »70 Prozent der Krankenhäuser nicht zuletzt aufgrund der Pandemiebelastungen auf den Intensivstationen Abwanderungen zu verzeichnen«.

16.01 Uhr: Die gute Geschichte

Am Nachmittag sind die Gänge leer. Eine ruhigere Phase, für die meisten. Im vierten Stock, Kinderchirurgie, kommt Katja Fröhlich (43) aus einem Patientenzimmer. Um ihren Hals hängt das Stethoskop, ein Lächeln erahnt man unter der Maske. Und ja, es gibt sie natürlich auch in Zeiten des Pflege-notstands, die guten Geschichten in den Kliniken.

Weil Kinder eine andere Art der Versorgung brauchen, weil ihnen vor allem Gespräche guttun, weil Zuneigung hier die grundlegende Pflege ist. Auf Schwester Katjas Brust klebt eine pinke Eule. »Für den allerbesten Service« steht auf einer bunten Malerei hinter ihr, ein Geschenk der kleinen Patienten. »Hier kann ich guten Gewissens nach Hause gehen und weiß, der Patient ist gut versorgt«, erzählt sie hinter dem Tresen.



Dass sie allerdings hier arbeitet, dahinter steckt auch ein anderer Grund: Vor zwei Wochen erst wechselte Schwester Katja hausintern die Stelle. Davor war sie Stationsleitung auf der Inneren Medizin. Zehn-Stunden-Schichten, Dienstpläne zuhause schreiben – so ging das jahrelang. Corona ließ sie einen Punkt erreichen, an dem es kein einfaches »Weiter so« gab, sagt sie. »Das hat mich an die Grenzen gebracht. Ich konnte meine Leute irgendwann nicht mehr motivieren.« Und das hört man an diesem Tag oft: Ohne den Teamzusammenhalt unter den Kollegen wären einige Stationen unter der Belastung längst zusammengebrochen. »In 25 Jahren hab' ich das erste Mal an mich gedacht.«

Stichwort Corona. In der Öffentlichkeit kursierte immer wieder dieses eine Bild. Während der Hochphasen der Pandemie wurde es auf die Pflegenden projiziert, ganz egal, ob sie sich selbst so wahrgenommen haben oder nicht. Es war das Bild der Soldaten, die an vorderster Front gegen eine gesellschaftliche Bedrohung kämpfen. Soldaten, die Pflegenden. Front, die Intensiv- und Beatmungsstationen. Man dürfe dem Virus keine Chance lassen, hieß es.

Natürlich kam der Pflegenotstand nicht erst 2020 – gerade seitdem aber hat er sich verschärft. Der Blick der Menschen richtete sich in die Krankenhäuser. Und die Pflegekräfte? Sie taten ihren Dienst, sie waren da. Obwohl sich die Situation als Brandherd entpuppte, weil der Aufwand stieg, sich der Frust bahnbrech. Für die Pflegenden gab es kein Ventil. Sie fraßen vieles in sich hinein.

Natürlich kam der Pflegenotstand nicht erst 2020 – gerade seitdem aber hat er sich verschärft.

Dass gerade sie dann harsche Kritik einstecken müssen, »wenn sie eine Impfpflicht ausschließlich für ihren Berufsstand kritisch betrachten und auf die gesamtgesellschaftliche Verantwortung und eine gemeinsame Impfpflicht hinweisen«, meint DPR-Präsidentin Christine Vogler, sei inakzeptabel. »Das war das i-Tüpfelchen«, berichtet auch Schwester Katja.

15.24 Uhr: Wer finanziert eigentlich die Pflege?

Wenn über die großen Mängel diskutiert wird, geht es meistens und vor allem auch ums Geld. Finanzierung ist das, was vieles ermöglicht – und das, woran vieles scheitert. Krankenhäuser, und mit ihnen die Pflegekräfte, sind eingebettet in ein duales Finanzierungssystem: Einerseits sind die Länder dazu verpflichtet, Geld in die Kliniken zu buttern, andererseits kommen die Krankenkassen für die Betriebskosten auf. Unter anderem für das Gehalt der Pflegenden. Dabei hakt es an vielen Stellen. »Leider ist die Länderfinanzierung nicht gesetzlich festgelegt, sodass sich die Länder zunehmend ihrer

Verantwortung entzogen haben. Hier ist es Aufgabe der Politik, diesen Missstand zu beheben«, erklärt zum Beispiel der Spitzenverband der Gesetzlichen Krankenkassen (GKV). Das System birgt Gefahren und Risiken – und für die Pflege bleibt oft kein Geld.

14.57 Uhr: Von der Selbstverständlichkeit der Pflege

Die Demenz ist weit fortgeschritten. »Wollen Sie was trinken?«, fragt Schwester Natalia die ältere Frau, sie versteht nicht. »Ob sie was trinken wollen?«, wiederholt die Pflegerin lauter. Schwester Natalia (25) sagt das nicht ausfällig – sie sagt es nett und ruhig. Als spräche sie mit einem Kind. Dann stützt sie die Frau. Bett hochfahren, verschieben. Mit der Kollegin, braunes Hemd, blaue Handschuhe, hebt sie die Patientin an. Eins, zwei, drei, »super!« Dann hält sie der Dame das Wasserglas. »Aber ich will doch gar nichts trinken«, sagt sie bestimmend, reißt die Augen auf. Und Schwester Natalia setzt ab.

Gerade in diesen Momenten wird eigentlich deutlich, wie wichtig, ja wie selbstverständlich die Pflege für die Alten und die Schwachen ist. Und es ist vor allem das, warum eine Pflegekraft den Beruf überhaupt erlernt hat – um zu helfen.

Natürlich bleibt, im Hinblick auf die moralischen Grundsätze, auch die Sache mit der Anerkennung. Als in der Hochphase der Corona-Pandemie die Intensivbetten der Kliniken überliefen, man die Pflegenden zu Märtyrern im Kampf gegen das Virus erklärte, wurde mal vom Balkon herab für sie geklatscht, mal gab es ein Sträußchen Lavendel, mal eine nette Bonuszahlung. Das alles mag aufmerksam gewesen sein – den Pflegenotstand aufgeweicht aber hat das mitnichten. »Die Art und Weise, wie mit und vor allem über die professionell Pflegenden gesprochen wird, ist unwürdig, das muss sich verändern«, rügt DPR-Präsidentin Christine Vogler.

Pflegekräfte stehen im Gesundheitswesen im Fokus, seit Corona mehr denn je – zu entscheiden aber haben sie nichts, sie werden kaum in eine Lösungsfindung eingebunden. Verantwortung übertragen, das große Stichwort. Man betrachte zum Beispiel den Corona-Expertenstab. 19 vom Bund einberufene Wissenschaftler, im Interesse der Arbeitsfähigkeit nicht mehr. Dieser Rat diskutiert entscheidende Empfehlungen zur Bekämpfung der Pandemie – die dann an Regierung und Länder weitergereicht werden. Eine Pflegekraft in diesem Gremium sucht man vergebens. Wieso?

Wir haben dem Bundesministerium für Gesundheit und, nach dessen Verweis an das Bundeskanzleramt, der Regierung die Frage gestellt: Warum genau werden Pflegekräfte nicht aktiv in übergeordneten Gremien – wie den Corona-Expertenstab – eingebunden?

14.05 Uhr: Es gilt, Feuer zu löschen

Auf den Visiten, sagt Esther Hüttermann in einer kurzen Sprechstundenpause, zeige sich der Pflegenotstand am Bett eigentlich ständig. Zum Beispiel so: Wenn man einem Patienten morgens den Blasenkatheter rausnehmen könne, er aber acht Stunden warten müsse, »dann sehen Sie, wo das Problem liegt.«

Für eine Operation könne man die Kosten ganz einfach herunterrechnen. »Ich kann Ihnen sagen, was eine Minute für einen Privatversicherten kostet«, meint die Ärztin. Aber was kostet eigentlich Pflege pro Minute? Das kann niemand so richtig beziffern.

Eines der großen Probleme dieser Zeit, mahnt Andreas Schäfer, sei, dass die Menschen eben auch nicht wüssten, was Pflege überhaupt tut. Was fernab der Betten passiert, auf den Fluren und in den abgeschotteten Räumen der Stationen. Lässt sich Pflege reduzieren auf Verbände anlegen, Kanülen setzen und Menschen von Fäkalien säubern?

Bei der Deutschen Interdisziplinären Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin, kurz DIVI, ist Schäfer Sprecher der Sektion Pflegeforschung und -qualität. Wenn sich die Politik in der Branche umhört, Kongresse gehalten werden, sitzt er – wie Kollege Hermes – mit am Tisch. Viele, betont der gelernte Krankenpfleger, hätten eine falsche Vorstellung vom Beruf. Deshalb werde er von Teilen der Gesellschaft stiefmütterlich behandelt.

Gelingt das, könnten Dienstpläne verlässlich gestopft werden. Die Pflege könnte besser planen, sich auf das Wesentliche konzentrieren, freier und flexibler sein. Das Personal hätte mehr Zeit und Kraft für die Pflege.

Doch warum geschieht das nicht? Weil keine Verwaltungsstrukturen existieren, über die so etwas koordiniert wird. Sämtliche Berufe organisieren sich mittels Kammern und Verbänden – für die Pflege aber gibt es eigentlich nichts. In Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein sitzen die einzigen beiden Landespflegekammern in ganz Deutschland. Das war's.

Dabei sind es vor allem solche Institutionen, die Qualität wahren oder verbindliche Standards setzen sollen. »Uns fehlt es an Berufskammern, die schauen, was in der Ausbildung gemacht werden muss und was der Bedarf ist. So etwas ist nicht nur für das Pflegepersonal selbst nötig – sondern auch, um den Schutz der Patienten zu gewährleisten«, so Schäfer. Kollege Hermes sagt: »Einen Grund für den Pflegenotstand müssen wir uns von der Pflege leider auch selbst ankreiden: den schwachen Organisationsgrad.«

Es tragen nicht einzig und allein andere die Schuld, wissen beide.

13.48 Uhr: Was den Pflegenotstand befeuert

Wer nach den Gründen dieser Realität fragt, wird ad hoc keine Antworten bekommen. Ja, keine bekommen können. Denn die Causa Pflegenotstand

reicht so tief in das Gesundheitswesen und ist so verzweigt, dass selbst Fachleute mittlerweile den Überblick verlieren können. Auslöser wie extreme Einsparungen in der Pflege oder abschreckende Arbeitsbedingungen sind das eine – daneben aber türmt sich eine Reihe von Faktoren wie eine schwarze Wand vor der Branche auf.

Problematisch: Diese Umstände befeuern sich gegenseitig. Man weiß kaum, wo man ansetzen soll. Sie alle führen aber immer wieder zum ursprünglichen Missstand – dass es in den Kliniken zu wenige Pflegekräfte für die steigende Anzahl an Patienten gibt.

Es lässt sich nicht leicht erklären, in welchem Maße die aufgeführten Faktoren für den Pflegenotstand verantwortlich sind. Dafür fehlen einfach Daten. Die Experten der Berufsverbände aber sind sich einig: Irgendwie ziehen alle Punkte Auswirkungen nach sich. Zum Beispiel das Thema Bürokratie. Je länger sich eine Pflegekraft während der Schicht der Verwaltung widmen muss, desto weniger Zeit bleibt für die tatsächliche Pflege des Patienten. Der Zeitdruck wächst, die Belastung steigt.

»»Jede neu gewählte Regierung schreibt sich den Abbau der Bürokratie auf die Fahne, am Ende wird es aber immer mehr«, erklärt Dr. Karl Blum, Vorstand des DKI. »Jede Pflegekraft ist pro Schicht mit bis zu zwei Stunden administrativer Arbeit beschäftigt.«

13.15 Uhr: Die langen Listen der Station

Übergabe auf der Inneren Medizin, Schichtwechsel. Bunt markierte Zettel liegen auf den Tischen, prüfende Blicke wandern umher. Das Stationsteam sitzt im Zimmer hinter dem Tresen – und verliest die Patientennotizen. Für jeden einzelnen. »Auf der Neun steht die Stuhlprobe noch aus.« »Frau W. kann das Essen auch mal selbständig probieren.« »Herr W. hat heute Nacht ein paar Ausflüge gestartet und ist irgendwann in der 13 gelandet.« »Beim Essen wird Herrn M. immer schwarz vor Augen, er hat die Querschnittslähmung.«

Es ist ein routiniertes Runterrattern von Dingen, die vielen ein mulmiges Gefühl in den Magen treiben würden. Lang sind die Listen, die Vorträge der Pflegenden scheinen kein Ende zu nehmen. So viele Patienten, sechs Pflegekräfte. Man nimmt es hier mittlerweile mit einer Seelenruhe. Was soll man sonst tun? »Man kann die Pflege nicht in dem Maß erfüllen, wie es unser Anspruch ist«, sagt Schwester Nicole.

13.10 Uhr: Den »toten Punkt« längst überwunden

Christine Vogler (52) ist die Präsidentin des Deutschen Pflegerats (DPR). Im Interview benennt sie, was die skizzierten Personallöcher angeht, eine konkrete Zahl: Heute, so Vogler, fehlten in den Krankenhäusern der Republik

etwa 100.000 Pflegekräfte – um jeden Patienten angemessen versorgen zu können. Aktuell arbeiten ungefähr 350.000 Vollzeit-Pflegende in den Kliniken.

Es habe ihn mal gegeben, den »toten Punkt«, den Zustand größter Ermüdung, sagt Vogler – angekommen sei der Berufsstand mittlerweile weit darunter. In Sphären, in denen viele resignieren. Und selbst jetzt sei sich die Bevölkerung noch nicht darüber im Klaren, dass ohne eine wertige Pflege in Zukunft das Gesundheitssystem ermattet.

Ernst scheint die Lage. Man muss die Frage stellen: Wie konnte es so weit kommen – und wie kann das in einem Sozialstaat wie Deutschland überhaupt passieren?

13.04 Uhr: Akkordarbeit am Pflegebett

Seit Jahren sind die finanziellen als auch personellen Voraussetzungen in Krankenhäusern alles andere als ausreichend – gemessen am Ideal einer sehr guten Fürsorge. Und das endet an einem Punkt, wo Pflegende dem extremen Stress, dem sie ausgesetzt sind, oft nicht mehr standhalten können. Das Gefühl überkommt sie, dass Pflege kein Akt der Hilfe und der sozialen Wohlfahrt mehr ist – sondern dass sie, die Pflegenden, Akkordarbeit leisten. Einem Schuft an den Fließbändern einer Fabrik gleich. Viele zermürbt das.

Was auch dieser Punkt nur unterstützt: die sinkenden Liege- und Aufenthaltszeiten in den Kliniken. Sie tun das Übrige, um Pflegekräfte an die Grenzen des Aushaltbaren zu bringen. »Immer mehr Patienten werden in kürzerer Zeit durch das Krankenhaus geschleust«, erklärt Dr. Karl Blum, der Vorstand des DKI. Mehr Gepflegte, weniger Zeit – das heißt: mehr Stress, mehr Aufwand. Und ein höherer Personalbedarf.

12.33 Uhr: Herr E. macht Sorgen

»Herr E., gehen Sie mal ein Stück hoch.« Die Worte sind laut und klar, aber Herr E. kann nicht. Herr E. hat keine Kraft. »Versuchen Sie's«, sagt Schwester Nicole noch einmal. Alles, was Herr E. aber hervorbringt, ist ein gequältes Stöhnen. Der ältere Herr liegt hier schon eine ganze Weile, niemand weiß, ob er die Station überhaupt noch einmal verlassen wird. Wegen »mehrerer Geschichten«, wie Schwester Nicole (31) sagt.

Herr E. läuft zu mit Wasser. Das blockiert die Atmung, an den Knien brechen Wunden auf. Mit zwei Kolleginnen muss Schwester Nicole Herrn E. heben und umkleiden, Infusionen anschließen, den schlaffen Körper drehen. Ein Kraftakt. Eigentlich bräuchte Herr E. mehr Pflegezeit, mehr Fürsorge – geben aber kann sie ihm hier niemand. »Wir müssen priorisieren, welche Patienten wir zuerst behandeln können«, erklärt Schwester Nicole Hedderich

auf dem Flur. Im Dienst sind auf der Inneren Medizin neben ihr gerade nur noch sechs weitere Kräfte. Bei 47 Patienten.

11.45 Uhr: Zeit zum Durchatmen

Nichts los im Krankenhaus? Durch die Gänge der Chirurgie hasten zur Mittagszeit wenige Pflegende, keine Betten werden durchgeschoben, anders als in den Morgenstunden. Auch das ist Klinik-Alltag. Der Vormittag gehört der Patientenpflege auf den Zimmern, man richtet für das Mittagessen, Besucher sind in Corona-Zeiten ohnehin verboten. Für die Pflegekräfte bedeutet das: Es ist auch mal Zeit zum Durchatmen – oder um sich um die bürokratischen Hürden zu kümmern, um die Dokumentation. Schreibarbeit frisst große Teile der Arbeitszeit.

11.10 Uhr: Pflege, die Zitronenpresse

Es sind dunkle Worte, die man an diesem Vormittag in der Groß-Gerauer Wilhelm-Seipp-Straße hört. Was aber sagen Experten zum Pflegenotstand? Wie schätzen sie die Situation ein? Ein Anruf in Bonn. Hier lebt und arbeitet Carsten Hermes. Als gelernter Krankenpfleger hat der 44-Jährige jahrzehntelange Erfahrung im Beruf, in allen möglichen Bereichen. Heute ist er als Dozent vor allem in der Ausbildung junger Fachkräfte tätig – und als Sprecher der Sektion Pflege der Deutschen Gesellschaft für Internistische Intensivmedizin und Notfallmedizin, kurz DGIIN. Hermes ist einer derer, die die Interessen der Pflegenden überall vertreten. Besonders gegenüber der Politik.

Ausgepresst wie Zitronen. Hermes will nichts beschönigen. Und er gebraucht deutliche Worte.

10.48 Uhr: »Satt oder sauber« statt »satt und sauber«

Im hinteren Teil des Erdgeschosses öffnet sich die Tür. Zentrale Notaufnahme, grelles Licht. Beate Wiegmann (56) tritt hervor, sie zieht sich die Haube von den Haaren, holt Luft. Eigentlich, sagt sie, habe sie sich heute nicht zu den Zuständen auf den Stationen äußern wollen. Aber sie könne nicht anders. Sei immer direkt. »Früher hieß es bei uns ›satt und sauber‹, heute heißt es nur noch ›satt oder sauber‹«, bricht es aus ihr heraus. Für beides sei eigentlich keine Zeit mehr. Sie spricht vom »psychischen Druck«, davon, »von der Politik nicht gehört zu werden«. Und von großen Teilen der jüngeren Generation, die die harten Bandagen des Berufs nicht mehr aushalten – und gehen.

Wiegmann räumt aber auch ein: »Je stressiger es wird, desto mehr muss man sich bemühen, sich nicht anzumaulen.« Meistens klappt das hier unten ganz gut – weil jeder für jeden einstehe.

10.23 Uhr: Mindestens 22.000 nicht besetzte Stellen

Nun, was zeigen diese Trends, die auf den Grafiken unten sichtbar werden? Die Anzahl der Patienten steigt stetig – wie übrigens auch die der Pflegenden. Alles kein Problem also, passt doch. Oder?

Nicht ganz. Ab Mitte der 1990er bis Ende der 2000er Jahre wurden in Krankenhäusern massiv Pflegestellen reduziert, während die Zahl der Patienten unbeirrt in die Höhe schnellte. Trotz der Rekrutierung von Fachkräften lässt sich eine so riesige, über ein Jahrzehnt aufgerissene Lücke nicht kurzerhand stopfen. Die Krise hat sich in einem Notstand verfestigt – der sich Jahr für Jahr verschärft. Auf Anfrage der VRM antwortet Dr. Gerald Gaß, Vorstandsvorsitzender des Dachverbands Deutsche Krankenhausgesellschaft (DKG): »Derzeit können Krankenhäuser auf Allgemein- und Intensivstationen gut 22.000 Stellen nicht besetzen.« Die Dunkelziffer aber, so Gaß, falle höher aus – weil einige Arbeitsbereiche von Krankenhäusern in der Rechnung gar nicht berücksichtigt worden seien.

Was macht das mit den Pflegekräften? Was richtet das mit den Menschen an, die sich zur Frühschicht schleppen und wissen, was sie heute erwartet? Und wie ist die Gemütslage in den Gängen der Kliniken?

9.53 Uhr: Der »Marathon«-Läufer

Rachid Jabri rennt. »In der Pflege«, sagt er, »muss man einfach schnell laufen.« Weil der Stress so groß sei, »weil wir zu viel zu tun haben«. Im Minutentakt rollen Patientenbetten durch den Flur der Chirurgie, Jabri (51) packt einen Sack Wäsche, knüllt ihn am einen Ende zusammen, wirft ihn in den Container. Dann räumt er ein Tablett mit Essensresten ab, überzieht ein benutztes Bett mit steriler Plastikfolie. Immer eins nach dem andern. Und dann rennt er wieder. Während durch die Gänge der Chirurgie alte, gebrechliche Menschen schlurfen.

Seit über 30 Jahren ist Jabri in der Pflege und an der Kreisklinik jetzt Krankenpflegehelfer – er erledigt die Jobs, die die Pflegenden wegen der immensen Belastung und der hohen Zahl an Patienten nicht übernehmen können. Betten schieben, abräumen, die Wäsche. Was nicht heißt, dass es weniger hart ist. Rachid Jabri, die gute Seele auf der Station, rennt permanent. Er muss. »Wir leben mit dem Stress. Darauf sind wir vorbereitet«, meint er. »Aber ich sage, wie es ist: Wenn Sie das mit nach Hause nehmen, tut das irgendwann am Herzen weh. Wer nicht topfit ist und empfindlich, der hält das nicht lange aus.« Mehrere von Jabris Freunden haben die Pflege bereits verlassen. Gekündigt. Sie haben es nicht geschafft.

9.15 Uhr: Und die Patientenzahlen steigen und steigen

Man muss nicht stundenlang wissenschaftliche Abhandlungen oder Expertisen wälzen, um das Problem und dessen Tragweite zu erkennen. Ein Blick in die jährlich aktualisierte Krankenhausstatistik des Statistischen Bundesamts reicht da schon – und der belegt: Die Personalkrise überraschte die Pflege, Krankenhäuser und die Gesellschaft nicht aus dem Nichts, nicht urplötzlich. Sie bahnte sich über Jahre hinweg an.

8.35 Uhr: Schwester Claudia und die Wut

Dicke Beatmungsschläuche. Hinter der großen Glasscheibe saugt der Patient, ein alter Mann, schwer die Luft ein, sein Blick geht ins Leere. Er hängt an Geräten. Keiminfektion, die Diagnose. So aber sieht das in vielen der sieben Zimmer aus, hier auf der Intensivstation. Viele Maschinen, viele Kabel. Einige Patienten werden nur überwacht – andere am Leben gehalten. Schwester Claudia (53) streift sich den gelben Schutzkittel über die Arme und schiebt die Tür auf. Dann fängt sie an, den Mann umzulagern. Um Druckstellen zu verhindern. Beine hoch, Körper drehen, Kopf richten.

Mit einer Kollegin versorgt sie hier gerade sieben Intensivpatienten. Ob das überhaupt funktioniert? »Selbst, wenn nicht – was haben Sie für eine Wahl?«, fragt Schwester Claudia. Dann kommt die Wut, die Empörung. »Der Patient dort drüben, der braucht eigentlich regelmäßig viel Zuwendung, über die nötige Pflege hinaus. Ich kann sie ihm aber nicht immer geben«, sagt sie. »Das macht einen nur wütend.« In ruhigen Momenten, wie in diesem jetzt, könne sie mal ein paar Minuten reden. Durchatmen. Das aber kann schnell kippen. Weil alles durchgetaktet ist, der Mitarbeiterstamm ausgedünnt sei. »Personaluntergrenzen hat sich jemand ausgedacht, der noch nie in der Pflege gearbeitet hat.« Und die Lage werde immer schlimmer.

Schlechte Arbeitsbedingungen, prekäre Zustände, die ausufernde Belastung – im Zusammenhang mit dem Pflegenotstand in Kliniken gehen die Klagen vor allem und immer wieder in diese eine Richtung. Die Pflegenden sind erschöpft, durch die Corona-Pandemie mehr denn je. Sie können nicht mehr. Schieben Frust. Es ist eine Dauerschleife, aus der es scheinbar kein Entrinnen gibt.

8.02 Uhr: Was ein Experte zum Pflegenotstand sagt

Als Forschungseinrichtung beschäftigt sich das Deutsche Krankenhausinstitut (DKI) mit Sitz in Düsseldorf ständig mit den drängenden Fragen: Wie äußert sich der Pflegenotstand auf den Stationen? Was sind die konkreten Probleme, die zu diesem Missstand und zu Abwanderungen aus der Pflege führen? Und wie ließe sich die Entwicklung überhaupt bremsen?

7.40 Uhr: »Kann man nicht kurzfristig lösen«

»Moment mal, haben Sie kurz für ein, zwei Fragen?« Thomas Berck hält inne. Er steht vor der wuchtigen Schiebetür zur Intensivstation, grünes Hemd, grüne Hosen. Berck ist der Leiter der Intensiv- und Anästhesiepflege. In ein paar Minuten muss er, als einzige Kraft, zwei Operationssäle parallel managen – und er arbeitet hier den Berg an OP-Akten ab, die Tanja Kownatzki am frühen Morgen auf dem Tisch gestapelt hat. »Zum Beispiel jetzt, da fehlt uns eine Arbeitskraft«, antwortet Berck auf die Frage, wie die Lage auf seiner Station ist. »Wir bräuchten einfach mehr Pflegende, aber so ein Problem kann man nicht kurzfristig lösen.« Er entschuldigt sich, er müsse los, die Zeit drängt.

7.08 Uhr: Achtung, infektiös!

Zwei Etagen tiefer schiebt eine Pflegerin ein Patientenbett über den Gang vor der Intensivstation. Schutz-Overall, Haube auf dem Kopf, Handschuhe. Der Frau im Bett ragen Plastikschläuche aus der Nase, sie wirkt abwesend, ihre Haut ist bleich. »Achtung, die Patientin ist Covid-infektiös«, mahnt die Pflegerin und zieht vorbei. Ein surreales Bild, in diesen Zeiten.

6.35 Uhr: Pflegenotstand, was ist das?

Die Szene am frühen Morgen, zwischen Kaffeetassen und Aktenbergen, führt vor, was in den Kliniken Deutschlands das Problem ist: die anhaltende Personal-krise, auch Pflegenotstand genannt.

Wie ein Schatten legt sich der Begriff über das deutsche Gesundheitssystem und seine Krankenhäuser. Seit Jahren. Ganz einfach ausgedrückt bedeutet das: In den Kliniken gibt es nicht genügend Personal, um alle Patienten gebührend pflegen zu können. Und trotzdem geht es immer weiter. Irgendwie.

6 Uhr: Die Schicht bricht an, »da muss man durch

Im dritten Stock beginnt der frühe Morgen mit einem Schlag. Tanja Kownatzki und ihre Kolleginnen sitzen noch bei einem Kaffee zusammen, aber sie wissen, was die nächste Schicht erwartet. »Das erste, was man sieht, wenn man hier ankommt, ist der Stapel an OPS«, sagt Kownatzki (42) und zeigt auf einen Turm von Aktenboxen hinter sich. Allein heute stehen zehn an – das heißt ab jetzt für den Frühdienst: Arbeit, Arbeit, Arbeit. »Ja, es könnte weniger sein«, meint Kownatzki und nickt. »Aber da müssen wir durch.« Sie sind hier hart im Nehmen.

Noch ist es einigermaßen ruhig auf der Chirurgie. Unten, am Ende des Flurs, ruft ein Patient wirre Worte durch den Gang, Tagesgeschäft. Die große Hürde, vor der das Team der Stationsleiterin steht: Eigentlich hat es zu wenige Pflegekräfte für die Zahl der Patienten. In den Betten der Chirurgie

liegen gerade fast 50. Ein Ausnahmefall. Pro Schicht kann das Team allerdings nur drei examinierte Pflegekräfte einsetzen, mehr geht nicht. Es sind schwere Tage, doch so ist das seit Jahren, nicht erst seit Corona. Manchmal kommt auf 20 Patienten gerade eine Pflegekraft. »Da ist man auch mal kaputt und kriecht abends ans Auto, am nächsten Tag aber ist das wieder gut«, sagt Kownatzki und steht auf. Schichtwechsel.



PATRICK SCHWEMLING

Patrick Schwemling, 1988 in Minden geboren, begann seine Karriere im Journalismus nach den Abitur als freier Mitarbeiter in der Sportredaktion des *Mindener Tageblatts*. Bis heute arbeitet er für diese Zeitung. Während des Studiums in Paderborn (Germanistische Sprachwissenschaft und Geschichte) und danach blieb er dem Sport treu und arbeitete zunächst freiberuflich. Im Oktober 2018 entschied er sich für eine Festanstellung und volontierte bei seiner Heimatzeitung. Seit 2020 ist er als Redakteur in der Digitalredaktion angestellt. In dieser Zeit wirkte er unter anderem an dem Themen-Spezial »Hiller Morde« mit, für welches er zusammen mit seinen Kolleginnen und Kollegen 2019 in der Kategorie »Innovatives Format im Lokalen« den Preis des Journalismus Labs NRW gewann.

Patrick Schwemling ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Hilfe für die Ukraine«, erschienen am 4. März 2022 in *Mindener Tageblatt*.



Hilfe für die Ukraine

Rund eine Woche nach Ausbruch des Krieges in der Ukraine sind viele Menschen in Minden-Lübbecke schockiert, dass ein Krieg in Europa - und vor allem nur etwas mehr als 1.000 Kilometer von ihrer Haustür entfernt – geführt wird. Immer mehr von ihnen solidarisieren sich mit den Menschen in der Ukraine und wollen helfen. So auch der Mediziner Dr. Frank Wolter. Zusammen mit etlichen Freunden und

Bekannten hat Wolter, selbst viele Jahre als Arzt für das Militär aktiv und mit besonderem Fachwissen auf dem Schlachtfeld ausgestattet, einen Hilfskonvoi organisiert. Hier werden nicht nur Kleidung und Nahrung transportiert, sondern vor allem Medikamente, Narkosegeräte und weitere medizinische Hilfsgüter. Warenwert: mehrere hunderttausend Euro. Sie sollen direkt dem Militär übergeben werden, ein Mitglied des Konvois steht in Kontakt zum ukrainischen Verteidigungsministerium und Geheimdienst. Patrick Schwemling, Digitalredakteur des Mindener Tageblatts, begleitet den Konvoi und berichtet via Instagram live darüber. Was ihn in den nächsten fast 48 Stunden erwartet, weiß er nicht.

Transkript der rund 21 Minuten langen Instagram-Story:

[Patrick Schwemling]

Guten Morgen, hier ist Patrick vom Mindener Tageblatt. Ich bin gerade auf dem Weg nach Bad Oeynhausen. Meine Freundin bringt mich zu der Sammelstelle vom Hilfskonvoi, mit dem ich gleich mitfahren werde. Wir packen heute Morgen noch mehrere Stunden dort medizinische Produkte ein, ehe es dann gegen Mittag in die Richtung der Ukraine gehen soll. Wohin genau, ist noch gar nicht so klar. Das Ziel ist, ungefähr grob Richtung Lemberg zu fahren, vermutlich bis an die polnisch-ukrainische Grenze. Und ich werde euch in den nächsten Tagen hier mitnehmen, den Konvoi begleiten und wenn ihr den Kanal abonniert und hier dranbleibt, werdet ihr in den nächsten Tagen Fotos, Videos und eine umfassende Begleitung sehen.

[nächste Szene]

Wir sind jetzt schon seit knapp zwei Stunden hier im Gange und verladen. Es ist unglaublich, was hier auf die Beine gestellt wurde. Ich kann das euch mal zeigen: Wir haben jetzt fünf Wagen, fünf Anhänger, fünf große

Transporter. Und hier geht es nur um medizinische Produkte. Alles andere wird von der Schröder Spedition in Vlotho mit LKWs übergefahren. Hier beispielsweise sind die Notfall-Medikamente, das ist nach Kategorie A oder 1 geordnet – die wichtigsten Sachen, die direkt durch müssen.

Einblendung

Es werden etliche Produkte verladen.

Für den Fall, dass Tankstellen nicht genutzt werden können, ist genug Reservesprit dabei.

Die Pakete werden nach Prioritäten vor gepackt und von den rund 15 Helfern verladen.

Nach und nach werde ich Euch die gesamten Helfer vorstellen, die mit dem Konvoi unterwegs sind.

Den Anfang macht Daniel Zienc aus Bad Oeynhausen.

[Daniel Zienc]

Ja, schönen guten Tag! Zienc, Daniel mein Name vom Physioteam Bad Oeynhausen. Warum stehe ich jetzt hier bei der Artemed Klinik und beim Frank Wolter? Der rief mich spontan an auf den Montag und sagte: Ich brauche fähige Jungs und ein gutes Team. Wir wollen helfen. Hauptsächlich mit medizinischem Material, in die Ukraine rein. Und nebenbei noch eine Kleiderspende, weil die Firma Schröder so nett war und sagt: Komm, wir packen einen 40-Tonner voll und fahren ihn euch rüber. Wir haben in der Praxis meiner Frau gesammelt. Und ich war gerührt von dem, was da tatsächlich ankam. Also zehn Tonnen, teilweise wirklich nagelneue Sachen, die Leute gekauft haben für diese Aktion. Und mir wurden Gelder zuhauf zugesteckt, Tausende von Euros. Wo ich auch gesagt habe: Mensch, ich kann euch keine Spendenquittung ausstellen, das ist rein privat, was wir machen. Die habe ich dann dem Frank gegeben und der sagte: Okay, mehr als eine Träne jetzt aus Rührung verlieren und das Geld einstecken und damit den Sprit bezahlen können wir jetzt nicht machen. An der Stelle, wenn das jetzt jemand sieht:

Vielen, vielen herzlichen Dank, hauptsächlich an die Bad Oeynhausener, ans Physio Team, auch mal den Eduard erwähnt, ganz kurz. Eduard ist der Hausmeister vom Gynkolleg Weserland, der Flüchtlinge aufgenommen hat und bei sich zu Hause hatte. Die wollten

Und ich war gerührt von dem, was da tatsächlich ankam. Also zehn Tonnen, teilweise wirklich nagelneue Sachen, die Leute gekauft haben für diese Aktion.





helfen und haben dann die zehn Tonnen Klamotten in Kartons gepackt, zwei Tage lang am Stück. Ganz, ganz große Leistung. Ja, vielen Dank. Und ich würde sagen: Weiter so, auf dass das dahinten ein Ende hat! Danke!

Einblendung

Wir besprechen jetzt die Lage und planen die letzten Dinge, bevor es um 13 Uhr losgeht. Die letzte Stärkung vor der Abreise.

Ich stelle euch nun den nächsten Protagonisten vor. Es ist Dr. Frank Wolter, der diese ganze Aktion organisiert und delegiert. Er hat eine Videobotschaft für euch und erklärt, was wir vorhaben.

[Dr. Frank Wolter]

Hallo, mein Name ist Dr. Frank Wolter. Ich bin Chefarzt der Artemed Fachklinik. Und aus einer ganz kleinen Idee, die gerade erst vor drei, vier Tagen geboren wurde, ist eine ganz große Aktion entstanden. Ihr wisst alle, dass der aktuelle Krieg in der Ukraine viele Opfer fordert und viele Kollateralschäden und wir wollen dagegen was tun. Nicht tun, indem wir einfach nur die Brieftasche zücken, sondern indem wir die Sache selbst in die Hand nehmen. Dazu haben sich ein paar Männer zusammengeschlossen unter Leitung des Rotary Clubs Bad Oeynhausen Minden und unter meiner Führung werden wir in wenigen Minuten starten an die ukrainische Grenze. Da die Spendenbereitschaft so unermesslich groß gewesen ist, dass wir selbst überrascht waren, mussten wir die Konvois inzwischen teilen. Wir haben einen großen Konvoi geleitet von einem 40-Tonner aus der Spedition Martin Schröder. Der Martin Schröder selber wird auch mitfahren, gefolgt von mehreren kleinen Fahrzeugen, die Babynahrung, Wäsche, dringend gebrauchte Lebensmittel und Kosmetikartikel sowie Hygieneartikel nach Polen bringen werden, kurz vor die ukrainische Grenze. Diese starten auch um 13 Uhr.

Da die Spendenbereitschaft so unermesslich groß gewesen ist, dass wir selbst überrascht waren, mussten wir die Konvois inzwischen teilen.

Ich denke, alle sind bei uns und drücken uns die Daumen.

Unser kleinerer, schnellerer Konvoi, bestehend aus fünf Fahrzeugen, ist schwerpunktmäßig mit Medizinprodukten ausgestattet. Vom Narkosegerät über Narkosemittel über dringend benötigte Antibiotika und andere Medikamente sowie Verbandsmaterial und Instrumentarium für Operationen.

Gefüllt mit fünf großen Anhängern werden wir in einer schnellen Task Force parallel zu der ukrainischen Grenze fahren und unsere Sachen direkt an das ukrainische Verteidigungsministerium, das heißt: der ukrainischen Armee direkt an der Grenze übergeben. Erschwerend kommt hinzu: Ihr habt vielleicht aus den Nachrichten gehört, dass das größte ukrainische Kraftwerk, auch das größte Kernkraftwerk Europas, gerade brennt. Das heißt, wir werden uns auch dementsprechend vorbereiten, um hier nicht großer Strahlung ausgesetzt zu werden. Die ganze Mission wird in wenigen Minuten starten. Wir warten noch auf unseren Pastor, Herrn Frieder Küppers aus Minden, der uns den Reise Segen geben wird und wir hoffen auf gutes Gelingen des gesamten Unternehmens. Ich denke, alle sind bei uns und drücken uns die Daumen. Und ich hoffe, dass dies nicht die letzte, sondern dass dies die erste Spendenaktion wird und wir in weiterer Folge öfter unseren Kiewern oder ukrainischen Freunden helfen können. Danke für eure Aufmerksamkeit.

Einblendung

In knapp 15 Minuten setzen wir uns in Bewegung.


[Patrick Schwemling]

So, wir sind jetzt unterwegs. Ich bin zusammen mit Pascal aus Hille am Start. Wir haben eben noch einen Segen vom Mindener Pastor Frieder Küppers bekommen. Ich zeige euch gleich das Video nochmal. Ich zeige euch noch ein paar Videos und Eindrücke. Und ja, wir werden uns jetzt erst mal in Bewegung setzen. Der Konvoi fährt. Ich melde mich später wieder bei euch.




☰ **Mindener Tageblatt** 🔍 👤

weiter kam, dann können wir das ganze umpacken", sagt Wolter, der genau zu wissen scheint, was er tut. Aufgrund seiner militärischen Vergangenheit, er hat unter anderem für die russische Armee gearbeitet, verfügt er über ein großes Fachwissen. Mir fehlt das, doch hier ist vor allem eines wichtig: anpacken.



Externe Inhalte

Weitere Hinweise dazu finden Sie in unserer Datenschutzerklärung.



[Pastor Frieder Küppers]

In Europa ist wieder Krieg. Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit. Das zweite sind die Zivilisten. Wir haben gerufen. Ihr werdet kommen. Ihr werdet eine direkte Form von Hilfeleistungen geben können und dafür wollen wir euch danken. Wir werden euch mit unseren Gedanken begleiten. Und so wie es in unserer Gemeinde üblich ist, wie es in vielen Gemeinden üblich ist, werden wir euch unseren Segen mitgeben. So segne und behüte euch der gnädige und der barmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

[Die Gruppe]

Amen.

[Pastor Frieder Küppers]

Und bringt gute Nachrichten mit und viele Menschen, die hier in Sicherheit bleiben können. Wir werden dafür sorgen, dass sie untergebracht sind!

Einblendung

Bad Oeynhausen.

13.15 Uhr.

WIR FAHREN LOS

[Patrick Schwemling]

Hey, ich meld mich jetzt kurz hinter der polnischen Grenze. Wir sind hier gerade bei einer Tankstelle und tanken nochmal auf. Sieben Stunden müssen wir noch weiterfahren, bis wir ungefähr unseren Zielort erreicht haben. Unser Konvoi hat sich jetzt einmal geteilt. Das heißt, ich bin jetzt bei Frank Wolter noch dabei. Wir fahren die priorisiertesten Medikamente und Dinge an die ukrainische Grenze und werden da von der ukrainischen Armee quasi empfangen, um das weiterzugeben. Rund sieben Stunden, dann bekommen wir die genauen Koordinaten und dann können wir unsere Hilfslieferungen weitergeben. Der andere Teil des Konvois ist jetzt auch ungefähr hier, fährt zu einem anderen Ort und gibt dort alle weiteren Spenden ab. Und später werden wir uns dann zusammen auf den Weg zurück machen. Das wird aber noch lange dauern. Wir haben noch viele Stunden vor uns und ja, ich melde mich.

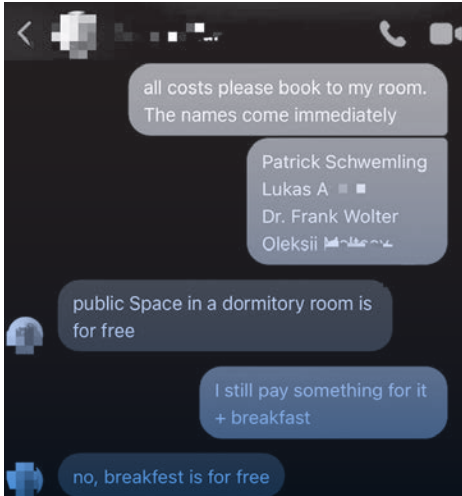
Inzwischen haben wir die polnische Stadt Posen passiert. Auf den Autobahnen hier muss man übrigens Maut zahlen.

Wir sind heute schon fast 750 Kilometer gefahren, weitere knapp 500 liegen noch vor uns. Als nächstes passieren wir die beiden polnischen Großstädte Lodz und Warschau. Was uns bei der Ankunft erwartet, ist unklar. Inzwischen haben sich auch viele Mindener gemeldet, die sich auf den Weg gemacht haben oder vor Ort sind. Ganz großen Respekt dafür!

Fragen-Sticker:

Wer von euch ist gerade noch auf dem Weg an die Grenze? Wo geht's hin?





Einblendung

Wir durchfahren nun die polnische Hauptstadt Warschau

Ein kleiner Einwurf zu den Reaktionen, die wir heute über den gesamten Tag so erfahren haben. Es ist unglaublich und kaum in Worte zu fassen.

Dauernd haben Menschen aus anderen Fahrzeugen begrüßt, aufgeblinkt, gehupt oder uns an Raststätten angesprochen. Eben waren wir an einer Tankstelle in der Nähe von Warschau und die Verkäuferin hat sich länger mit uns unterhalten. »Ich liebe die Ukraine«, sagte sie und berichtete davon, wie viele Menschen aus Deutschland zur Hilfe gekommen seien. Überhaupt sind sehr viele Fahrzeuge mit Kennzeichen aus Deutschland unterwegs, wir haben nun Kontakt zu einem Unternehmer, der gebürtig aus Minden stammt und uns Plätze in einem Hotel in Chelm organisiert hat. Unser Treffpunkt mit dem ukrainischen Militär verzögert sich nämlich etwas und so haben wir die Möglichkeit, uns auszuruhen. Diese Hilfsbereitschaft ist hier überall greifbar und spürbar.

Dauernd haben Menschen aus anderen Fahrzeugen begrüßt, aufgeblinkt, gehupt oder uns an Raststätten angesprochen.

Wir sind in Chelm angekommen und haben sogar ein Hotelzimmer bekommen, bevor es morgen früh weitergeht.

Ich schreibe jetzt die letzten Zeilen, gebe euch gleich noch ein Update und verabschiede mich dann nach einem Feierabendbier ins Bett!

Gute Nacht!





[Patrick Schwemling]

Guten Morgen nach Deutschland. Wir sind jetzt auf dem Weg. Wir sind vom Hotel aufgebrochen und hatten so knapp drei, dreieinhalb Stunden Schlaf. Das hat wirklich gut getan. Hätte ein, zwei Stunden länger sein können. Aber naja, weiter geht's. Es sind jetzt 170 Kilometer zum nächsten Checkpoint, wo wir dann hoffentlich unsere medizinischen Produkte loswerden und dem Militär übergeben können. Eigentlich sollte es näher dran sein, aber hier ändern sich die Pläne dauernd. Trotzdem war dieser Aufenthalt total wertvoll, weil wir jetzt viele Kontakte geknüpft haben zu verschiedenen helfenden Menschen hier vor Ort in Polen, die viel besser noch organisiert sind als wir und die uns ganz viele Nummern gegeben haben, wo wir jetzt teilweise dann unsere Hilfe noch besser koordinieren können und weitere Pläne schmieden können.

Einblendung

Unsere Mitfahrer schicken uns gerade diese Bilder aus Zamosc. So wie es aussieht, werden sie von dort geflüchtete Menschen mit nach Deutschland nehmen.

[Patrick Schwemling]

So, wir sind jetzt unmittelbar vor der polnisch-ukrainischen Grenze. Wir warten jetzt auf das letzte Go von offizieller Seite, damit wir unsere Hilfsgüter abgeben können. Ich werde euch in den nächsten Folien so ein paar Video- und Foto-Eindrücke unkommentiert einmal hier hochladen.

Wir fahren gerade Richtung Grenze. Aufgrund unserer Priorität können wir an allen Schlangen vorbeifahren und werden sofort unsere Güter abgeben. Einblendung Kurz und knapp: Die Güter sind alle angekommen, die Freude war riesig laut Frank Wolter. Er berichtet für euch gleich jedoch von der bedrückenden Situation, die er zwischen der polnischen und ukrainischen Grenze wahrgenommen hat. Wir fahren jetzt zum Flüchtlingslager in Mylny, das hier direkt um die Ecke ist. Ich melde mich gleich wieder bei euch.

Mit Medikamenten durch Europa

Zwei Tage lang begleitete Patrick Schwelming einen Hilfskonvoi aus dem Mühlenkreis bis an die polnisch-ukrainische Grenze. Mit ihm auf Tour: medizinisches Personal, tonnenweise Arzneimittel und andere Hilfsgüter. Eine Fahrt ins Ungewisse.

Patrick Schwelming

Korczowa-Krakowez/Minden. „Die russians are not far away.“ Während der ukrainische Soldat namens Sergej diesen Satz zu Dr. Frank Wolter sagt, sind in der Ferne dumpfe Einschläge zu hören, am Horizont steigen Rauchschwaden auf. Der ukrainische Arzt ist zu diesem Zeitpunkt nur wenige Hundert Meter von der Grenze zur EU in Korczowa (Polen) entfernt, er hat dem Militär in der Ukraine gerade medizinische Produkte von hiesiger Privatier geliefert. Innerhalb von nur einer Woche hat er zusammen mit etlichen Ehrenamtlichen einen Hilfskonvoi organisiert, der Waren in selbstorganisiertem Wert mehr als ein-tausend Kilometer quer durch Europa transportierte. MT-Redakteur Patrick Schwelming hat den Konvoi auf seiner Reise begleitet.

„Ich habe schon viel erlebt und gesehen. Aber das hier ist brutal“, sagt Wolter über Frank, Der Minderer ist ein Altpfleger, ein Mauer, Und er hat die Gaben, Menschen zu begreifen, und er einen Raum betritt und spricht, laschen selbst Fremde. An diesem Sonntagmorgen an der polnisch-ukrainischen Grenze klingt die Stimme des Arztes anders. Sie ist leiser, er muss schlucken. Später erklärt er, dass ihm immer wieder Tränen in die Augen geschossen sind. Warum?

Während Wolter im Auto sitzt und darauf wartet, die Lieferung an das ukrainische Militär übergeben zu können, warten Tausende Flüchtlinge – vor allem Kinder, Frauen und ältere Menschen – in der Kälte darauf, nach Polen gebracht zu werden. Mit Bussen, die im Zehn-Minuten-Takt abfahren, kommen sie in ein nur wenige Kilometer entferntes Aufnahmefeld. „Dieser Anblick hat mich nicht kalt gelassen. Menschen, die nicht wissen, wo sie hinkommen. Kinder, die nicht verstehen, was überhaupt passiert“, beschreibt er die Situation den anderen Beteiligten des Konvois, die auf der polnischen Seite im LZ gewartet haben. Die 20-köpfige Gruppe hatte sich am Freitagvormittag erst kennengelernt, Stunden später wähl er als wären Freunde unterwegs. Zusammengepackt und organisiert hat Wolter die Aktion binnen weniger Tage. „Es ging Schlag auf Schlag. Aus einer kleinen Idee ist es was Großes entstanden“, sagt Wolter. Was er für den Einsatz bezahlt, merkt man ihm an. Das Handy klingelt ununterbrochen. Er grüßelt, wie ein, telefoniert ernst. Seine Mitarbeiter werden unterschieden um, was er geplant hat. Wolter ist gewohnt, Menschen zu führen. Ein Rad greift deshalb bereits vor der Abfahrt in das Nächste. Doch bei der Laubreihe brennt zu diesem Zeitpunkt auch Respekt vor dem, was noch kommen könnte.

„Ich habe ein recht großes Gottesvertrauen und bin mir sicher, dass alles gut geht. Aber natürlich macht man sich auch Gedanken“, sagt etwa Pascal Siew-Ole-son aus Oberflöte. Der driftable Vater ist Anästhesiologe und hat – genau wie die anderen Mitarbeiter – zuvor im privaten Bereich die Werbemaschine geführt. „Der Kindergarten in Oberflöte hat eine ganze Turnhalle voller Kleider, Lebensmittel und Hygieneartikel“, Menschen sind in der Abblüt kommt noch ein älterer Mann auf den Parkplatz der Anstalts-Einbahn – ein Mann aus Bad Oeynhausen – dem Startpunkt der Tour – und er drückt Wolter Bargeld in die Hand.

Gegen 13:30 Uhr am Freitag fährt der Konvoi dann los. Mehr als 50 Angehörige, Klinik-Mitarbeiter und Menschen aus Bad Oeynhausen wissen zum Abschluss. Drumherum steht ein Pöckel-Küppers aus Minden, der die Gruppe mit einem Reiseneignen verabschiedet. „In der Ukraine ist Krieg. Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit, das zweite die Zivilisten. Sie haben gerufen, die werden kommen.“

Rund zwei Stunden später treffen die zehn Fahrzeuge, ein Teil war in Bad



Dr. Frank Wolter in seinem Element: Der Mündener Arzt hat den Hilfskonvoi in kürzester Zeit organisiert. Spenden in Millionenhöhe akquiriert und die Hilfsgüter persönlich in der Ukraine abgeliefert. Hier ist er kurz vor der Grenze in Korczowa-Krakowez zu sehen. **MT-Foto: Patrick Schwelming**



Insgesamt fünf junge Frauen und Kinder kamen mit nach Minden.



Ein Blick in die Ukraine: Während Hilfsgüter in das Land gefahren werden, warten Flüchtlinge stundenlang darauf, in Sicherheit gebracht zu werden.



Sogar ein Narkosegerät wurde von dem Hilfskonvoi abgeliefert.

Oeynhausen, ein weiterer in Vlotho gestartet, bei Magdeburg mit Laubreihe-charge aufsteiger. „Wir haben jetzt Informationen vom ukrainischen Militär, wo die wichtigsten Medikamente hauseins“, erklärt Wolter. Der Konvoi teilt sich nun auf, zwei Fahrzeuge machen sich auf den Weg in Richtung Chelm, der Rest fährt in das etwa 60 Kilometer entfernte Zamosc. Beide polnische Orte sollen in den nächsten Stunden zu wichtigen Schmelzorten der Hilfsaktion werden. Bis dahin müssen aber noch mehr als 1.000 Kilometer zurückgelegt werden.

Die Gruppe um Wolter, Lukas Arndt und Okeki Mühlbauer fährt nach Chelm, im Gepäck Medikamente wie Tilidin,

Im Gepäck Medikamente wie Morphin und ein Anästhesiegerät.

Morphium und sogar ein Anästhesiegerät. „Das ist ein Schmerz“, sagt Anästhesiearzt Mühlbauer, der die Kiste mit den wertvollsten Dingen in sein Auto laden lässt. Er kommt aus der Ukraine, hat die Angriffs der Separatisten 2014 in Luhansk miterlebt und fungiert als Dolmetscher und Mittelsmann. Im zweiten Truss sind die rechtlichen Helfer unterwegs und, mindestens genauso wichtig, vier Wolter betont. Wie sehr, zeigt sich in der Nacht zu Samstag

in Zamosc. Da sich die Gruppe auf der Autobahn verliert, können die Männer in großen Abständen zwischen 2:30 und 4 Uhr an. Am Schlaf ist nicht zu denken, alle Anhänger und auch ein 40-Tonner müssen vor Ort noch entlastet werden. „Alle per Hand“, erklärt Daniel Zierec aus Bad Oeynhausen. Gegen 0:30

Viele Frauen haben Angst, bei Fremden ins Auto zu steigen.

Uhr am Sonntag hebt der erste Teil des Konvois nach rund 41 Stunden in die Heimat zurück. In Chelm startet die zweite Gruppe nach etwa mehr als drei Stunden Schlaf gegen 7 Uhr in das 170 Kilometer entfernte Korczowa. Die Fahrt soll drei Stunden dauern und führt über hübrige und lückrige Landstraßen. Immer wieder telefoniert Okeki mit seinen Kontakten vom Verteidigungskomitee. Ihm klar ist, dass das Team zum Grenzbergung muss. Da herrscht dann ernster Unklarheit, kommt das Militär zu uns nach Polen oder müssen wir in die Ukraine“, fragt Wolter. Aber die Güter müssen aus der EU raus in den Kriegsgebiet – und das führt zu Problemen. In Okeki ukrainischer Staatsbürger und unter 60 Jahre alt ist, kann er die Grenze nicht passieren. „Geht er mit raus kommt er nicht zurück und wird eingesperrt“, erklärt ein Mitarbeiter des deutschen Generalkonsulats direkt vor dem Grenzbergung. Außer Wolter ha-

ben in der Gruppe außerdem alle nur Personalisativ, aber keine Personalisten. „Dami ist das auch zu kritisch“, sagt der Kommandant. Er ist verpflichtet wertvolle ZB, Alternativen werden geschuldet, aber ein freiwilliger Helfer aus Berlin kommt und anbietet, das zweite Fahrzeug über die Grenze zu fahren. Wolter und er entschwinden schließlich in Richtung Ukraine.

Etwa eine Stunde war-ten Wolter Mitarbeiter bei Minszengaben an der Grenze. Es rollen etliche Busse mit Flüchtlingen an ihnen vorbei, die der Art mit seinem Fahrzeug zu rück nach Polen kommt. Ohne durch-zuzumien, geht es weiter zum rund zwei Kilometer entfernten Auffahrgang, um Geflüchtete mit nach Minden zu bringen. Das allerdings klappt nicht, denn viele Frauen mit ihren Kindern haben Angst, bei fremden Menschen mitzufahren, deren Sprache sie nicht verstehen. In der großen Höhe sind Tausende Flüchtlinge unterwegs. Kinder weinen. Menschen drängeln, es herrscht Chaos. Nach etwa zwei Stunden und etlichen Gespöchen bricht die Gruppe schließlich zurück nach Deutschland um. Um 1 Uhr am Sonntagmorgen erreicht der Truss Bad Oeynhausen mit leeren Anhängern.

Der Autor ist erreichbar unter Patrick.Schwelming@MT.de



So, hallo zusammen, ist ein bisschen Zeit vergangen und relativ viel passiert. Ich habe mit Frank gesprochen, der ist über die Grenze gefahren beziehungsweise nicht über die Grenze gefahren, sondern er war quasi in dem Zwischenbereich und hat in dieser Transitzone gesehen, was da so los ist. Er war total bewegt, weil es wohl teilweise chaotisch war und da auch Szenen wohl waren, die er euch später noch beschreibt. Der sitzt jetzt im anderen Auto und fährt gerade hinter uns her. Er wird da noch mehr sagen, aber es waren dort mehrere Tausend Menschen, vor allem Kinder, ältere Leute, Frauen, die schon stundenlang gewartet haben und nun nach und nach mit dem Bus Richtung Auffanglager gefahren wurden. Wir waren da jetzt nochmal zwei Stunden vor Ort, um noch Menschen aufzunehmen – mitzunehmen nach Minden mit dem Versprechen, dass sie dort volle Verpflegung, Wohnung und soweit haben. Ich hab auch im Bekanntenkreis und alle anderen hier auch Angebote bekommen, gerade nochmal während der Fahrt, auf Grund dieser Instagram Story zum Teil. Wir haben da weiter vermittelt und machen uns jetzt auf den Heimweg, nachdem wir alle medizinischen Güter losgeworden sind. Und der andere Konvoi hat halt auch einige geflüchtete Menschen mit dabei und wir werden heute Nacht irgendwann Minden ankommen. Ich schicke euch noch ein paar Eindrücke.

Einblendung

Hier ein paar Eindrücke von der Grenze und dem Auffanglager. Nach bald 35 Stunden mit nur wenig Schlaf sind meine Reserven übrigens ziemlich aufgebraucht. Ich werde ab jetzt nur noch sporadisch Beiträge in die Story laden, da voraussichtlich nicht mehr so viel passieren wird. Frank Wolter wird euch noch von den Erfahrungen an der Grenze berichten und das ein oder andere Foto und Video kommt auch noch. Aber vermutlich nicht in der Anzahl wie gestern.

Fragen-Sticker:
Falls ihr Fragen rund um den Trip habt, dann stellt sie hier gern: Ich versuche alle zu beantworten in den nächsten 24 Stunden

Fragen und Antworten

Wie groß war die Angst, dass etwas passiert?

Das hielt sich eigentlich in Grenzen. Natürlich habe ich mir – und sicher auch andere Begleiter – im Vorfeld Gedanken darüber gemacht. Allerdings hatte ich von Beginn an ein gutes Gefühl. Eigentlich hätte der Konvoi auch kaum sicherer sein können mit etlichen Medikamenten, Ärzten, Intensivpflegern und so weiter. Abgesehen davon hatte ich Respekt vor der Fahrt, aber keine Angst. Ich denke eigentlich immer recht pragmatisch und hätte mir in keiner Konstellation vorstellen können, dass irgendetwas passiert.

Kommen denn Flüchtlinge nach Minden?

Ja, der andere Teil des Konvois hat nach dem Verladen der Hilfsgüter in Polen fünf Frauen und Kinder mit nach Deutschland genommen. Sie werden in Minden und Umgebung untergebracht. Der Konvoi hat es übrigens bald geschafft. Die letzten 100 Kilometer sind angebrochen.

Fahrt ihr nochmal und kann man sich als Helfer anschließen?

Wir haben vor Ort einige Kontakte geknüpft. Da die Spenden- und Hilfsbereitschaft so groß ist, werden sicherlich noch weitere Fahrten stattfinden. Wie, wann und in welcher Art und Weise, das werden die Organisatoren klären. Neben dem Konvoi von Frank Wolter gibt es noch weitere Organisationen aus Minden. Wir werden immer wieder darüber berichten und gegebenenfalls Kontakte herstellen. Nach der medialen Begleitung von mir werden wir (also das MT) zunächst nicht wieder mitfahren (beruflich zumindest), sondern von Minden aus berichten. Für uns/mich war das auch eine besondere Situation, von der wir berichten und euch mitnehmen und Einblicke verschaffen wollten.



Einblendung

So, ihr Lieben! Ich bin wieder in Minden angekommen und werde jetzt einen Artikel für die morgige Zeitungsausgabe schreiben. Deswegen verabschiede ich mich nun, bedanke mich bei euch für das unfassbar tolle Feedback und die vielen Antworten auf die ganzen Stories. Wer nochmal nachlesen möchte, wie von Freitag bis heute Nacht alles ablief, kann das schon auf MT.de tun!



THEMA DES
**JAH
RES**

**DER KRIEG
IN EUROPA
UND WAS DIE ZEITEN-
WENDE BEDEUTETE**

Daniel Brössler
Schreckliche neue Welt

Cathrin Kahlweit
Einmal Hölle und zurück

Valerie Schönian
Die Krisenmanagerin

DANIEL BRÖSSLER

Daniel Brössler, Jahrgang 1969, begann seine Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule wenige Monate vor dem Fall der Berliner Mauer. In den Jahren danach folgte er den Wegen, die sich mit dem Ende der europäischen Teilung öffneten. Seine ersten journalistischen Stationen waren Bratislava und Prag, von wo aus er für die *Deutsche Presse-Agentur* (dpa) berichtete. 1996 übernahm er die Leitung des dpa-Büros in Warschau. 1999 wechselte



er zur *Süddeutschen Zeitung* nach München. Für die *Süddeutsche Zeitung* berichtete er ab 2004 als Korrespondent aus Moskau, Berlin und Brüssel. Seit 2018 ist er zurück in Berlin, wo er als leitender Redakteur in der Parlamentsredaktion Bundeskanzler Olaf Scholz beobachtet.

Daniel Brössler ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Der Krieg in Europa – Und was die Zeitenwende bedeutete« mit »Schreckliche neue Welt«, erschienen am 28. Februar 2022 in *Süddeutsche Zeitung*.

Schreckliche neue Welt

Als Olaf Scholz am Sonntag im Bundestag zum Rednerpult geht, lässt er Jahrzehnte deutscher Gewissheiten hinter sich. Er gibt eine Regierungserklärung ab, wie sie kein Kanzler vor ihm halten musste. Von einem Tag, nach dem nichts mehr ist, wie es einmal war

Da sitzt er jetzt. Er hat diesen Moment kommen sehen, er hat ihn gefürchtet. Er hat gewarnt, schrill manchmal. Er ist eigentlich allen da unten auf die Nerven gegangen, den Abgeordneten, der Außenministerin, dem Kanzler. Sie haben mit den Augen gerollt, wenn er nach Waffen rief. Wenn er die Deutschen vor einem historischen Versagen warnte.

»Was der Westen mit vereinten Kräften zu verhindern versucht hat, ist doch eingetreten: Wir haben Krieg in Europa«, sagt Bundestagspräsidentin Bärbel Bas zur Eröffnung einer Sitzung, die es so noch nie gegeben hat in diesem Haus. Und dann begrüßt sie ihn oben auf der Tribüne in der ersten Reihe: Andrij Melnyk. Ein freundlich wirkender Mann mit ergrauem Haar. Er ist der Botschafter eines Landes, das seit vier Tagen Opfer eines russischen Angriffskrieges ist und das um seine Existenz ringt. »In Gedanken sind wir bei Ihren Landsleuten, die in diesen Tagen ihre Freiheit und die Demokratie verteidigen«, sagt Bas. Der Botschafter steht auf, verbeugt sich.

Es ist der Moment, in dem Olaf Scholz sein erstes Zeichen setzt. In den Applaus hinein erhebt er sich, Wirtschaftsminister Robert Habeck tut es ihm gleich. Dann folgen alle anderen. Erst die Ministerinnen und Minister, dann fast alle Abgeordneten. Sie werden sich noch oft erheben an diesem Tag. Sie wollen Entschlossenheit zeigen. Jetzt geht es um Mitgefühl, Trauer, vielleicht auch um Scham. Altbundespräsident Joachim Gauck, der gekommen ist, um seine Solidarität zu bekunden, nimmt Melnyk in den Arm. Auch das wird bleiben von diesem Tag: eine Umarmung.

Noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik hat der Bundestag an einem Sonntag getagt, aber was heißt das schon. Noch nie auch in seiner Geschichte hat dieses Parlament über die Folgen eines Angriffskrieges mitten in Europa beraten. Noch nie mussten sich die Abgeordneten im Bundestag mit einem russischen Präsidenten befassen, der die Hand so nah am Atomknopf zu haben scheint.

Dieser Bundestag hat ja seinen Sitz hier in Berlin, im Reichstagsgebäude, überhaupt nur deshalb, weil es mit solchen Kriegen ein für alle Mal vorbei sein sollte. Die Mauer weg, die Teilung Deutschlands und Europas für immer überwunden – in diesem Hochgefühl zog der Bundestag 1999 nach Berlin in dieses Haus, das bis heute Zeugnis ablegt von der Schlacht um Berlin im

April 1945. An den in kyrillischer Schrift gekritzelten Botschaften für die Nachwelt laufen die Abgeordneten jeden Tag vorbei auf dem Weg in den Plenarsaal. Der »ruhmreiche Stalin« wird da in schwarzem Graffiti besungen, aber die meisten Inschriften sagen eigentlich nur: Ich war hier.

Als dann Olaf Scholz die etwa zehn Schritte geht von seinem Platz zum Pult, lässt er Jahrzehnte deutscher Gewissheiten hinter sich. Der Sozialdemokrat wird eine Regierungserklärung abgeben, wie Angela Merkel sie nie halten musste – und auch keiner der Kanzler vor ihr. »Der 24. Februar 2022 markiert eine Zeitenwende in der Geschichte unseres Kontinents. Mit dem Überfall auf die Ukraine hat der russische Präsident Putin kaltblütig einen Angriffskrieg vom Zaun gebrochen«, sagt Scholz. Die himmelschreiende Ungerechtigkeit, »der Schmerz der Ukrainerinnen und Ukrainer, sie gehen uns allen sehr nahe«. Und dann spricht Scholz vom »Krieg in Europa«. Er ist nicht der Erste an diesem Tag und nicht der Letzte, der das tun wird. Aber es gibt einen Unterschied. Scholz, kaum hundert Tage im Amt, ist jetzt der Mann, der erklären muss, was das bedeutet. Für Deutschland. Kein anderer kann ihm das abnehmen.

»Die Welt danach ist nicht mehr dieselbe wie die Welt davor«, sagt Scholz also. Nicht viel länger als eine halbe Stunde wird er sprechen. Er wird die Stimme kaum erheben in diesen Minuten, seine Hände liegen meist auf dem Pult. In dieser Hinsicht bleibt Scholz Scholz.

Aber sonst ist alles anders. »What a day«, twitterte Kanzleramtsminister Wolfgang Schmidt, der wichtigste Mann im Team von Scholz, am Samstag kurz vor Mitternacht. Dazu das Bild eines Kanzleramts, in dem noch Licht brennt. In den Stunden zuvor war hier bereits Historisches geschehen, die Entscheidung gefallen, dass Deutschland Waffen liefern wird an die Ukraine. Nicht Helme, nicht Sanitätsfahrzeuge, sondern Panzerabwehrwaffen. Tausend Stück erst einmal. Außerdem 500 Boden-Luft-Raketen vom Typ Stinger aus Beständen der Bundeswehr. Sofort sollen sie auf den Weg gebracht werden über Polen ins ukrainische Kriegsgebiet.

Es ist ein Bruch mit Jahrzehnten deutscher Politik und das Gegenteil von dem, was Kanzler und Außenministerin, eigentlich alle, noch am Tag davor vertreten hatten. »Der russische Überfall auf die Ukraine markiert eine Zeitenwende. Er bedroht unsere gesamte Nachkriegsordnung«, ließ Kanzler Scholz dazu mit-

»Die Welt danach ist nicht mehr dieselbe wie die Welt davor«, sagt Scholz also. Nicht viel länger als eine halbe Stunde wird er sprechen.

teilen. Zwei Sätze waren das, in denen schon alles drinsteckte, was diesen Tag in Berlin nun prägen wird.

Mit dem Überfall auf die Ukraine wolle Putin »nicht nur ein unabhängiges Land von der Weltkarte tilgen«, sagt der Kanzler. »Er zertrümmert die europäische Sicherheitsordnung, wie sie seit der Schlussakte von Helsinki fast ein halbes Jahrhundert Bestand hatte. Er stellt sich auch ins Abseits der gesamten internationalen Staatengemeinschaft«, sagt Scholz. Nur mit dem eigenen Veto habe Russland eine Verurteilung im Weltsicherheitsrat verhindern können. Als er »Was für eine Schande« ruft, klatschen alle im Plenum, mit Ausnahme der AfD ganz rechts. Es sind Sätze wie diese, voller Empörung, die erkennen lassen, wie sich nicht nur die Welt, sondern auch, wie sich Scholz verändert hat. Außenpolitik war nie sein Thema. Er war Erster Bürgermeister von Hamburg, Arbeitsminister, Finanzminister. Und vor nicht einmal zwei Wochen dann war er der Mann, der an einem grotesken, sechs Meter langen Tisch Wladimir Putin gegenüber saß.

Es gab keine Verständigungsschwierigkeiten. Zum einen, weil in diesem großen Tisch kleine Mikros eingebaut sind, eine Sonderanfertigung. Zum anderen aber auch, weil Putin immer wieder mal ins Deutsche wechselte. Scholz war auch nicht unvorbereitet, er hatte sich eingelesen in die Gedankenwelt des Kremlherren. Den Geschichtsaufsatz studiert, in dem Putin schon vor Monaten das Existenzrecht der Ukraine annullierte. Scholz hat auch mit Experten gesprochen, aber als ihm dieser Mann da breitbeinig gegenüber saß, verstand er: Der meint das ernst. »Wer Putins historisierende Abhandlungen liest, wer seine öffentliche Kriegserklärung an die Ukraine im Fernsehen gesehen hat oder wer – wie ich – kürzlich persönlich mit ihm gesprochen hat, der kann keinen Zweifel mehr haben: Putin will ein russisches Imperium errichten«, fasst Scholz im Bundestag dieses Erschrecken in Worte.

Diese Rede und wie es zu ihr gekommen ist, ist anders auch gar nicht zu verstehen. Wir sind auf alles vorbereitet, das war das Mantra des Kanzlers, bevor dann eingetreten ist, was in diesem »alles« eben nur theoretisch drin sein konnte. Die Panzer, die auf Kiew vorrücken, die Raketeneinschläge mitten in Europa, der ukrainische Präsident Wolodimir Selenskij in seinen tapferen Videobotschaften, das war vor ein paar Tagen noch ferner, schwer vorstellbarer Horror. In einer schwachen Stunde würde Scholz vielleicht zugeben, dass er darauf eben doch nicht vorbereitet war. Im Kanzleramt jedenfalls begannen Tage, in denen Gewissheiten fielen wie Dominosteine.

Der Ausschluss russischer Banken aus dem Zahlungssystem Swift: zu gefährlich, zu folgenreich auch für Deutschland und seine Energieversorgung? Das ließ sich schon im Lauf des Freitags, des zweiten Kriegstages, nicht mehr halten. Kanzleramtschef Schmidt telefonierte mit den Kollegen in den anderen

G-7-Staaten. Keine Waffenlieferungen an die Ukraine? Am Samstagvormittag baten die Niederlande, 400 Panzerfäuste aus deutscher Produktion in die Ukraine schicken zu dürfen. Konnte Scholz nicht ablehnen. Auch die Haubitzen aus DDR-Beständen durften nun aus Estland in die Ukraine. Aber wie konnte

Abrüstung, das war immer sein Thema. Der Kampf gegen nukleare Abschreckung, die er immer für einen Trugschluss hielt.

Deutschland dann selber noch abseitsstehen? Die Frage war plötzlich nur noch, was Deutschland überhaupt liefern kann. Es gab Anrufe aus dem Kanzleramt bei der Bundeswehr: Was könnt ihr auf den Weg bringen, sofort?

Das also ist die neue Welt, über die Scholz im Bundestag spricht. Und dass die Welt

nicht dieselbe ist, gilt ja auch für dieses Parlament. Zu großen Teilen jedenfalls. Da muss man nur Rolf Mützenich anschauen. Wie erstarrt wirkt er über weite Teile dieser Sitzung. Der SPD-Fraktionsvorsitzende ist, man kann das nicht anders sagen, ein feiner Mensch. Zurückhaltend, sensibel, freundlich. Aber auch ein Mensch, der gerade in der falschen Haut steckt. Abrüstung, das war immer sein Thema. Der Kampf gegen nukleare Abschreckung, die er immer für einen Trugschluss hielt. Ein Streiter für den Dialog und einer, der nie zu den schärfsten Kritikern Russlands gehörte. »Wir müssen gemeinsam Putin die Stirn bieten«, wird er später in seiner Rede sagen. Aber erst einmal muss er die Rede seines Kanzlers durchstehen. Eine Rede, die praktisch jede Sicherheit schleift, die über Jahrzehnte die Politik der Sozialdemokratie bestimmt hat.

Scholz spricht von einer »nationalen Kraftanstrengung«, davon, dass wir »deutlich mehr investieren müssen in die Sicherheit unseres Landes, um auf diese Weise unsere Freiheit und unsere Demokratie zu schützen«. Er gibt das Ziel aus, eine leistungsfähige, hochmoderne, fortschrittliche Bundeswehr, die uns zuverlässig schützt, aufzubauen. Es ist gewissermaßen die Antwort auf das Eingeständnis des Heeresinspektors Alfons Mais, der nach dem russischen Überfall auf die Ukraine bekannt hatte, sein Heer stehe »mehr oder weniger blank da«. Ein Land von der Größe und Bedeutung Deutschlands werde das ja wohl hinkriegen, bemerkt Scholz fast schon trotzig und verspricht ein Sondervermögen von einmalig 100 Milliarden Euro für den Haushalt 2022. Es wird dann zu den Seltsamkeiten dieses Tages gehören, dass der Finanzminister, FDP-Chef Christian Lindner, nicht einmal leise murrte, sondern sehr laut von »Investitionen in die Freiheit« spricht.

Scholz bricht dann ganz nebenbei noch mit sich selbst. Jahrelang hat er zwar als Finanzminister in der Regierung von Angela Merkel höhere Verteidigungsausgaben mitgetragen, aber das Ziel der Nato, zwei Prozent der Wirtschaftskraft in die Verteidigung zu stecken, fand er immer illusorisch und obendrein

Wenn die Umarmung des Altpräsidenten und des ukrainischen Botschafters der emotionale Höhepunkt dieser historischen Sitzung ist, so ist dies der politische Höhepunkt.

und des ukrainischen Botschafters der emotionale Höhepunkt dieser historischen Sitzung ist, so ist dies der politische Höhepunkt. Es gibt von dieser Minute an bis auf weiteres eine Art Ukraine-Koalition im Deutschen Bundestag. In einem Entschließungsantrag stellt sich neben SPD, Grünen und FDP auch die Union hinter die große Wende der Bundesregierung.

Und so ist es, als dann CDU-Chef Friedrich Merz ans Pult tritt, keine Entgegnung des Oppositionsführers auf die Regierungserklärung des Kanzlers. Merz wird sogar sagen, dass es jetzt auf Reden wie seine gar nicht so ankomme, sondern auf den Kanzler. Seinen Text beginnt Merz mit einer kleinen Verwechslung. »Der 24. September« werde für immer im Gedächtnis bleiben, sagt er. Jeder werde sich erinnern, was er an diesem Tag getan habe. Natürlich meint er den 24. Februar, den Tag des russischen Überfalls auf die Ukraine. Aber es ist ein Versprecher, der Bände spricht. Der 24. Februar löst den 11. September 2001, den Tag der islamistischen Terrorangriffe auf New York und Washington, als den größten Einschnitt unserer Zeit ab, stellt ihn jedenfalls in den Schatten.

Die Rede ist, mit ein paar Ausnahmen, dann so etwas wie eine Ergänzung der Regierungserklärung. Merz stattet die Botschaften des Kanzlers mit einer Prise Pathos und einer Portion Temperament aus. Er würdigt »den Mut und den Willen des ukrainischen Volkes, für seine Freiheit zu kämpfen«, er geißelt »Niedertracht und Menschenverachtung« Putins, er äußert Bewunderung für Präsident Wolodimir Selenskij – und er sagt Scholz umfassende Unterstützung zu. Man werde, verspricht er, »nicht im Kleinen herummäkeln«. Übertreiben will es der CDU-Chef dann aber auch an diesem Tag nicht mit der Harmonie. Er kommt auf die zu sprechen, die er, frei nach Lenin, »nützliche Idioten« nennt und die sich für Putins Machenschaften in Deutschland hergegeben hätten.

Da meint er Manuela Schwesig, die SPD-Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern, die mit einer »Umweltstiftung« Sanktionen gegen die Gas-Pipeline Nord Stream 2 hatte umgehen wollen. Auch Schwesig steht

falsch. »Wir werden von nun an – Jahr für Jahr – mehr als zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts in unsere Verteidigung investieren«, sagt er nun. Es sind die Abgeordneten von den hinteren Bänken der Union, die jetzt als Erstes aufspringen. Noch vor den Abgeordneten der FDP. Sozialdemokraten und Grüne bleiben sitzen.

Wenn die Umarmung des Altpräsidenten

natürlich mittlerweile hinter den Sanktionen, und in der SPD wird gerne daran erinnert, dass ja auch Angela Merkel keine Gegnerin von Nord Stream 2 war. Merz lässt es sich dann aber nicht nehmen, ein wenig in den Wunden der Sozialdemokraten und der Grünen zu bohren, indem er noch einmal ausbuchstabiert, was schon Scholz gesagt hat. Mit Abrüstung gebe es »fortan nicht mehr, sondern weniger Sicherheit«. Und: »Mit Moral allein wird die Welt nicht friedlich.«

Außenministerin Annalena Baerbock geht auf diese vor allem gegen die Grünen gerichtete Spitze nicht weiter ein. Im Gegenteil. »Vielleicht ist es so«, sagt sie, »dass Deutschland am heutigen Tag eine Form besonderer und alleinstehender Zurückhaltung in der Außen- und Sicherheitspolitik hinter sich lässt.« Und dann sagt sie einen Satz, der auch bleiben wird von diesem Tag: »Wenn unsere Welt eine andere ist, dann muss auch unsere Politik eine andere sein.«

Die Welt meldet sich dann mit aller Wucht, als die Debatte schon gut zwei Stunden läuft. »Russlands Präsident Wladimir Putin versetzt die Nuklearstreitkräfte des Landes in Alarmbereitschaft«, meldet die erste Nachrichtenagentur. Scholz ist da gerade nicht im Plenum. Kann sein, dass ihn die Nachricht da auf schnelleren Kanälen schon erreicht hat. Schwer zu sagen, ob der Kanzler auf diese weitere Eskalation vorbereitet war. In seiner Rede hatte er die Anschaffung neuer Flugzeuge für amerikanische Atomwaffen schon angekündigt.

Neue Kampfflugzeuge, neue Gasterminals, eine neue Außenpolitik, mit »so viel Diplomatie wie möglich, ohne naiv zu sein«. Der Kanzler hat in seiner Rede eine Art neuen Koalitionsvertrag referiert. Es ist Robert Habeck, der Regierungsphilosoph, der am Beispiel der Waffenlieferungen für die Ukraine alles auf eine Formel bringt. Er achte, sagt der grüne Vizekanzler, die »Position des unbedingten Pazifismus«. Aber er halte sie eben für falsch. »Wir kommen«, gesteht er dann noch, »mit sauberen Händen aus der Sache nicht raus.«

Andrij Melnyk hört sich das alles an, die aufmunternden Reden ebenso wie die von AfD-Chefin Alice Weidel, die über den »Rückfall in die Zeit der Realpolitik« referiert, dem Westen eine Mitschuld gibt am Krieg und noch Zeit findet, sich übers Gendern zu echauffieren. Melnyk schüttelt fast unmerklich den Kopf. Mit einem Auge gehört sein Blick ohnehin immer seinem Smartphone und der Kriegsentwicklung in der Heimat. Er hätte gerne

Neue Kampfflugzeuge, neue Gasterminals, eine neue Außenpolitik, mit »so viel Diplomatie wie möglich, ohne naiv zu sein«. Der Kanzler hat in seiner Rede eine Art neuen Koalitionsvertrag referiert.

etwas über den EU-Beitritt der Ukraine gehört. »Der Blick ist immer noch schief«, sagt er nach der Sitzung, »aber ich kämpfe ja weiter.«

Draußen, vor dem Reichstagsgebäude, scheint die Sonne. Es ist ein schöner Tag. Während die Abgeordneten tagten, hat sich die Umgebung gefüllt. Viele sind gekommen, um für Frieden und für die Ukraine zu demonstrieren. Ein älterer Herr hat sich in die blau-gelbe ukrainische Fahne gehüllt. Er trägt ein Plakat: »We are all Ukrainians«. Wir sind alle Ukrainer.

CATHRIN KAHLWEIT

Cathrin Kahlweit, Jahrgang 1959, hat auf zwei Kontinenten in drei Ländern Russisch und Politik studiert und dann über einige Umwege und die Hamburger Journalisten-Schule 1989 bei der *Süddeutschen Zeitung* angedockt. Dort arbeitet sie seit mehr als drei Jahrzehnten überwiegend in der Außenpolitik, davon seit 13 Jahren als Auslandskorrespondentin; Spezialgebiet und Seelenlandschaft: Mittel- und Osteuropa. Sie hat drei Kinder großgezogen und eine Handvoll Bücher geschrieben, darunter »Architekten des Umbruchs« (1993), *Damenwahl* (1994) und, gemeinsam mit ihrem Mann, *Pubertäter* (2011).



Cathrin Kahlweit ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Der Krieg in Europa – Und was die Zeitenwende bedeutete‹« mit »Einmal Hölle und zurück«, erschienen am 30. Juni 2022 in *Süddeutsche Zeitung*.

Einmal Hölle und zurück

Ein ganzes Dorf wurde vier Wochen lang in einen Keller gesperrt. Die Gefangenen hungerten, hatten Panik, einige wurden erschossen. Jetzt sind die Russen weg, aber was heißt das schon

Als russische Soldaten in den ersten Märztagen nach Jahidne vorrückten, kauerte Julia Wertyjenko mit Mann und Tochter im Keller ihres Elternhauses. An der Decke hing eine Glühbirne, das kleine Fenster stand offen, und entlang der Wände füllten Obstkonserven die selbstgezimmernten Regale. Ihr Vater hatte vorsorglich ein paar Bettdecken hinuntergetragen – gegen die Kälte. Der Gefechtslärm kam immer näher, die Angreifer mussten bald im Dorf sein.

Später, sagt die 35-Jährige, als sie an einem glühend heißen Junitag in Jeans und T-Shirt auf der Dorfstraße steht, schmal und zart, die Haare mädchenhaft zu einem Pferdeschwanz hochgebunden, später habe sie noch oft sehnsüchtig an den Vorratsraum im Haus ihres Vaters gedacht. So geräumig und hell, so aufgeräumt. Vier Stunden saß sie mit ihrer Familie dort, bevor ein russischer Soldaten durch das Kellerfenster brüllte: »Alle raus. Sonst werfe ich eine Granate ins Haus.«

Ihr Vater Igor stieg als Erster über die Treppe nach oben, er musste sich neben die Hauswand stellen und dachte, nun würde er erschossen. Aber die russischen Soldaten lachten, zerschlugen sein Handy, dann machten sie es sich gemütlich, brieten sich ein paar Eier, während die Familie erstarrt daneben stand. Einer der Eindringlinge schenkte der kleinen Mascha, Julia Wertyjenkos Tochter, eine Mandarine. Einen Tag lang wohnte die Familie unten im Keller, die Russen oben im Haus. Dann wurden die Wertyjenkos auf die Straße getrieben und in den Keller der Dorfschule geschickt, die ein paar Hundert Meter entfernt liegt. Zu ihrer eigenen Sicherheit, sagte man ihnen, aber es war ein Befehl. Einer der Soldaten gab Mascha ein Geschenk, diesmal war es Schokolade – zum Abschied. Dann sagte er: »Alles Gute.«

Vier Monate später geht Julia Wertyjenko, Programmiererin in der nahen Großstadt Tschernihiw, wieder mit ihrer Tochter in den Hinterhof der Schule von Jahidne und zu der Tür, die in den Keller führt. Im Dorf nennen sie ihn das »Verlies des Todes«. Die Erinnerungen an die Wochen im Keller verfolgen die junge Mutter bis heute in ihren Träumen. Sie hat Ferien, deshalb ist sie, anders als ihr Mann Serhij, ein Veterinär, nicht bei der Arbeit, sondern daheim im Dorf. Maschas Online-Unterricht ist gerade vorbei. Iwan Podgul, ein Nachbar, der den Kellerschlüssel verwaltet, ist mitgegangen zu dem Verlies, das für die Justiz in Kiew, die wegen Kriegsverbrechen ermittelt,

mittlerweile ein Tatort ist. Er schließt umständlich auf. Hinter der grünen Holztür führt eine schmale Treppe runter in Kälte und Dunkelheit.

26 Tage waren sie hier eingesperrt, andere Dorfbewohner sprechen von 28 Tagen. Jeden Tag, jede Stunde wurden es mehr, Straße um Straße, Haus um Haus trieben die Russen sie dorthin: Am Ende waren 360 Menschen in den paar Kellerräumen und einem Flur, allein 136 in dem einzigen größeren Raum. Julia Wertjenko steht vor der Tür, zögert, soll sie noch einmal da runtergehen? »Ich will nicht, dass es zu einem Museum in meinem Kopf wird«, sagt sie dann aber entschieden, »soll ich hier jeden Tag vorbeigehen, mich fürchten und daran denken?«

Alle Kinder der Gegend besuchten die Schule und den Kindergarten am Waldrand, bevor die russische Armee am 24. Februar die Ukraine überfiel und Moskaus Truppen von der belarussischen Grenze aus in das Dörfchen vorrückten. Was dort geschah, ging um die Welt. Die Vereinten Nationen, ukrainische NGOs, die Generalstaatsanwältin in Kiew, sie alle haben sich vorgenommen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit in der Ukraine aufzuklären und die Täter vor Gericht zu stellen.

19530 Kriegsverbrechen sollen russische Truppen nach einer aktuellen Auflistung der Generalstaatsanwaltschaft seit dem Überfall auf die Ukraine schon begangen haben. Jahidne steht ganz oben auf der Liste. Neun Verdächtige wurden bereits ermittelt, es sind überwiegend Soldaten aus der autonomen Republik Tuwa im Süden Sibiriens, nahe der mongolischen Grenze. Auf einer Pressekonferenz am 8. Juni stellte Generalstaatsanwältin Iryna Wenediktowa dazu fest, dass man gegen die Täter, die mutmaßlich zurück in Russland sind, in Abwesenheit verhandeln müsse, aber: »Das ist sehr wichtig für uns, für die Gerechtigkeit in der Ukraine, für die Opfer und ihre Angehörigen.«

Die Ermittlungen seien wichtig, ja doch, sagt Julia Wertjenko. »Aber das ist nicht alles. Wir müssen hier auch weiter zusammenleben. Nicht alle haben verarbeitet, was passiert ist.« Also steigt sie jetzt doch hinunter, Iwan Podgul reicht ihr vorsichtshalber die Hand. Mascha ist vorausgehüpft. Am Fuß der Treppe liegt ein schmaler Gang, an der Wand stehen ein paar alte Kinderstühle. Links und rechts liegen fünf kleine Räume, Verschlüge eher, es ist schmutzig und düster, ein paar alte Schultische stehen herum, darauf Kladden, alte Lehrbücher, auf dem Boden Schaufeln, Stricke, Bretter. Es stinkt nach Mäusen und Kot. Hier liegt eine Decke, da ein Schlafsack. Die Fenster sind verrammelt, es ist stickig. Der Keller wurde genau so gelassen, wie er war, als das ganze Dorf darin leben musste: eine Abstellhalde für Schulmobiliar, das weggeräumt, aber nie weggeworfen wurde, dazugekommen sind die Hinterlassenschaften einer Zwangsgemeinschaft auf Leben und Tod.

»Wir waren unter den Ersten, die runtergeschickt wurden«, sagt Wertyjenko, und geht direkt in die rechte hintere Ecke des größten Raumes, wo sie sich auf einen Kinderstuhl setzt. »Hier haben wir gehockt, bewegen konnte man sich nicht.« Sie führt vor, wie Mascha auf ihr schlief, das Kind auf dem Schoß der Mutter, manchmal auf dem Schoß des Vaters, den kleinen Kopf auf ihrer Schulter, die Beine zwischen die Eltern gequetscht. Die meisten Menschen, sagt sie, hätten im Sitzen schlafen müssen, manche im Stehen, an die Wand gelehnt.

Sie spricht jetzt immer schneller, wechselt zum Du, weißt du, verstehst du, nenn mich Julia, alles muss raus, jedes Detail, es ist wie ein Sog. Stunden geht das so, Stunden auf dem Kinderstuhl, auf dem sie auch damals saß. Iwan Podgul, der Schlüsselverwalter und Freund, hockt sich dazu, ergänzt, erklärt. Nur Mascha sagt die ganze Zeit keinen Ton.

Die Russen, erinnert sich ihre Mutter, hätten anfangs von maximal fünf Tagen im Keller geredet, dann werde man sie alle rauslassen. Draußen gebe es Gefechte, es sei gefährlich. Aber es sei viel bequemer für sie gewesen, glaubt sie, die Ukrainer alle an einem Ort zu sammeln und zu bewachen. Nach und nach füllte sich der Keller. Am 13. März wurden ihre Schwester und ihre Nichte in den Raum geschubst. Essen gab es nur selten, »wenn die Soldaten selbst welches hatten, haben sie es manchmal quer durch den Raum geworfen, als würde man Hunde füttern«.

Nach dem vierten Tag, erzählt sie, und streicht ihrer Tochter die Haare aus dem Gesicht, habe man ab und zu ein paar Frauen hinausgelassen, um Essen von daheim zu holen. Oder das, was die Besatzer in den Häusern der Dorfbewohner übrig gelassen hatten. Das wurde dann oben im Freien gekocht, an guten Tagen ein paar Kartoffeln für jeden, und unten verteilt.

Es habe kaum sauberes Trinkwasser gegeben, nicht mal für die Kinder. Nach einer Weile hatten alle Durchfall – und fast alle Kinder Windpocken. »Man muss sich das vorstellen, sie habe sich alle beieinander angesteckt in der Enge, sie haben sich blutig gekratzt, viele hatten Fieber.« Einmal, erinnert sie sich und zieht ihre Tochter näher an sich heran, habe man sie nach Hause gelassen, um Tabletten für Mascha zu holen. »Aber die waren längst geklaut.«

In den Häusern nämlich, sagt Podgul, hätten sich die Soldaten breitgemacht, er nennt sie »Burjaten«. Burjatien ist eine andere autonome Republik in Sibirien, Burjatien oder Tuwa, woher ein Teil der russischen Soldaten in Jahidne nach bisherigen Ermittlungen wohl tatsächlich kam, für ihn sind sie alle gleich. »Vor denen hatten selbst die Typen, die uns bewachten, Angst. Es gab ständig Stress, weil die Burjaten noch brutaler waren als die anderen Russen. Manchmal haben sie sich gegenseitig beschossen.«

Podgul durfte ab und zu raus, um seine Kuh zu füttern. Jeder, der den Keller verlassen durfte, sagt Julia Wertyjenko, habe ein weißes Band um den

Arm binden müssen und genau zwanzig Minuten gehabt. »Sie haben uns gedroht: Wer nicht zurückkommt, wird gejagt und erschossen.« Die Tür zur Freiheit sei immer verrammelt gewesen. »Wir haben gefleht, dass wir nach draußen zur Latrine auf dem Schulhof dürfen. Unten gab es pro Raum einen Eimer, es stank wie die Pest.« Wenn die Soldaten nicht zu viel Alkohol getrunken hätten, dann hätten ein paar Menschen hinausgedurft. »Alles war abhängig von ihrer Stimmung. Nahrung, Wasser, Leben und Tod.«

Die Eimer flossen schnell über, die Luft war unerträglich. »Irgendwann ließen sie uns morgens um acht nach draußen aufs Klo. Wer nach oben durfte für die paar Minuten, die sie uns gewährten, der musste über Dutzende Menschen steigen, rollen, klettern.« Ein Mann, der aus Donezk nach Jahidne zu Verwandten geflohen war, sei hinaus in den Hof getreten und habe auf dem Weg zur Toilette zu lange in den Himmel geschaut.

»Sie haben ihn erschossen, weil sie glaubten, er checkt irgendwelche militärischen Koordinaten.« Daraufhin habe jeder nur noch starr geradeaus geschaut. Die junge Frau macht es jetzt vor, starrt vor sich hin, bewegungslos. »Aber auch sonst war alles gefährlich.« Ein Junge mit einem ukrainischen Dreizack als Tattoo: erschossen. Ein Mann, der auf der Straße angetroffen wurde: erschossen.

»Ich dachte«, sagt sie, »wir sterben alle hier.« Iwan Podgul und Julia Wertyjenko erinnern sich an die Stimmung unter den eingepferchten Menschen, an das ständige Kreischen und Weinen, an das anderthalb Monate alte Baby, das rechts in der Ecke neben ihnen wimmerte, an den Streit, die Verzweiflung. Das hat sich eingebrannt, für immer. Einmal hätten die Russen eine Nachbarin allein ins Freie geführt. »Sie hat sich so laut gegen ihre Vergewaltigung gewehrt, so irre gebrüllt, dass wir es unten hören konnten. Sie haben sie wieder hinuntergeschickt. Unversehrt, glaube ich.«

Und dann, sagt Julia Wertyjenko, seien nach und nach ein paar Menschen gestorben. An einer weiß gekalkten Wand im kleinsten Raum hat jemand die ganze Zeit eine Liste geführt: links von einer Holztür die, die erschossen wurden. Rechts der Tür die, die gestorben waren, weil ihnen das Nötigste fehlte: Luft, Nahrung, Wasser, Sicherheit. Zehn Menschen, rechnet Generalstaatsanwältin Wenediktowa später auf ihrer Pressekonferenz vor, seien in dem Keller unter der Schule im Laufe der vier Wochen gestorben, sechzehn seien herausgeholt und erschossen worden. »Wir durften die Leichen nur alle paar Tage hochtragen und in einem Boilerraum neben der Schule lagern«,

sagt Iwan Podgul. »So lange lagen sie neben uns. Ab und zu wurden dann ein paar irgendwo hinter der Schulmauer begraben.«

»Es klingt komisch«, sagt Julia Wertyjenko, »aber manchmal war mir nicht klar, wo ich sicherer wäre: Inmitten dieser hungernden Menge von Menschen, die ich kannte? Oder an der frischen Luft, inmitten von bewaffneten Russen und unter Dauerbeschuss? Der Keller war auf eine perverse Art auch ein Schutz.«

Irgendwann, nach einer Ewigkeit, die mit dem letzten Märztag endete, sei ein Soldat in den Keller gekommen. Sie zögen ab, rief er. Ein Munitionslager im Kiefernwald hinter der Schule sprengten die Russen noch, es habe stundenlang einen höllischen Lärm gegeben, als gehe die Welt unter. Dann wurde es still. »Wir haben durch ein Loch in der Tür nach draußen geschaut. Dann hat irgendein mutiger Mensch die Tür aufgemacht. Totale Stille, kurze Zeit rauschte nur der Wind«, sagt Julia Wertyjenko. Dann habe man in der Ferne wieder Gefechtslärm gehört. Die Panzer der Besatzer: weg. Die Schützengräben, die sie um die Schule angelegt hatten, leer. Erst Stunden später kamen die ersten ukrainischen Soldaten ins Dorf.

Fast vier Wochen nicht waschen, fast vier Wochen in denselben Schuhen, derselben Unterwäsche, abgemagert, verlaust. »Als ich das erste Mal meine Kleider auszog, löste sich mit ihnen auch die Haut ab.«

Die Bewohner von Jahidne leben weiter, mit den Bildern in ihren Köpfen. Zu der Angst, die nur langsam weicht, sagt Julia Wertyjenko, sei später auch so etwas wie Selbstekel gekommen. Fast vier Wochen nicht waschen, fast vier Wochen in denselben Schuhen, derselben Unterwäsche, abgemagert, verlaust. »Als ich das erste Mal meine Kleider auszog, löste sich mit ihnen auch die Haut ab.« Alle, sagt sie, alle hätten hinterher Krätze gehabt, oder Ekzeme.

Jetzt, ein paar Monate später, wirkt alles friedlich, die grüne, üppige Natur, eine Frau auf einem Fahrrad. Als sei dies ein normales Dorf. Entlang der staubigen Straßen riecht es nach Holunder. Die Kirschen werden gerade reif, Birnen und Walnüsse sind noch klein und grün, in den Gärten blühen Kornblumen und Lupinen. Ein einsamer Hahn stolziert über die Straße. Fast alle Häuser sind beschädigt, bei manchen ist es nur ein Loch im Dach, von anderen stehen nur noch die Kamine.

Der Vizebürgermeister Mykola Rudenok hat gehört, dass eine Journalistin im Dorf ist, er eilt herbei. 17 Dörfer waren in einer Gebietsreform zusammengelegt worden, aber überall fehlt das Geld, fast alle Bewohner sind ja wegen des Kriegs arbeitslos, es gibt viel zu tun. Jahidne ist mittlerweile auf traurige Weise berühmt, aber auch die anderen Dörfer wurden von den Russen

teilweise zerstört. Dass da mehr als 300 Leute in einen Keller gesperrt waren, sagt Rudenok, »das haben wir nicht gewusst. Was hätten wir auch tun können? Wir waren ja selbst völlig machtlos.«

Vier Busse habe man nach der Befreiung Richtung Westen, in die Chmelnyzkyj Oblast geschickt, viele, die mitfuhren, seien später wiedergekommen. Es gebe weiter eine gewisse Angst, sagt Rudenok, dass Putins Männer noch mal zurückkommen. Überall in der Gegend herrsche seit der Vertreibung des Feindes durch die ukrainische Armee eine »stabile Nervosität«.

Wenige Tage nach dem Besuch in Jahidne, Ende Juni, werden dann wieder russische Raketen aus Belarus auf die nahe Großstadt Tschernihiw und die Dörfer drum herum abgefeuert. Bomben fallen auf Kiew, auf Charkiw, auf ein Einkaufszentrum in Kremenschuk. Die Botschaft des Kreml ist klar: Die Front ist überall.

Aber es geht vorwärts, überall im Dorf wird gebaut, geschliffen, gehämmert. Freiwillige der Hilfsorganisation Dobrobat sind aus dem ganzen Land nach Jahidne gekommen, um zu helfen. Ein Waschmaschinenreparateur aus dem Bezirk Donezk, ein Zimmermann aus Dnipro. NGOs schicken Ärzte und Psychologen. Julia Wertyjenko und Iwan Podgul haben die Gesprächsangebote angenommen. Es kann nicht schaden, sagt sie, darüber zu sprechen, »was das mit uns gemacht hat«.

Und jetzt? Es gibt seit damals immer wieder heftigen, erbitterten Streit, auf der Straße, zwischen Nachbarn. Streit um die Spenden, Streit darum, an welchem Dach zuerst gearbeitet wird. Eine kirchliche Hilfsorganisation ist mit dem Lieferwagen vor das völlig zerstörte Kulturhaus gefahren, Helfer teilen Tüten mit Öl, Mais und Mehl aus. Frauen keifen, Männer brüllen, Kinder drängeln. Julia Wertyjenko hat zwei Säcke mit Lebensmitteln für ihre Familie und ihren Vater ergattert, sie trägt sie die Dorfstraße entlang nach Hause. »Es gibt viel Neid seither«, sagt sie. »Die Atmosphäre ist vergiftet, wir haben zu lange zu viel Schreckliches und Intimes voneinander gesehen.« Hasst sie die Russen dafür? »Hass? Nein. Aber sie haben uns unsere Gesundheit genommen, unsere Leben zerstört, es ist eher so, dass ich sie verachte.«

Mitte Juni befragte BBC-Korrespondent Steve Rosenberg den russischen Außenminister Sergej Lawrow in Moskau in einem langen Interview über den Ukraine-Krieg unter anderem zu den Verbrechen in Jahidne. Auch russische Stellen hatten zuvor die Vorwürfe gegen ihre Soldaten geprüft, denen die ukrainische Seite Kriegsverbrechen in dem

Es gibt seit damals immer wieder heftigen, erbitterten Streit, auf der Straße, zwischen Nachbarn. Streit um die Spenden, Streit darum, an welchem Dach zuerst gearbeitet wird.

kleinen Dorf vorwirft. Man habe, heißt es im Kreml, keinerlei Fehlverhalten gefunden. Auch die Ehefrau eines der Soldaten aus Tuwa hatte einem Reporter von Radio Liberty, der sie über soziale Medien kontaktierte, erst gesagt, ihr Mann könne keiner Fliege etwas zuleide tun. Später dementierte sie, dass er jemals in Jahidne gewesen sei.

Rosenberg fragte Lawrow nun ganz konkret: Bis zu 360 Menschen, Kinder, Alte und Behinderte einen Monat lang in einem Keller, ob das etwa »ein Kampf gegen die Nazis« sei?

Das seien Fake News, wiegelte Lawrow zuerst ab. Der Interviewer hakte nach. Ob denn alle in Jahidne lügen würden? Lawrow räumte ein: »Russland ist nicht blitzsauber.« Im Gegenteil: »Russland ist, was es ist. Und wir schämen uns nicht zu zeigen, wer wir sind.« Und es klang so, als sei er stolz darauf.

VALERIE SCHÖNIAN

Valerie Schönian ist 1990 in Gardelegen, Sachsen-Anhalt, geboren und in Magdeburg aufgewachsen. Studiert in Berlin, ausgebildet an der Deutschen Journalistenschule in München. Danach machte sie für ein Jahr das Blogprojekt »Valerie und der Priester«, ging anschließend zur *Zeit*, arbeitete zunächst als Redakteurin für das Leipziger Büro, dann als Autorin. Ihre Bücher »Halleluja. Wie ich versuchte die katholische Kirche zu verstehen« (2018) und »Ostbewusstsein. Warum Nachwendekinder für den Osten streiten und was das für die Deutsche Einheit bedeutet« (2020) erschienen im Piper Verlag. Sie lebt als freie Autorin in Berlin.



Valerie Schönian ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Der Krieg in Europa – Und was die Zeitenwende bedeutete‹ mit ›Die Krisenmanagerin‹, erschienen am 29. September 2022 in *Die Zeit*.

Die Krisenmanagerin

Geschieden, zwei Kinder, Teilzeitjob. Schon bisher musste sie kämpfen. Nun weiß sie nicht, wie sie Gas, Strom und Lebensmittel bezahlen soll. Warum immer noch so viele Alleinerziehende von Armut bedroht sind

An einem Morgen im September vermengt sich in Sarah Bentners Küche die sehr neue mit der sehr alten Krise. Sarah Bentner, die in Wahrheit anders heißt, sitzt am Tisch, das Gesicht in den Händen vergraben. Vor ihr liegen ihr Handy, ein Kugelschreiber und ein Brief von NEW Energie, ihrem Gasversorger. Das Handy hat sie auf laut gestellt. Man hört Warteschleifenmusik.

Um Sarah Bentner herum laufen zwei Katzen und ein Hund, vom Wohnzimmer her sind die Stimmen ihrer beiden kleinen Töchter zu hören. Sarah Bentner hat in der Nacht kaum geschlafen, sich mehrmals übergeben. Sie hat gegoogelt, was man tun soll, wenn man eine Lebensmittelvergiftung hat. »Betruhe und ausschlafen«, hieß es. Da hat sie gelacht.

Der Brief von NEW Energie ist mehrere Seiten lang. »Preiserhöhung NEW Gas Grundversorgung zum 1.10.2022 – Ihr Tarifwechselangebot«, steht darin. Es geht um »§ 26 Energiesicherungsgesetz in Verbindung mit der Gaspreisanpassungsverordnung«, um eine Preisänderung »auf Grundlage von § 5 Abs 2 und § 5 GasGVV«. Weiter heißt es: »Bei einem jährlichen Verbrauch von beispielsweise 14.400 kWh ergeben sich daraus Mehrkosten von ca. 97,32 Euro im Monat.«

»Hallo, willkommen bei der NEW. Was kann ich für Sie tun?« Eine Frauenstimme.

»Bentner, schönen guten Tag. Ich habe den Informationsbrief zur Preiserhöhung von Ihnen erhalten und wollte mal fragen, was genau das denn für meine Summe monatlich bedeutet.«

Die Mitarbeiterin der NEW fragt nach Sarah Bentners Adresse, ihrem Geburtsdatum, der Vertragskontonummer.

»So, dann gucken wir mal, aber auf den Cent genau werde ich Ihnen nicht sagen können, was die Erhöhung heißt.«

»Das ist nicht schlimm. Nur so, dass ich ungefähr weiß, wie teuer es wird.«

Ein kleines Mädchen in einem Tüllkleid, am Kopf einen angesteckten Zopf, kommt in den Raum, stellt sich neben Sarah Bentner: »Mama, kann ich einen Apfel?«

»Lea, du musst jetzt mal fünf Minuten warten«, sagt Sarah Bentner.

Und ins Telefon: »Das verstehe ich gerade nicht, können Sie mir das vielleicht noch mal ganz kurz erklären.«

Die Mitarbeiterin sagt, um eine Summe zu nennen, benötige sie den Zählerstand.

»Warten Sie, ich gehe kurz in den Keller.«

Sarah Bentner springt auf, läuft durch die Küche, durch den Flur, greift sich den Schlüssel, öffnet die Wohnungstür, läuft die Treppen hinunter, öffnet eine Tür, geht zum Zähler, hält das Handy wieder ans Ohr.

Kein Empfang mehr. Die Mitarbeiterin ist weg.

»Neeeiin, ich raste aus.«

Millionen Menschen bekommen in diesen Tagen Briefe von ihren Energieversorgern. Das Gas wird teurer, der Strom. Und auch die Lebensmittel. Überall steigen die Preise und fressen das Geld. Das ist die neue Krise.

Es wäre jetzt wichtig, Reserven zu haben, gefestigt zu sein, ökonomisch gesehen, aber Sarah Bentner ist das nicht, und das hat mit einer anderen, einer sehr viel älteren Krise zu tun, die für Sarah Bentner vor anderthalb Jahren begann, als sie sich vom Vater ihrer Kinder trennte.

Wenn eine Ehe zerbricht, ist das eigentlich eine private Angelegenheit, so ähnlich, wie wenn man sich verliebt oder eine Freundschaft beendet. In Deutschland aber hat diese private Sache für Mütter oft ausgeprägte finanzielle Folgen. Einer Frau mit Kindern, die eben noch dachte, sie stehe fest in der Mitte der Gesellschaft, kann es dann passieren, dass sie sich langsam, Stück für Stück, auf eine Trennungslinie zubewegt: die Schwelle zur Armut. Selbst dann, wenn diese Frau studiert hat und in einem ordentlichen Job arbeitet.

Sarah Bentner ist 33 Jahre alt, Sozialpädagogin und Mutter von Hanna, fünf Jahre alt, und Lea, drei Jahre alt. Für diesen Artikel hat sie sich über Wochen in ihrem Alltag begleiten lassen. Die ZEIT sprach nicht nur mit ihr, sondern auch mit Menschen aus ihrem Umfeld. Sarah Bentner hat Einblick gewährt in Kontoauszüge, Rechnungen und Briefe.

Mit ihren Töchtern lebt sie in einer ruhigen Ecke von Duisburg in einer Dreizimmerwohnung, in der es jeden Tag ein wenig anders aussieht. Buntstiftzeichnungen auf Papier erscheinen an den Wänden, Lego-Figuren, die gestern noch im Kinderzimmer standen, liegen auf einmal im Wohnzimmer, im Flur wächst ein Spielplatz aus Hockern und Brettern. Nur die beiden Taufkerzen der Mädchen im Bücherregal, die stehen immer da. Sarah Bentner sagt, sie habe nichts zu verbergen, aber sie wolle nicht, dass ihr Ex-Mann, der sich kaum um die Kinder kümmert, von diesem Artikel erfährt. Deshalb ist hier ihr Name geändert, genau wie die Vornamen ihrer beiden Kinder und einige Details.

»Hose oder Kleid?« Sarah Bentner sitzt auf einem Lederhocker im Wohnzimmer und zieht Lea das Nachthemd aus. Hanna steht daneben und schwingt ihren Hula-Hoop-Reifen. Es ist ein Dienstagmorgen im August, einen Monat



vor dem Anruf beim Gasversorger. Lea greift zu einem Rock. Hanna geht ins Kinderzimmer und sucht nach einer Hose, die eine ist zu weit, die andere zu eng, Sarah Bentner sucht mit.

Sie hat wieder einen langen Tag vor sich. Am Vormittag muss sie mit den Mädchen in die neue Kita, damit sie sich dort langsam eingewöhnen können, danach wird sie arbeiten. Währenddessen wird Sarah Bentners Mutter sich um die Kinder kümmern, allerdings hat die Mutter nur ein paar Stunden Zeit. Sarah Bentner hat gerade erst in ihrem neuen Job angefangen, nun muss sie schon fragen, ob sie früher gehen darf.

Aber jetzt erst mal das Frühstück. Die beiden Mädchen setzen sich an den Tisch. In der Küche steht ein Wäschekorb mit trockenen Sachen. Auf einem Schrank liegt ein Stapel ungeöffneter Briefe. Sarah Bentner mixt einen Smoothie. Bananen, Nektarinen, Leinsamen. »Feenzaubersamen«, sagt sie.

Zweieinhalb Stunden später, nachdem sie mit Hanna in der Kita Murmeln gespielt und Lea versichert hat, dass sie auch ganz sicher nicht weggeht, wartet Sarah Bentner mit den Kindern an der Straße und wird nervös. Sie muss jetzt zur Arbeit, dringend. Ihre Mutter ist schon sieben Minuten zu spät. Dann, endlich, biegt der blaue Kleinwagen um die Ecke. Sarah Bentner verabschiedet sich. Hanna weint und klammert sich an ihr Bein: »Mama, wo gehst du hin?«

»Arbeiten, Schatz!« Hanna weint lauter, schreit, sie wolle kuscheln. »Immer musst du weg!« Sarah Bentner sagt, heute Abend könnten sie wieder kuscheln. Sie setzt Hanna ins Auto, dann Lea, die jetzt auch weint, weil Hanna weint. »Ich muss jetzt wirklich los, Schatz.« Sie wirft die Tür zu.

Man habe immer ein schlechtes Gewissen, sagt sie.

Sarah Bentner arbeitet in einem Wohnprojekt für Menschen mit Autismus, Angststörungen, Schizophrenie, Depressionen. Menschen, die stabil genug sind, um außerhalb einer Klinik zu leben, aber nicht so eigenständig, dass sie ihren Alltag allein meistern können. Sarah Bentner füllt mit ihnen Formulare aus, geht mit zum Einkaufen, begleitet sie zum Arzt. Sie mag ihre Arbeit, als diplomierte Sozialpädagogin im öffentlichen Dienst stehen ihr 3480 Euro brutto im Monat zu, damit liegt man zwar unter dem deutschen Durchschnittsgehalt von 4100 Euro, aber immer noch im Mittelfeld.

In Deutschland werden jedes Jahr Dutzende Statistiken zu Einkommen und Gehältern veröffentlicht. Sie tragen Namen wie Gehaltsreport, Vergütungsreport oder Gehaltscheck und geben Auskunft darüber, wie viel zum Beispiel eine Kinderärztin im Durchschnitt verdient, oder ein Lokführer, eine Physiotherapeutin, ein Bankkaufmann. Sieht man sich diese Statistiken an, wirkt es so, als hänge das Einkommen allein vom Beruf ab, vom Studienfach, von der Ausbildung. Solchen Sachen.

Das ist nicht verkehrt. Es gibt aber noch einen anderen Faktor, der darüber bestimmt, wie viel Geld eine Person zur Verfügung hat. Die Zeit. Wer nicht Vollzeit arbeiten kann, weil er oder sie sich auch noch um die Kinder kümmern muss und um den Haushalt, bekommt weniger Geld, obwohl da insgesamt, wenn man die bezahlte und die unbezahlte Arbeit addiert, am Ende der Woche nicht selten mehr Stunden zusammenkommen.

Bei Sarah Bentner zum Beispiel sieht der Tag so aus: Sie steht auf, gibt den Katzen ihr Futter, gibt dem Hund sein Futter und seine Medizin, geht mit dem Hund raus, macht den Kindern ihr Frühstück, fährt mit den Kindern in die Kita, fährt weiter zum Einkaufen oder direkt zur Arbeit, kümmert sich um ihre Klienten, kümmert sich danach wieder um ihre Kinder und dann auch noch um den Haushalt. Und weil sie sich um ihre Kinder und den Haushalt nicht genug kümmern könnte, wenn sie sich in Vollzeit um psychisch kranke Menschen kümmern würde, arbeitet sie in dem Wohnprojekt nur in Teilzeit, rund 60 Prozent. Deshalb verdient sie in Wahrheit gar nicht 3480 Euro brutto, sondern nur knapp 2000 Euro.

Damit ist schon einer der wichtigsten Gründe genannt, weshalb mehr als 40 Prozent der 2,6 Millionen Alleinerziehenden in Deutschland unterhalb der Armutsschwelle leben und viele andere, wie Sarah Bentner, nicht weit entfernt sind von dieser Schwelle: Sie haben schlicht nicht genug Zeit, um Geld zu verdienen. Laut dem aktuellen Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung gibt es nur eine Bevölkerungsgruppe, bei der die sogenannte Armutsgefährdungsquote noch höher liegt: die Arbeitslosen.

60 Prozent Teilzeit, das sind bei Sarah Bentner 22,4 Stunden pro Woche. Eigentlich immer noch viel zu viel, weil sie zu Hause ständig das Gefühl hat, gegen die Uhr zu kämpfen.

Sie muss sich um eine Schule für Hanna kümmern und um einen Hortplatz nach der Schule.

Sie muss aufpassen, dass die Kinder sich nicht zu kalt anziehen oder zu warm. Dass sie an heißen Tagen Sonnencreme dabei haben und an nassen Tagen Gummistiefel tragen.

Muss Streitereien um Einhorn-Löffel schlichten und für Gerechtigkeit beim Aufräumen sorgen.

Antworten haben, wenn die Katastrophe eintritt und eine Zauberkegel zerbricht oder bei Hanna zu viel Salz auf dem Ei ist.

Lea beruhigen, wenn sie sich vor Monstern im Flur fürchtet.

Daran denken, dass sie selbst noch zum Hautarzt muss und zum Orthopäden wegen ihrer Knie- und Rückenschmerzen, und die Kinder müssen zum Zahnarzt, und um den abgerissenen Seitenspiegel an ihrem Auto muss

sie sich auch kümmern; den hat sie im Moment nur mit Panzertape angeklebt, um die 500 Euro Selbstbeteiligung im Schadensfall zu sparen.

Und natürlich die Wäsche machen. Sie sagt, das mache sie den ganzen Tag, trotzdem seien da ständig neue schmutzige Hosen und Socken. Sie sagt auch, so fühle sich ihr ganzes Leben an: wie der Wäscheberg, der niemals endet.

Der friedlichste Moment des Tages ist abends, wenn Sarah Bentner ihren Kindern vorliest. Lea sitzt rechts von ihr auf dem Sofa, mit wippendem Bein und gespanntem Blick, und Hanna links von ihr, den Kopf an ihrem Arm. Danach bringt Sarah Bentner die beiden ins Bett. »Ich liebe euch, meine kleinen Schätze. Bis morgen früh.« Es ist dann sieben Uhr oder halb acht. Sie räumt auf, reinigt das Katzenklo, geht mit dem Hund raus, macht Wäsche.

Dann legt sie sich schlafen.

4. August. Westdeutsche Zeitung: »Energiekrise: Preis-Schock für Kunden der NEW.«

10. August. Die Welt: »Kommt jetzt die Mega-Rezession?«

22. August. Die Talkshow hart aber fair stellt die Frage: »Kostenfalle Energie: Wie sollen wir das schaffen?«

31. August. In der Talkshow Markus Lanz warnt ein Wirtschaftsforscher vor der »sozialen Katastrophe«.

Man könnte denken, dass Sarah Bentner angesichts solcher Sätze längst in Panik geraten wäre, aber das stimmt nicht, denn sie weiß nichts von ihnen. Seit einem Jahr lese sie kaum noch Zeitung, schaue kaum noch Nachrichten, sagt sie. Auch dafür hat sie keine Zeit und keine Nerven. Nachrichten sind für sie ein entferntes Hintergrundrauschen, das sie kaum beachtet. Vielleicht hat das für sie manchmal auch etwas Gutes. Alleinerziehend sein funktioniert nur mit Verdrängung.

Es ist jetzt fast zehn Jahre her, dass sie den Mann kennenlernte, der heute ihr Ex-Mann ist, es war bei einem Abendessen bei einem gemeinsamen Freund. 24 war sie damals, er zwei Jahre älter. Der erste Kuss, die erste gemeinsame Wohnung, ein gemeinsames Leben. Ihr gefiel, dass ihm sein Beruf als Bauingenieur wichtig war, dass er immer zur Arbeit ging, sie mochte die Verlässlichkeit, die darin lag. Und dass er sie so fest in den Arm nahm.

Ihr selbst war lange nicht klar, wohin sie beruflich wollte, sie fing eine Ausbildung zur Hotelfachfrau an, brach ab, kellnerte in Bars, fing eine Ausbildung zur Erzieherin an, brach ab, schrieb sich dann an der Fachhochschule für Sozialpädagogik ein.

Als sie ihm von der Schwangerschaft erzählte, weinte er vor Freude. Sie heirateten, da hatte sie gerade ihr Studium abgeschlossen. Acht Monate nach Hannas Geburt war sie das zweite Mal schwanger. Damals begannen die Probleme. Er machte Überstunden, verdiente gut, aber spielte nicht mit

Hanna, putzte nie das Bad, legte sich, sobald er nach Hause kam, auf die Couch. Als dann auch Lea auf der Welt war, wuchsen die Konflikte, dazu kamen die Pandemie, die geschlossenen Spielplätze.

Lea war ein Jahr alt, da suchte sich Sarah Bentner einen Job, ihre erste Stelle als Sozialpädagogin. Eine Flüchtlingsunterkunft. Überfüllte Zimmer, verlassene Menschen, verstörte Kinder. Es belastete sie. Und die Pandemie hörte nicht auf, immer wieder schloss die Kita, und immer war sie es, die mit den Kindern zu Hause blieb, obwohl sie schon damals nur Teilzeit arbeitete. Wenn sie ihn

Wenn sie ihn fragte, ob nicht er sich mal um Hanna und Lea kümmern könne, sagte er, seine Kollegen würden sich dann über ihn lustig machen, weil das Frauenarbeit sei.

fragte, ob nicht er sich mal um Hanna und Lea kümmern könne, sagte er, seine Kollegen würden sich dann über ihn lustig machen, weil das Frauenarbeit sei. Das ist ihre Version; sie wird von ihrer Mutter und einer Freundin bestätigt. Damals rief Sarah Bentner oft bei Freundinnen an und weinte: Sie halte das alles nicht mehr aus. Sie weinte auch, wenn sie neben ihm auf der Couch saß und sagte, sie sei unglücklich, es müsse sich etwas ändern.

Dann, an einem Samstag vor anderthalb Jahren, war Sarah Bentner wieder den ganzen Tag mit den Mädchen draußen, und er hatte wieder keine Lust gehabt mitzukommen. Putz wenigstens die Küche!, hatte sie gesagt. Als sie zurückkam, habe er auf der Couch gelegen, sie sei in die Küche gegangen, die noch immer schmutzig war. Da habe sie gesagt: Jetzt ist es genug.

Sie suchte eine neue Wohnung, aber welcher Vermieter will eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern, zwei Katzen, einem Hund? Nur vier- oder fünfmal wurde sie zur Besichtigung zugelassen, da stand sie dann mit Dutzenden anderen Bewerbern. Schließlich erzählte ihr eine Freundin von einer Wohnung, die in ihrem Haus frei werde, am anderen Ende von Duisburg. Sie sah sie sich an, sagte sofort zu, obwohl sie eigentlich zu teuer war, und hatte Glück. Der Eigentümer akzeptierte sie als Mieterin.

Seitdem ist das ihr neues Leben: Sie arbeitet, kümmert sich um Hanna und Lea und versucht, ihr gebrochenes Herz zu heilen. Sie war beim Jugendamt, weil ihr Ex-Mann keine Anstalten machte, Zeit mit den Kindern zu verbringen. Am Ende verständigten sie sich schriftlich darauf, dass er die Mädchen wenigstens jedes zweite Wochenende zu sich nimmt. Oft bringt er sie dann zu seiner Mutter.

Die alte Kita, ihre alte Arbeitsstelle liegen eine halbe Stunde von der neuen Wohnung entfernt. Mehr als ein Jahr lang fuhr sie jeden Tag hin und her. Dann



fand sie endlich einen neuen Job und neue Kitaplätze für die Mädchen. Aber sie muss sie schon um halb drei nachmittags abholen. Für eine längere Betreuungszeit steht sie auf der Warteliste. Vielleicht klappt es im nächsten Jahr.

Zu wenig Kitaplätze, zu wenig Betreuungszeit pro Platz, das ist ein weiterer Grund für die finanziellen Schwierigkeiten zahlreicher Alleinerziehender. Trotz des Ausbaus der Betreuungsmöglichkeiten in den vergangenen Jahren fehlen in Deutschland, vor allem im Westen, weiterhin viele Tausend Plätze für Kinder in Krippen und Kindergärten. Und das Problem ist seit Langem bekannt.

Zitat aus einem Artikel über Alleinerziehende in der Süddeutschen Zeitung, Dezember 1986: »Ob verwitwet, geschieden oder ledig – sie geraten in Not, sobald sie Schwäche zeigen.«

Veröffentlichung einer Studie des Bonner Familienministeriums zur Lage Alleinerziehender in der Bundesrepublik, September 1987: Die Autoren stellen einen »Rückzug in die soziale Isolation« fest. Man brauche endlich »ein ausreichendes Angebot an Möglichkeiten der Kinderbetreuung«.

Anhörung der SPD-Bundestagsfraktion, August 1990: » Die Diskriminierung Alleinerziehender ist politisch gewollt!«, sagt eine Expertin von der Universität Hannover. »Seit einem Vierteljahrhundert referieren wir die gleichen Trends.« Geschehen sei nichts.

So geht es danach weiter. In Studien, Statistiken und Artikeln wird die schwierige Lage der Alleinerziehenden beschrieben, es wird viel geredet und gefordert, doch das Problem bleibt das gleiche. Das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung kam vor Kurzem in einer Analyse zu dem Schluss, dass sich, bezogen auf Westdeutschland, »das Armutsrisiko alleinerziehender Mütter seit den 1980er-Jahren nur wenig verändert hat«.

Man sieht es auch an den mittlerweile sechs Armuts- und Reichtumsberichten der Bundesregierung. Die Passagen zu Alleinerziehenden darin ähneln einem Song, der in stets neuen Variationen seit zwei Jahrzehnten im Radio läuft. Als im Jahr 2001 der erste Bericht erscheint, klingt das so: Besonders alleinerziehende Frauen könnten »kein oder nur ein unzureichendes Erwerbseinkommen erzielen«. 2005, der zweite Bericht: »Mit dem Alleinerziehendenstatus tritt häufig eine deutliche Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation der Haushalte ein.« 2017, Bericht Nummer fünf: »Haushalte von Alleinerziehenden und damit auch die darin lebenden Kinder sind (...) in nennenswertem Umfang von materieller Deprivation betroffen.« Und schließlich der vorerst letzte Bericht aus dem vergangenen Jahr: »Für Alleinerziehende mit kleinen Kindern bleibt es schwieriger, überhaupt erwerbstätig zu sein.«

Anfang September. Sarah Bentner sitzt am Steuer ihres Autos, die Mädchen hinter ihr auf der Rückbank. Sie holt ihr Handy aus der Tasche und öffnet die Notizen-App. »Lasst mal zusammen überlegen, was Mama gleich noch

einkaufen muss.« Währenddessen tippt sie in ihr Handy: Sprudel, Milch, Eier. »Joghurt!«, ruft Hanna.

»Da haste recht.«

»Smoothie!«, ruft Lea.

»Den können wir selbst machen.«

Sie fahren los. Sarah Bentner setzt die Kinder an der Kita ab, wo sie inzwischen allein bleiben können, dann fährt sie weiter zum nächsten Aldi.

Früher, in ihrem alten Leben, hat sie beim Einkaufen nie sonderlich auf den Preis geachtet. Sie fuhr zu Edeka, packte ein, was sie brauchte, meist griff sie zu Bio-Lebensmitteln. Nach der Trennung wechselte sie zu Aldi. Seit es mit der Inflation im Frühjahr so richtig ernst wurde, kauft sie auch dort nicht mehr bio.

Sie holt sich einen Einkaufswagen, betritt den Supermarkt, jetzt, am Vormittag, ist sie fast allein. Mit schnellen Schritten läuft sie die Regale entlang.

Sie packt ein:

Cola, 75 Cent.

Gurke, 99 Cent.

CO₂-Kartusche für die Sprudelmaschine, 5,75 Euro.

Toast, 1,29 Euro.

Eine Tafel Schokolade, 1,29 Euro.

Milch, 1,09 Euro.

Eier, 2,29 Euro.

Eine Pizza classico für sich selbst zum Mittagessen, 89 Cent.

Vor dem Kühlregal hält sie einen Sahnejoghurt länger in der Hand, der 39 Cent kostet. Dann stellt sie ihn wieder hin, geht weiter und packt eine Joghurt-Viererpackung ein, Frucht-Junior, 99 Cent.

Das Seltsame an der Inflation ist, dass man sie einerseits sehr exakt messen kann und andererseits niemand sie wirklich kennt. Das Statistische Bundesamt rechnet jeden Monat aus, um wie viel Prozent die Preise in Deutschland im Vergleich zum Vorjahr gestiegen sind. Im August lag der Wert bei 7,9 Prozent, so hoch wie seit 50 Jahren nicht mehr, bei den Nahrungsmitteln waren es sogar 16,6 Prozent. Aber das ist natürlich eine Durchschnittszahl. Manche Produkte sind noch viel teurer geworden, bei anderen ist der Preis fast gleich geblieben. Wenn Sarah Bentner es schaffen würde, aus den Regalen nur jene Sachen herauszuziehen, die heute kaum mehr kosten als vor einem Jahr, dann könnte ihr die Inflation zumindest im Lebensmittelbereich wenig anhaben. Aber woher soll sie wissen, welche Produkte das sind, sie ist kein Computer, und auf manche Dinge kann sie eben schlecht verzichten. Also versucht sie einfach, immer das Billigste zu nehmen, und hofft darauf, dass das Geld am Ende reicht.

Sie schiebt den Einkaufswagen zum Angebote-Regal, da geht sie immer vorbei, wenn sie hier ist. Sandalen zum Beispiel könne man bei Aldi »gut schießen«, sagt sie. An diesem Tag sind Töpfe im Angebot. Sie braucht dringend neue Töpfe. Aber 15,99 Euro? »Da warte ich bis Weihnachten.«

Neben ihrem Gehalt hat Sarah Bentner noch zwei weitere Geldquellen. Sie bekommt Kindergeld vom Staat, und sie bekommt Unterhalt von ihrem Ex-Mann. Früher hatten erwerbstätige Männer nach einer Scheidung sowohl Zahlungen für die Kinder als auch für ihre ehemalige Ehefrau zu leisten. Dies wurde im Jahr 2008 durch eine Reform des Unterhaltsgesetzes geändert. Seitdem muss nach dem dritten Geburtstag des jüngsten Kindes nicht mehr für die Frau gezahlt werden, nur noch für die Kinder.

Wie viel Unterhalt gezahlt werden soll, legt die sogenannte Düsseldorfer Tabelle fest. Sie orientiert sich zum einen am Gehalt des Mannes, zum anderen am sogenannten sächlichen Existenzminimum eines Kindes. Dieses soll »bei einfacher Lebenshaltung« den »erforderlichen Bedarf« decken. Dinge wie Kita-Gebühren, Schulessen, Fahrräder, Gebühren für Sportvereine sind nicht berücksichtigt.

Trotzdem weigert sich laut einer Befragung des Deutschen Jugendinstituts fast jeder fünfte unterhaltspflichtige Elternteil – so gut wie immer ist das der Mann –, so viel Unterhalt zu zahlen, wie er müsste. Und spätestens damit beginnt für viele Alleinerziehende eine ganz eigene Problematik: der Weg in die Bürokratie. Sie können in diesem Fall nämlich einen Unterhaltsvorschuss beantragen, der Staat springt dann für die Männer ein, die nicht zahlen. Eigentlich eine gute Sache. Ohnehin kann man nicht behaupten, im deutschen Sozialstaat gebe es für Alleinerziehende keine Hilfsangebote.

Nur ist es so: Für den Unterhaltsvorschuss ist das Jugendamt zuständig. Für den Kinderzuschlag, der bei besonders niedrigen Einkommen bezahlt werden kann, die Familienkasse. Für das Wohngeld, das ebenfalls für Geringverdiener gedacht ist, die jeweilige Stadtverwaltung. Für das Arbeitslosengeld II, falls die Alleinerziehende keinen Job hat, das Jobcenter. Überall müssen die Frauen eigene Anträge stellen, oft auch persönlich ihr Schicksal ausbreiten. Ob sie die jeweilige Leistung tatsächlich bekommen, kann ihnen im Vorhinein niemand sagen, da sich die Bezugsgrenzen oft von Kommune zu Kommune unterscheiden – und auch noch gegenseitig beeinflussen.

So kann es passieren, dass ein Unterhaltsvorschuss genehmigt wird, aber dadurch dann ein Teil des Wohngelds wegfällt. Eine Studie der Bertelsmann Stiftung kam im vergangenen Jahr zu dem Ergebnis: »Für die Familien selbst sind die komplizierten Regelungen nicht zu durchschauen.«

Sarah Bentner kommt bisher ohne Hilfe vom Amt aus. Ihr Ex-Mann überweist ihr jeden Monat mehr oder weniger die vorgesehene Summe. Wobei er

davon die Hälfte des Kindergeldes abziehen darf, das auf Sarah Bentners Konto fließt. Unabhängig davon, ob er sich um die Kinder kümmert.

Allerdings gibt er an, neuerdings nur noch 2300 Euro netto zu verdienen, was doch recht seltsam ist. Denn erstens habe er, sagt Sarah Bentner, früher sehr viel mehr verdient. Und zweitens liegt diese Summe genau an der Grenze. Ab 2301 Euro würde er in die nächsthöhere Einstufungsgruppe fallen und müsste mehr Unterhalt zahlen. Sie könnte versuchen, gerichtlich gegen ihn vorzugehen, aber im Moment fehlt ihr dafür die Kraft. Und die Zeit.

An einem Sommerabend sitzt Sarah Bentner in ihrer Wohnung. Der Wäschetrockner läuft, daneben steht ein Korb mit Kleidern und Unterwäsche, die sie noch falten muss. Sie sagt, sie sei müde. Trotzdem macht sie Witze, lacht. Sarah Bentner spricht immer schnell und einnehmend. Dann fragt man sie nach ihrem Kontostand, und sie wird still. Sie sagt, sie habe seit Tagen nicht mehr nachgesehen. Sie greift zum Handy, tippt auf dem Display herum: »1200.«

Plus? »Nein, minus.«

Sie schaut weiter auf ihr Handy und sagt: nichts.

Dann liest sie einige Ausgaben aus den vergangenen Wochen vor:

795 Euro, die Miete.

61 Euro, Strom.

125 Euro, Gas.

60 Euro, der Studienkredit, den sie noch abbezahlen muss.

110 Euro, die Rate für ihre Stromnachzahlung vom letzten Jahr.

67 Euro, für den Geburtstag von Hanna, weil sie Geschenke kaufen und einen Nudelsalat machen wollte.

469 Euro, eine Woche Campingurlaub.

Dazu kommt eine lange Reihe weiterer Zahlungen:

Essenseinkäufe, Benzin, Telefon, Internet, Versicherungen.

Eingegangen sind:

784 Euro, das halbe Netto-Monatsgehalt ihres alten Jobs.

886 Euro, das halbe Netto-Monatsgehalt ihres neuen Jobs.

593 Euro, Unterhalt von ihrem Ex-Mann.

438 Euro, Kindergeld.

Sarah Bentner sitzt da, mit einer Mischung aus leerem und nachdenklichem Blick. Sie sagt, erst im März habe ihr Vater ihr Konto ausgeglichen, mit 1500 Euro. Sie hatte gehofft, dann werde es besser. Aber Versicherungen, Rechnungen, der Urlaub, und auf einmal, sagt sie, sei man wieder in den Miesen. Es sei frustrierend. »Weil man das Gefühl hat: Ich mache ja. Ich hänge ja nicht irgendwie rum und mache mir einen faulen Lenz, sondern den ganzen Tag tue ich etwas, doch es reicht trotzdem nicht.«

Sarah Bentner will kein Mitleid erregen. Ihr ist bewusst, dass viele Menschen

in Deutschland es schwerer haben als sie. Sie hat ein Auto, sie hat einen Wäschetrockner, sie hat einen Hund. Man könnte sagen, da ist noch Einsparpotenzial. Aber ohne das Auto würde sie es nie schaffen, rechtzeitig von der Kita zur Arbeit zu kommen und von der Arbeit zur Kita. Ohne den Trockner würde ihr der Wäscheberg vollends über den Kopf wachsen, aber vermutlich werde das nun bald passieren, dass sie den Trockner abschafft, sagt sie.

Und der Hund? Er ist krank, hat Diabetes und einen gutartigen Hirntumor, immer wieder war sie mit ihm beim Tierarzt, für die Behandlungen hat sie sehr viel Geld bezahlt. »Was soll ich denn machen?«, sagt sie. »Er ist doch mein Hund.«

Sarah Bentner liegt mit ihrem Einkommen mehrere Hundert Euro über der Armutsschwelle. Auf der sozialen Skala gehört sie zur unteren Mittelschicht. Vielleicht ist diese Krise auch deshalb so besorgniserregend, weil sie sogar bei jemandem wie Sarah Bentner das Gefühl verstärkt, nicht mehr mithalten zu können.

Spricht man mit alleinerziehenden Müttern im ganzen Land, merkt man: Sehr vielen geht es genau wie ihr.

Eine Innenarchitektin aus Tübingen, 36, zwei Kinder, sagt, sie habe sich dabei erwischt, wie sie nur eine Scheibe Toast gegessen hat, um eine Mahlzeit zu sparen.

Eine Altenpflegerin aus Paderborn, 46, eine Tochter, sagt, sie habe keine Angst vor Altersarmut. Sie habe sich schon damit abgefunden.

Eine Sozialberaterin aus Osnabrück, 44, eine Tochter, sagt, früher habe sie die Pfandflaschen neben der Mülltonne stehen lassen, jetzt nehme sie welche mit. Wenn sie an ihre finanzielle Situation denke, fühle sie sich wie in einer Seifenblase. Es komme ihr unwirklich vor.

Eine Schulhelferin aus Berlin, 37, eine Tochter, sagt, sie gehe durch die Straßen und wirke so normal wie alle anderen. Aber wäre da nicht ihre Tochter, sie würde sich einweisen lassen.

Eines Abends in diesem Spätsommer, um acht Uhr, erhält Sarah Bentner einen Anruf. Eine Erzieherin aus der Kita ist dran, sie sagt, es gebe einen Fall von Affenpocken, die Kita müsse für zwei Wochen schließen. So erzählt Sarah Bentner es später. Sie habe gesagt: Okay, ihr könnt da ja nichts dafür, aber was soll ich jetzt machen?

Wenn ein Arbeitnehmer zu Hause bleiben muss, weil ein Kind krank ist, gibt es Kinderkrankengeld. Man bekommt dann meist 90 Prozent seines Nettogehalts weitergezahlt. Die Erzieherin aber sagt, dies gelte hier nicht, da die Kinder nicht in Quarantäne müssten, das habe das Gesundheitsamt mitgeteilt.

Am nächsten Morgen stehen Mitarbeiter des Gesundheitsamts und des Jugendamts vor der Kita und beantworten Fragen der Eltern. Der Mann vom Gesundheitsamt erzählt von den Affenpocken. Sarah Bentner berichtet später, sie habe gefragt, was denn nun mit der Betreuung sei. Der Mann vom Jugendamt habe geantwortet, die liege in elterlicher Verantwortung. Als sie das hörte, sagt Sarah Bentner, musste sie ihre eigenen Hände festhalten. Das muss sie immer, wenn sie das Gefühl hat, vor Wut zu explodieren.

Sie ruft bei ihrer Arbeit an. Ihre Chefin sagt, sie könne unbezahlten Urlaub nehmen. Als Sarah Bentner erwidert, die Situation sei ja nicht ihre Schuld und unbezahlten Urlaub, das könne sie sich nicht leisten, antwortet die Chefin: Unbezahlter Urlaub, das sei schon kulant.

Sie spricht noch einmal mit dem Jugendamt. Man sagt ihr, wenn sie überfordert sei, könne sie Unterstützung beantragen, dann werde eine Mitarbeiterin vorbeikommen und ihr helfen, ihr Leben besser zu strukturieren. Sie sagt, darum gehe es nicht, was sie brauche, sei Geld.

Sie ruft ihren Ex-Mann an und fragt ihn, ob er vielleicht Urlaub nehmen und die Kinder zu sich holen könne, damit sie nicht zwei Wochen ohne Gehalt ist. Er lehnt ab.

Ihr Vater sagt später, sie hätte sich einfach krankmelden sollen. Dann hätte ihr Arbeitgeber das Gehalt weiterzahlen müssen.

Am Ende erfährt sie von einer anderen Mutter aus der Kita, dass es nun wohl doch Kinderkrankengeld gebe. Eine Richtlinie sei geändert worden. Ihre Krankenkasse schreibt ihr Wochen später, es könne »eine Weile dauern«, bis der Betrag berechnet und überwiesen wird. »Bitte haben Sie Verständnis.«

Sarah Bentner sagt, das sei bitter. Niemanden interessiere es, ob sie ihr Gehalt bekomme, nicht ihren Arbeitgeber, nicht ihren Ex-Mann, nicht den Staat.

Es sind Erlebnisse wie dieses, durch die Sarah Bentner viel Vertrauen verliert. Vertrauen in das Land, die Gesellschaft. Vertrauen, das auch durch das Entlastungspaket der Bundesregierung nicht zurückkehrt. Sicher, von manchen Regelungen hat sie profitiert, dem Tankrabatt, dem Energiegeld. Aber es bleibt das Gefühl, dass sie für das, was da gerade über das Land hereinbricht, nicht gewappnet ist.

Mitte September. Was immer noch da ist, sind die Wäscheberge. Was verschwunden ist, sind die ungeöffneten Briefe auf dem Küchenschrank. Sarah Bentner hat sie schließlich gelesen. Drei unbezahlte Rechnungen waren dabei, für Kinderkleidung und Hunde-Medizin, insgesamt 200 Euro.

Sie hat dann ihre Mutter angerufen.

Sarah Bentners Mutter war selbst alleinerziehend, auch wenn der Vater sich immer engagiert und mit gekümmert hat. Später wird die Mutter sagen,



sie könne sich noch gut erinnern: die Erschöpfung am Abend, wenn man eigentlich noch das Haushaltsbuch führen müsste, um die Ausgaben zu kontrollieren, aber die Energie dazu fehle. Die Mutter ist selbst Sozialpädagogin, hat Menschen in sozialen Schwierigkeiten betreut, sie kennt die Stapel ungeöffneter Briefe von ihrer Arbeit damals, damit fange es immer an, sagt sie.

Als Sarah Bentner ihr von den Rechnungen und dem Minus auf dem Konto erzählt, überweist die Mutter 2000 Euro. Sarah Bentner ist dankbar für das Geld. Aber es ist auch demütigend. Sie weiß ja, dass ihre Mutter nur eine kleine Rente bekommt, die sie mit einem 450-Euro-Job aufstockt. Sie nimmt sich fest vor, nicht wieder ins Minus zu rutschen.

Dann kommt der Brief von NEW Energie, ihrem Gasversorger.

Nachdem im Keller der Empfang abgerissen war, ist Sarah Bentner wieder nach oben in die Wohnung gegangen. Erneuter Anruf, wieder Warteschleife.

»Hallo, willkommen bei der NEW, was kann ich für Sie tun?« Diesmal ist es ein Mann.

Sarah Bentner erklärt die Situation, gibt den Zählerstand durch, sagt, sie müsse wissen, wie viel sie ab Oktober zu bezahlen habe. »Da ich alleinerziehend bin, ist das nicht ganz unwichtig für mich.«

»Na ja«, sagt der Mann, »mit dem aktuellen Zählerstand ist es möglich, den aktuellen Verbrauch zu berechnen, aber nicht den für die Zukunft.«

»Ja, aber ich soll doch was unterschreiben für den 1. Oktober. Wäre nicht schlecht, wenn ich da Genaueres weiß.«

Der NEW-Mitarbeiter murmelt etwas, sucht ihren Vertrag heraus, sagt dann: »Wir haben den Bestandskunden ein Angebot gemacht, das Ihnen vorliegt.« Bleibe sie bei ihrem alten Tarif, dann sei der zwar weiterhin monatlich kündbar, aber es werde deutlich teurer. Nehme sie das Angebot an und wechsele in einen neuen Tarif, dann werde es nicht ganz so teuer, aber der Betrag werde fest vereinbart bis Ende 2023. Der Mann fängt an zu rechnen. Dann sagt er: Wenn Sarah Bentner beim alten Tarif bleibe, werde der Abschlag ein Drittel höher ausfallen.

»Ein Drittel höher?«, sagt Sarah Bentner. »Also, ich habe jetzt einen Abschlag von 124 Euro, und dann ...«

»Nee, eigentlich ist es sogar mehr als ein Drittel. Eigentlich ist es schon fast eine Verdoppelung.«

»Eine Verdoppelung?« Das wären jeden Monat fast 250 Euro.

»Na ja, klar, von 10 auf 18 Cent pro Kilowattstunde«, sagt der Mann mit gemüthlicher Stimme. Wenn sie auf den neuen Tarif umstelle, seien es 15 Cent,

aber nur bis Januar, dann steige der Preis auf 17 Cent. »Das wäre dann auch fast eine Verdoppelung.«

»Okay«, sagt Sarah Bentner. »Danke für die Information. Einen schönen Tag noch.«

Sarah Bentner legt auf und schaut ratlos. Dann sagt sie: »Keine Ahnung, was ich jetzt machen soll. Ich bin damit überfordert.«

Wird sie irgendwann noch mehr für das Gas bezahlen müssen? Wird die Politik eingreifen und den Anstieg der Gaspreise künstlich begrenzen? Wo wird das alles enden? Sie atmet schwer, hält sich die Hand auf den Magen, die Lebensmittelvergiftung. Dann schneidet sie einen Apfel, legt die Stücke in eine Plastikschiüssel und bringt sie rüber ins Wohnzimmer zu den Kindern.

Es gibt jemanden, der die Probleme vieler Alleinerziehender grundlegend lösen könnte. Es sind die Männer, genauer: die Väter. Also jene Menschen, die, wenn ihre Partnerin ein Kind bekommt, in 93 Prozent der Fälle weiterhin Vollzeit arbeiten. Die in lediglich 25 Prozent der Fälle Elternzeit nehmen und dann wiederum meist nur den Mindestzeitraum von zwei Monaten. Die auch nach der Trennung fast immer Vollzeit arbeiten und sich oft bestenfalls am Wochenende oder vielleicht an ein oder zwei Werktagen mit ihren Kindern beschäftigen.

Weshalb ihre Ex-Partnerinnen meist keine andere Möglichkeit haben, als weiter Teilzeit zu arbeiten, auf bessere Betreuungsmöglichkeiten zu hoffen und im Notfall Unterstützungsleistungen vom Amt zu beantragen.

Viele Männer mögen das deshalb so handhaben, weil sie es nie anders kennengelernt haben, weil schon ihre Väter dieses Leben lebten, weil auch die Frauen es sich nie anders vorstellen konnten.

Aber eben auch, weil der Staat es unterstützt. Zum Beispiel, indem er durch das Ehegattensplitting den Paaren einen steuerlichen Anreiz liefert, an der traditionellen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern festzuhalten. Oder indem er das volle Elterngeld auch dann auszahlt, wenn sich die Männer kaum an der Elternzeit beteiligen. Und auch, weil manche Arbeitgeber sich immer noch weigern, sowohl Männern als auch Frauen in Teilzeit Aufstiegsmöglichkeiten anzubieten.

Ein Morgen Ende September. Sarah Bentner bringt ihre Kinder in die Kita, das erste Mal nach zwei Wochen Schließung. Beide Mädchen tragen Gummistiefel in der Hand und einen kleinen Zopf zum Anstecken.

Hanna sucht an der Garderobe den Haken mit ihrem Foto. Dort hängt noch ihre Jacke, daneben liegt ihr Kuschelhase. Sie zieht ihre Schuhe aus, wechselt sie gegen Socken mit kleinen Noppen unter den Füßen.

Im Raum von Leas Gruppe sind schon einige Kinder am Frühstück. Im Regal stehen Buntstifte, in der Ecke Spielzeugautos. »Es ist sehr schön, Sie

endlich wiederzusehen«, sagt Sarah Bentner zu einer Erzieherin. Und zu Lea: »Du willst wieder fliegen, oder?« Sarah Bentner nimmt sie auf den Arm und übergibt sie der Erzieherin. Es ist ihr Ritual. Lea fängt trotzdem an zu weinen, Sarah Bentner küsst sie auf die Wange. »Bis heute Nachmittag!«

Sarah Bentner geht wieder zur Arbeit. Beim Zahnarzt, beim Orthopäden, beim Hautarzt, bei der Autowerkstatt hat sie noch nicht angerufen. Sie sagt, vielleicht schafft sie es nächste Woche.

...

Hinter der Geschichte

Anlass für diesen Artikel war ein Bericht, wonach sich die wirtschaftliche Lage von Alleinerziehenden in den vergangenen Jahrzehnten kaum verbessert hat. Die Autorin sprach daraufhin mit mehreren Dutzend alleinerziehenden Frauen. Bei der Kontaktvermittlung halfen der Verband Alleinerziehender Mütter und Väter sowie die Stiftung Alltagsheld:innen.



A
—
Z

Zeitungen & Plattformen

Preisträger & Preisträgerinnen

1962—2022

Preisträger & Preisträgerinnen

A-Z

Kuratorium & Jury

ZEITUNGEN & PLATTFORMEN

Aachener Zeitung
Abendzeitung
Allgemeine Zeitung
Augsburger Allgemeine
Badische Zeitung
Berliner Morgenpost
Berliner Zeitung
Business Insider
Correctiv
Der Freitag
Der Tagesspiegel
Die Zeit
Dithmarsche Landeszeitung
Frankenpost
Frankfurter Allgemeine Zeitung
Frankfurter Allgemeine
Sonntagszeitung
Fränkischer Tag
Gmünder Tagespost
Goslarsche Zeitung
Handelsblatt
Hannoversche Allgemeine Zeitung
Hessische Niedersächsische
Allgemeine
Hildesheimer Allgemeine Zeitung
Kieler Nachrichten
Kölner Stadt-Anzeiger
Lahrer Zeitung
Landshuter Zeitung
Leipziger Volkszeitung
Lübecker Nachrichten
Main-Post
Mannheimer Morgen
Märkische Allgemeine Zeitung
Mindener Tageblatt
Mitteldeutsche Zeitung
Neue Ruhr Zeitung/ Neue Rhein
Zeitung
Neue Westfälische
Nordkurier
Nordsee-Zeitung
Nürnberger Nachrichten
Oberbayerisches Volksblatt
Perspective Daily
Rems-Zeitung
Rheinische Post
Rhein-Zeitung
Sächsische Zeitung
Schleswig-Holstein am
Wochenende
Schleswig-Holsteinischer
Zeitungsverlag
Schwalbacher Zeitung
Schwäbische Zeitung
Solinger Tageblatt
Stuttgarter Nachrichten
Stuttgarter Zeitung
Süddeutsche Zeitung
Südwest Presse
Südkurier
Syker Kurier
Tagesspiegel

Zum Journalistenpreis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger –
Theodor-Wolff-Preis 2023 wurden Beiträge von mehr als
400 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen
und journalistischen Plattformen eingereicht:

Thüringer Allgemeine
Ostthüringer Zeitung
Thüringische Landeszeitung
taz – die tageszeitung
The Pioneer
Viernull.de
Westdeutsche Allgemeine Zeitung
Welt am Sonntag
Westfalenpost
Weser-Kurier
Zeit online
Zeit Magazin

PREISTRÄGER*INNEN 1962—2022

1962

Thaddäus Troll, Bremer Nachrichten
· **Gerd Czechatz**, Frankfurter Rundschau
· **Dr. Ansgar Fürst**, Badische Zeitung, Freiburg
· **Hans-Jürgen Hoyer**, Frankfurter Rundschau
· **Heinz Keil**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen
· **Friedrich Ludwig Müller**, Frankfurter Neue Presse
· **Dr. Günther Rühle**, Frankfurter Allgemeine Zeitung
· **Walter Rudolf Schloesser**, Europa Union, Köln
· **Heinz Stuckmann**, Die Zeit, Hamburg
· **Georg Zimmermann**, Hamburger Abendblatt

1963

Dr. Paul Arnsberg, Rheinischer Merkur, Koblenz
· **Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg
· **Rainer Fabian**, Rheinischer Merkur, Koblenz
· **Dr. Hans Gerlach**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Dr. Hermann Harster**, Bild am Sonntag, Hamburg
· **Rudolf Küstermeier**, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
· **Dr. Clara Menck**, Frankfurter Allgemeine Zeitung
· **Dr. Christian Schütze**, Stuttgarter Zeitung
· **Ansgar Skriver**, Die Zeit, Hamburg

1964

Klaus Bresser, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Werner Diederichs**, Westfalenpost, Hagen
· **Erich Faßbender**, Frankfurter Rundschau
· **Karl-Hermann Flach**, Frankfurter Rundschau
· **Erich Helmendorfer**, Frankfurter Allgemeine Zeitung und Augsburgener

Allgemeine · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg
· **Sepp Scherbauer**, Sportbericht, Stuttgart
· **Werner Spanehl**, Süddeutsche Zeitung, München
· **Dr. Dietrich Strothmann**, Die Zeit, Hamburg
· **Dr. Johannes Gaitanides**, Münchner Merkur
· **Wilhelm Greiner**, Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg
· **Hans Schäfer**, Kieler Nachrichten

1965

Dr. Fritz Richert, Stuttgarter Zeitung
· **Valeska von Roques**, Vorwärts, Bad Godesberg und Welt der Arbeit, Köln-Deutz
· **Peter Miska**, Frankfurter Rundschau
· **Werner Holzer**, Frankfurter Rundschau
· **Dr. Ernst Müller-Meiningen**, Süddeutsche Zeitung, München
· **Reiner Dederichs**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Bruno Keppler**, Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung, Mannheim
· **Heidrun Kayser**, Christ und Welt, Stuttgart
· **Dr. Margret Wicke-Kampf**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Dr. Klaus Hattemer**, Handelsblatt, Düsseldorf
· **Werner Spanehl**, Deutsche Post, München
· **Günter Bruns**, Bremer Nachrichten
· **Hans Lerch**, Triererischer Volksfreund
· **Alexander Rost**, Welt am Sonntag, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Vitus Dröschner**, freier Journalist, Hamburg
· **Marianne Eichholz**, freie Journalistin, Berlin
· **Hans-Werner Graf Finck von Finkenstein**, Die Welt, Hamburg

Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main) · **Heinz Held**, freier Journalist, Köln · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg · **Peter Brügge**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Joachim Kaiser**, Süddeutsche Zeitung, München · **Karl-Heinz Krumm**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Rolf Michaelis**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Thomas von Randow**, Die Zeit, Hamburg · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Dr. Theo Sommer**, Die Zeit, Hamburg · **Paul Wilhelm Wenger**, Rheinischer Merkur, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, Die Welt, Hamburg · **Wolfgang Horlacher**, Stuttgarter Zeitung · **Günter Matthes**, Tagesspiegel, Berlin · **Hans Ulrich Kempfski**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hermann Schreiber**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg · **Hans-Joachim Langner**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Dr. Helmuth de Haas**, Die Welt, Hamburg · **Barbara Bondy**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fred Hepp**, Süddeutsche Zeitung, München · **Herbert von Borch**, Süddeutsche Zeitung, München · **Joachim Nawrocki**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Bodo Harenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Ernst Maria Lang**, Süddeutsche Zeitung, München · **Klaus Pielert**, Industriekurier, Düsseldorf und Neue Ruhr Zeitung, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Robert Haerdter**, Stuttgarter Nachrichten · **Heinz Schewe**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Bernd Nellessen**, Die Welt, Hamburg · **Klaus Meier-Ude**, Frankfurter Rundschau · **Ben Witter**, Die Zeit, Hamburg · **Eugen Skasa-Weiss**, Stuttgarter Zeitung · **George Salmony**, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Theo Löbsack**, Stuttgarter Zeitung · **Claus Bardtholdt**, Die Zeit, Hamburg · **Christian Habbe**, Die Welt, Hamburg · **Wilhelm Hartung**, Die Welt, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, Die Welt, Hamburg · **Martin Bernstorff**, Christ und Welt, Stuttgart · **Chrysostomus Zodel**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Walter Henkels**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Eka Gräfin von Merveldt**, Die Zeit, Hamburg · **Heiner Radzio**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Dieter E. Zimmer**, Die Zeit, Hamburg · **Jost Nolte**, Die Welt, Hamburg · **Eduard Verhülsdonk**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Peter Gerisch**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Lothar Vetter**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Günther von Lojewski**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Rudolf Schöpfer**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Westfalenpost**, Hagen, Westfälische Nachrichten, Münster, · **Kölnische Rundschau**

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York · **Immanuel Birnbaum**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hans Gresmann**, Die Zeit, Hamburg · **Rudolf Heizler**, Kölnische/Bonner Rundschau · **Dr. Günter Zehm**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fritz-Ullrich Fack**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Rudolf Herlt**, Die Welt, Hamburg · **Helmut M. Braem**, Süddeutsche Zeitung, München · **Wolf Schön**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Petra Michaely**, freie Journalistin, Scheidterberg · **Dieter Hünerkoch**, Weser-Kurier, Bremen · **Marie-Luise Scherer**, Berliner Morgenpost · **Gerhard Krug**, Die Welt, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Lothar Ruehl**, Die Welt, Hamburg · **Jürgen Offenbach**, Stuttgarter Nachrichten · **Reinhard Appel**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Hans-Joachim Noack**, Frankfurter Rundschau · **Hans Baumann**, Die Welt, Essen · **Dr. Franz Thoma**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thea Winandy**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Sack**, Die Zeit, Hamburg · **Norbert Ely**, Wiesbadener Kurier · **Lutz Krusche**, Frankfurter Rundschau, Paris · **Günter Schmidt**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Ulla Plog-Handke**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Gerd Lenhart**, Rheinpfalz, Speyer · **Rolf Kunkel**, Die Zeit, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Dr. Hermann Pörzgen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Thier**, Stuttgarter Zeitung · **Dr. Heinz Verfürth**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Diether Stolze**, Die Zeit, Hamburg · **Dirk Schubert**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Joachim C. Fest**, Der Spiegel, Hamburg · **Martin Urban**, Süddeutsche Zeitung, München · **Michael Bickel**, Schrobenhäuser Zeitung · **Günther Leicher**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Bruno Manz**, Münchner Merkur · **Horst Vetten**, Die Zeit, Hamburg · **Cecilia von Studnitz**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · Lokal- und Stadtteil-Redaktion des Hamburger Abendblatt

1973/74

Heinz Heck, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Wolfgang Wagner**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Ilse Nicolas**, Die Welt, Berlin · **Kurt Diekmann**, Nordwest-Zeitung, Oldenburg · **Raimund Hoghe**, Westfalen-Blatt, Bielefeld · **Hans-Georg Kösters**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Hans-Joachim Neisser**, Rheinische Post, Düsseldorf · **Hans-Joachim Deckert**, Mannheimer Morgen · **Georg Heller**, Stuttgarter Zeitung · **Nina Grunenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Horst Schüler**, Hamburger Abendblatt · **Manfred Dellling**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Dr. Hellmuth**

Karasek, Kölner Stadt-Anzeiger ·
Friedrich Luft, Die Welt, Berlin ·
Michael Globig, Die Zeit, Hamburg
1974/75

Kurt Becker, Kölner Stadt-Anzeiger ·
Andreas Kohlschütter, Die Zeit,
Hamburg · Karl-Heinz Krumm, Frank-
furter Rundschau · Uwe Jacobi,
Heilbronner Stimme · Wilfried
Hommen, Kölnische Rundschau ·
Johannes Lübeck, Lübbecker Kreis-
zeitung, Bünde · Dr. Peter Gillies,
Die Welt, Bonn · Walter Kannen-
gießer, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Albert Müller, Die Welt,
Bonn · Jürgen Diebäcker, Rheinische
Post, Düsseldorf · Horst-Werner
Hartelt, Neue Ruhr/Neue Rhein Zei-
tung, Düsseldorf · Günter Engelhard,
Deutsche Zeitung, Bonn · Dr. Rudolf
Goldschmit, Süddeutsche Zeitung,
München · Klaus Bruns, Die Welt,
Hamburg · Manfred Lehnen,
Hannoversche Allgemeine Zeitung
1975/76

Malte Buschbeck, Süddeutsche
Zeitung, München · Jürgen Engert,
Der Abend, Berlin · Kurt Frank, Rhein-
zeitung, Koblenz · Jürgen C. Jagla,
Kölnische Rundschau · Dietrich
Ratzke, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Fritz Wirth, Die Welt,
Bonn · Dr. Dieter Buhl, Die Zeit,
Hamburg · Jens Gundlach, Hann-
oversche Allgemeine Zeitung · Ute
Kaltwasser-Blankenbach, Kölner
Stadt-Anzeiger · Rudolf H. Riener,
Schwäbische Zeitung, Leutkirch ·
Dr. Hermann Rudolph, Frankfurter
Allgemeine Zeitung

1978

Birgit Lahann, Welt am Sonntag,
Hamburg · Herbert Riehl-Heyse,
Süddeutsche Zeitung, München ·
Karl Feldmeyer, Frankfurter Allge-
meine Zeitung · Dr. Klaus-Peter
Schmid, Die Zeit, Hamburg · Sibylle
Krause-Burger, Stuttgarter Zeitung
· Annelie Stankau, Kölner Stadt-
Anzeiger · Alexander Hoffmann,
Frankfurter Rundschau · Josef Dörr,
Rhein-Zeitung, Koblenz · Rolf Düd-
der, Westfälische Rundschau, Dortmund
1979

Claus Heinrich Meyer, Süddeutsche
Zeitung, München · Josef-Otto
Freudenreich, Badische Neueste
Nachrichten, Karlsruhe · Dr. Herbert
Kremp, Die Welt, Bonn · Erpo Frhr.
Droste zu Vischering, Reutlinger
General-Anzeiger · Herbert Kolbe,
Neue Ruhr Zeitung, Duisburg ·
Dr. Rainer Flöhl, Frankfurter
Allgemeine Zeitung · Dietrich
Möller, Korrespondent Osteuropa ·
Peter Sartorius, Süddeutsche Zei-
tung, München · Max Conradt, Ham-
burger Abendblatt · Klaus Hellweg,
Haller Tagblatt, Schwäbisch Hall ·
Kersten Boeer, Die Welt, Bonn ·
Dagmar Siegmann, Hannoversche
Allgemeine Zeitung

1981

Norbert Lewandowski, Rheinische
Post, Düsseldorf · Friedrich
Meichsner, Die Welt, Bonn · Brigitte
Scherer, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Hans-Joachim Noack,
Frankfurter Rundschau · Karl
Wagemann, Neue Ruhr Zeitung,

Essen · **Gabriele Fischer**, Osterholzer Kreisblatt · **Evi Simeoni**, Stuttgarter Zeitung · **Christian Potyka**, Süddeutsche Zeitung, München

1982

Dr. Helmut Herles, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Anton Sterzl**, Aachener Volkszeitung · **Robert Leicht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christine Jäckel**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Volker Stutzer**, Passauer Neue Presse · **Dr. Thomas Brey**, Deutsche-Presse-Agentur, Essen · **Peter-Matthias Gaede**, Frankfurter Rundschau

1983

Dr. Josef Joffe, Die Zeit, Hamburg · **Heinz W. Koch**, Badische Zeitung, Freiburg · **Dr. Olaf Ihlau**, Süddeutsche Zeitung, München · **Martin Kolbus**, Idsteiner Zeitung · **Heinz Welz**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Jürgen Wolff**, Rottenburger Post

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, Stuttgarter Nachrichten · **Christian Schmidt-Häuer**, Die Zeit, Hamburg · **Joachim Neander**, Die Welt, Bonn · **Claus Peter Mühleck**, Tauber-Zeitung, Bad Mergentheim · **Jutta Stössinger**, Frankfurter Rundschau · **Kathrin Kramer**, Badische Zeitung, Freiburg · **Anke Breitlauch**, Nordsee-Zeitung, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Marianne Wichert-Quoirin**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Thomas Kielinger**, Die Welt, Bonn · **Claudia Michels**,

Frankfurter Rundschau · **Dr. Daniel Salber**, Dürener Zeitung · **Walter Schmühl**, Dürener Zeitung · **Angela Steffan**, Fränkische Nachrichten, Wertheim · **Dr. Susanne Mayer**, Stuttgarter Zeitung

1986

Rudolph Chimelli, Süddeutsche Zeitung, München · **Cordt Schnibben**, Die Zeit, Hamburg · **Franz Pfluger**, Reutlinger General-Anzeiger · **Bernd Behr**, Münstersche Zeitung · **Kurt Leidner**, Pirmasenser Zeitung · **Hans Frieder Baisch**, Pirmasenser Zeitung · **Bernhard Kolb**, Pirmasenser Zeitung · **Sylvia Schreiber**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Monika Egler**, Stuttgarter Zeitung

1987

Carlos Widmann, Süddeutsche Zeitung, München · **Reinhard Breidenbach**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Rolf Antrecht**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Rudolf Eickeler**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Waltraud Kirsch-Mayer**, Mannheimer Morgen · **Thomas Hauser**, Badische Zeitung, Freiburg · **Monika Schäfer-Feil**, Darmstädter Echo · **Gabriele Stief**, Hannoversche Allgemeine Zeitung

1988

Ulrich Wildermuth, Südwest Presse, Ulm · **Knut Teske**, Die Welt, Bonn · **Werner Birkenmaier**, Stuttgarter Zeitung · **Meinrad Heck**, Fränkische Nachrichten, Bad Mergentheim · **Toni Keppeler**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Ulrike Pfeil**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Petra Pluwatsch**, Kölner

Stadt-Anzeiger · **Ulrich Hauser**,
Neue Ruhr Zeitung, Essen

1989

Hans Schiemann, Rheinischer Merkur/
Christ und Welt, Bonn · **Justin
Westhoff**, Der Tagesspiegel, Berlin ·
Dr. Uwe Wittstock, Frankfurter
Allgemeine Zeitung · **Hermann
Meyer-Hartmann**, Hildesheimer
Allgemeine Zeitung · **Max Conradt**,
Hamburger Abendblatt · **Ferdos
Forudastan**, Badische Zeitung,
Freiburg · **Cordula von Wysocki**,
Kölnische Rundschau

1990

Dr. Joachim Sobotta, Rheinische
Post, Düsseldorf · **Renate Marsch**,
Deutsche Presse-Agentur, Warschau
· **Werner Meyer**, Abendzeitung,
München · **Ida Sandl**, Eßlinger Zeitung
· **Franz Freisleder**, Süddeutsche
Zeitung, München · **Thomas Becker**,
Die Zeit, Hamburg · **Ingo Lamberty**,
Der Tagesspiegel, Berlin

1991

Axel Hacke, Süddeutsche Zeitung,
München · **Ulrich Schacht**, Welt am
Sonntag, Hamburg · **Dieter Strunz**,
Berliner Morgenpost · **Alexander
Richter**, Neue Ruhr/Neue Rhein
Zeitung, Essen · **Cornelia Färber**,
Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung,
Essen · **Jörg Bartel**, Neue Ruhr/
Neue Rhein Zeitung, Essen ·
Heinrich Thies, Hannoversche
Allgemeine Zeitung · **Johannes
Leithäuser**, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · **Michael Knopf**, Franken-
post, Hof · **Thomas Seehuber**,
Windsheimer Zeitung

1992

Jürgen Schreiber, Frankfurter
Rundschau · **Heimo Schwillk**,
Rheinischer Merkur, Bonn · **Christian
Wernicke**, Die Zeit, Hamburg · **Eva
Schweitzer**, taz – die tageszeitung,
Berlin · **Ulrich Neufert**, Hannove-
rsche Allgemeine Zeitung · **Martin
E. Süskind**, Süddeutsche Zeitung,
München · **Göran Schattauer**,
Ostthüringer Zeitung, Gera ·
Lorenz Maroldt, Neue Zeit, Berlin

1993

Michael Best, Freies Wort, Suhl ·
Christoph Dieckmann, Die Zeit,
Hamburg · **Dr. Anton Notz**, Stut-
tgarter Nachrichten · **Gabi Novak-
Oster**, Rhein-Zeitung, Koblenz ·
Sabine Schwieder, Cellesche Zeitung ·
Wolfgang Ehemann, Fränkischer
Tag, Bamberg · **Ralf Schuler**, Neue
Zeit, Berlin · **Christoph Schwennicke**,
Badische Zeitung, Freiburg · **Nico
Fried**, Badische Zeitung, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, Süddeutsche
Zeitung, München · **Dr. Wolfgang
Mauersberg**, Hannoversche
Allgemeine Zeitung · **Dr. Eckart Klaus
Rolloff**, Rheinischer Merkur, Bonn ·
Frank Nipkau, Westfalen-Blatt, Biele-
feld · **Wolfgang Schreiber**, Solinger
Tageblatt · **Klaus Broichhausen**, Frank-
furter Allgemeine Zeitung · **Hilmar
Höhn**, Badische Zeitung, Freiburg ·
Wolf-Rüdiger Mühlmann, Thüringen-
post, Schleiz

1995

Alexander Osang, Berliner Zeitung ·
Dietrich Schröder, Märkische

Oderzeitung, Frankfurt/Oder · **Wolfgang Wiedlich**, General-Anzeiger, Bonn · **Petra Mies**, Frankfurter Rundschau · **Michael Thumser**, Frankenpost, Hof · **Ulrich Deupmann**, Süddeutsche Zeitung, München · **Gudrun Bayer**, Nürnberger Zeitung · **Corinna Emundts**, taz – die tageszeitung, Berlin

1996

Johannes Winter, Frankfurter Rundschau · **Ulrich Hammerschmidt**, Freie Presse, Chemnitz · **Frank Jansen**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Philipp Maußhardt**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sabine Rückert**, Die Zeit, Hamburg · **Kuno Kruse**, Die Zeit, Hamburg · **Hermann Beckfeld**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Jürgen Dahlkamp**, Frankfurter Allgemeine Zeitung

1997

Guido Eckert, Süddeutsche Zeitung, München · **Reiner Luyken**, Die Zeit, Hamburg · **Ralf Hoppe**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Andreas Wenderoth**, Berliner Zeitung · **Dr. Peter Intelmann**, Emdener Zeitung · **Hans-Uli Thierer**, Südwest Presse, Ulm · **Dr. Friedrich Karl Fromme** (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, Frankfurter Rundschau · **Gerd Kröncke**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ulrich Schmitt**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Kurt Oesterle**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Wilfried Massmann**, Neue Westfälische, Bielefeld · **Andreas König**,

Havelberger Volksstimme · **Dr. Thomas Löffelholz** (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Karin Großmann**, Sächsische Zeitung, Dresden · **Dr. Joachim Käppner**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Annette Ramelsberger**, Süddeutsche Zeitung, München · **Brigitte Desalm**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Bernhard Stuhlfelner**, Straubinger Tagblatt · **Hubert Wolf**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen · **Wolf J. Bell** (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Evelyn Roll**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ullrich Fichtner**, Frankfurter Rundschau · **Jutta Voigt**, Die Woche, Hamburg · **Hans Kratzer**, Erdinger Neueste Nachrichten · **Andreas Dörr**, Reutlinger General-Anzeiger · **Mario Vigl**, Badische Zeitung, Freiburg · **Roderich Reifenrath** (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung, München · **Jana Simon**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Joachim Rogosch**, Stuttgarter Zeitung · **Thilo Knott**, Eßlinger Zeitung · **Michael Thiem**, Eßlinger Zeitung · **Silke Lambeck**, Berliner Zeitung · **Frank Schauka**, Märkische Allgemeine, Potsdam · **Suska Döpp**, Kölnische Rundschau · **Jens Meifert**, Kölnische Rundschau

2002

Regine Sylvester, Berliner Zeitung · **Wolfgang Büscher**, Die Welt, Berlin · **Irena Brežná**, Freitag, Berlin · **Peter Schwarz**, Waiblinger Kreiszeitung · **Lothar Häring**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, Die Welt, Berlin · **Dr. Stefan Ulrich**, Süddeutsche Zeitung, München · **Birgit Walter**, Berliner Zeitung · **Michael Ohnewald**, Stuttgarter Zeitung · **Tobias Schuhwerk**, Allgäuer Zeitung, Kempten · **Dr. Herbert Kremp** (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, Berliner Zeitung · **Andrea Böhm**, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Delekat**, Die Welt, Berlin · **Barbara Hardinghaus**, Hamburger Abendblatt · **Stefani Geilhausen**, Rheinische Post, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, Financial Times Deutschland, Hamburg · **Nicol Ljubić**, Die Zeit, Hamburg · **Lara Fritzsche**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Waltraud Schwab**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Wolfgang Görl**, Süddeutsche Zeitung, München

2006

Dr. Stefan Geiger, Stuttgarter Zeitung · **Maxim Leo**, Berliner Zeitung · **Marc Brost**, Die Zeit, Hamburg · **Jens Voitel**, Emdener Zeitung · **Christine Kröger**, Weser-Kurier · **Karl Feldmeyer** (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, Die Welt, Berlin · **Astrid Geisler**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sebastian Glubrecht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marlon Gego**, Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten · **Christoph Wöhrle**, Berliner Morgenpost · **Sibylle Krause-Burger** (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Kistner**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marc-Joachim Obert**, Frankfurter Rundschau · **Stephan Hermsen**, Neue Ruhr/ Neue Rhein Zeitung, Essen · **Miriam Opresnik und Özlem Topçu**, Hamburger Abendblatt

2009

Henning Sußebach, Die Zeit, Hamburg · **Bastian Obermayer**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thomas Scheen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Regina Köhler**, Berliner Morgenpost · **Nina Grunenberg** (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, Die Zeit, Hamburg · **Dr. Arne Perras**, Süddeutsche Zeitung, München · **Sabine Rennefan**, Berliner Zeitung · **Detlef Schmalenberg**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Frank Buchmeier**, Stuttgarter Zeitung · **Prof. Dr. Joachim Kaiser** (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau · **Rena Lehmann**, Rhein Zeitung, Koblenz · **Jan Rübél**, Berliner Morgenpost · **Dr. Uwe**

Ebbinghaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Kirsten Küppers**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Klaus Harpprecht** (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, Die Zeit, Hamburg · **Lars Fischer**, Wümme-Zeitung, Lilienthal · **Dr. Philip Cassier**, Berliner Morgenpost · **Alexander Gorkow**, Süddeutsche Zeitung, München · **Volker Zastrow**, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

2013

Robin Alexander, Welt am Sonntag, Berlin · **Jochen Arntz**, Süddeutsche Zeitung, München · **Jan Haarmeyer**, Hamburger Abendblatt · **Andrea Jeska**, Die Zeit, Hamburg · **Kai Müller**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Alfred Grosser** (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, Der Tagesspiegel, Berlin · **Benjamin Piel**, Elbe-Jeetzel-Zeitung, Lüchow · **Kai Strittmatter**, Süddeutsche Zeitung, München · **Kerstin Kohlenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Peter Unfried**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Rudolph Chimelli** (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Rudi Kübler** und **Christine Liebhardt**, Südwest Presse Online, Ulm · **Roland Schulz**, SZ Magazin, München · **Konrad Schuller**, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung · **Bernd Ulrich**, Die Zeit, Hamburg · **Barbara Sichtermann** (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und **Jens Münchrath**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Tobias Haberl**, SZ Magazin, München · **Karsten Krogmann** und **Marco Seng**, Nordwest-Zeitung Online, Oldenburg · **Heinrich Wefing**, Die Zeit, Hamburg

2017

Anja Reich, Berliner Zeitung · **Marc Neller**, Welt am Sonntag, Berlin · **Hans Monath**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Nicolas Richter**, Süddeutsche Zeitung, München · **Deniz Yücel** (Sonderpreis)

2018

Anna Lena Mösken, Berliner Zeitung · **Lorenz Wagner**, SZ Magazin, München · **Malte Henk**, Die Zeit, Hamburg · **Vanessa Vu**, Zeit Online, Hamburg · **Hannes Koch**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Günter Bannas** (Lebenswerk)

2019

Daniel Schulz, taz – die tageszeitung, Berlin · **Dr. Gregor Peter Schmitz**, Augsburgener Allgemeine · **Marius Buhl**, SZ Magazin, München · **Maris Hubschmid**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Andrian Kreye**, Süddeutsche Zeitung, München · **Michael Jürgs** (Lebenswerk)

2020

Katja Füchsel, Der Tagesspiegel, Berlin · **Tina Kaiser**, Welt am Sonntag, Berlin · **Hans-Georg Gottfried Dittmann**, Mindener Tageblatt · **Julia Schaaf**, Frankfurter Allgemeine

Sonntagszeitung · **Katrin Langhans**,
Süddeutsche Zeitung, München

2021

Hatice Akyün, Der Tagesspiegel,
Berlin · **Wolfgang Bauer**, Zeit
Magazin, Hamburg · **Anna
Petersen**, Landeszeitung für die
Lüneburger Heide · **Jeanne Jacobs**,
Sophie Anfang, **Emily Engels**, **Felix
Müller**, **Paul Nöllke** und **Lukas
Schauer**, Abendzeitung, München ·
Elisa Schwarz, Süddeutsche
Zeitung, München

2022

Christine Badke, **Veit Ellerbrock**,
Marco Führer, **Ulla Jürgensonn**,
Horst Komuth, **Elena Pintus**,
Jennifer Seidel, **Tom Steinicke**,
Sarah Uerlichs, **Moritz Wüst**, Kölner
Stadt-Anzeiger/Kölnische
Rundschau · **Johannes Böhme**,
SZ Magazin, München · **Ingo Meyer**,
Berliner Zeitung · **Caterina
Lobenstein** und **Stephan Lebert**, Die
Zeit, Hamburg · **Judith von Plato**,
Märkische Allgemeine Zeitung
Potsdam

PREISTRÄGER*INNEN

A—Z

A

Hatice Akyün
Robin Alexander
Sophie Anfang
Rolf Antrecht
Reinhard Appel
Dr. Paul Arnsberg
Jochen Arntz
Dr. Franziska Augstein

B

Christine Badke
Hans Frieder Baisch
Günter Bannas
Claus Bardtholdt
Jörg Bartel
Nicole Bastian
Gitta Bauer
Wolfgang Bauer
Hans Baumann
Gudrun Bayer
Kurt Becker
Thomas Becker
Hermann Beckfeld
Bernd Behr
Wolf J. Bell
Martin Bernstorff
Dr. Joachim Besser
Michael Best
Michael Bickel
Maxim Biller
Werner Birkenmaier
Immanuel Birnbaum
Nikolaus Blome
Andrea Böhm

Johannes Böhme
Barbara Bondy
Herbert von Borch
Kersten Boeer
Helmut M. Braem
Reinhard Breidenbach
Anke Breitlauch
Klaus Bresser
Dr. Thomas Brey
Irena Brežná
Klaus Broichhausen
Marc Brost
Peter Brügge
Günter Bruns
Klaus Bruns
Frank Buchmeier
Dr. Dieter Buhl
Marius Buhl
Malte Buschbeck
Wolfgang Büscher
Horst von Buttlar

C

Dr. Philip Cassier
Rudolph Chimelli
Max Conradt
Gerd Czechatz

D

Jürgen Dahlkamp
Hans-Joachim Deckert
Reiner Dederichs
Thomas Delekat
Manfred Delling
Dr. Jürgen Dennert

Brigitte Desalm
Ulrich Deupmann
Jürgen Diebäcker
Christoph Dieckmann
Werner Diederichs
Kurt Diekmann
Hans-Georg Gottfried
Dittmann
Suska Döpp
Andreas Dörr
Josef Dörr
Vitus Dröscher
Rolf Düdder

E

Dr. Uwe Ebbinghaus
Guido Eckert
Monika Egler
Johannes Ehrmann
Marianne Eichholz
Rudolf Eickeler
Veit Ellerbrock
Norbert Ely
Dr. Carolin Emcke
Corinna Emundts
Günter Engelhard
Emily Engels
Jürgen Engert

F

Rainer Fabian
Dr. Fritz-Ullrich Fack
Cornelia Färber
Erich Faßbender
Karl Feldmeyer

Christian Ferber
Joachim C. Fest
Ullrich Fichtner
Hans-Werner
Graf Finck von
Finckenstein
Gabriele Fischer
Lars Fischer
Karl-Hermann Flach
Dr. Rainer Flöhl
Ferdos Forudastan
Kurt Frank
Franz Freisleder
Josef-Otto
Freudenreich
Nico Fried
Lara Fritzsche
Dr. Friedrich Karl
Fromme
Katja Füchsel
Marco Führer
Dr. Ansgar Fürst

G

Peter-Matthias Gaede
Dr. Johannes
Gaitanides
Marlon Gego
Dr. Stefan Geiger
Stefani Geilhausen
Astrid Geisler
Peter Gerisch
Dr. Hans Gerlach
Dr. Peter Gillies
Michael Globig
Sebastian Glubrecht
Dr. Rudolf
Goldschmidt
Alexander Gorkow
Wolfgang Göril

Wilhelm Greiner
Hans Gresmann
Tobias Großkemper
Alfred Grosser
Karin Großmann
Nina Grunenberg
Jens Gundlach
Jochen-Martin Gutsch

H

Jan Haarmeyer
Dr. Helmuth de Haas
Christian Habbe
Tobias Haberl
Axel Hacke
Dr. Robert Haerdter
Ulrich Hammerschmidt
Barbara Hardinghaus
Bodo Harenberg
Lothar Häring
Klaus Harpprecht
Dr. Hermann Harster
Horst-Werner Hartelt
Wilhelm Hartung
Dr. Klaus Hattemer
Thomas Hauser
Ulrich Hauser
Heinz Heck
Meinrad Heck
Dr. Hans Heigert
Rudolf Heizler
Heinz Held
Georg Heller
Klaus Hellweg
Erich Helmensdorfer
Malte Henk
Walter Henkels
Jana Hensel
Dr. Fred Hepp
Dr. Helmut Herles

Dr. Rudolf Herlt
Kai Hermann
Stephan Hermsen
Alexander Hoffmann
Raimund Hoghe
Hilmar Höhn
Werner Holzer
Wilfried Hommen
Ralf Hoppe
Wolfgang Horlacher
Hans-Jürgen Hoyer
Maris Hubschmid
Dieter Hünerkoch

I-J

Dr. Olaf Ihlau
Dr. Peter Intelmann
Christine Jäckel
Uwe Jacobi
Jeanne Jacobs
Jürgen C. Jagla
Frank Jansen
Andrea Jeska
Dr. Josef Joffe
Ulla Jürgensonn
Michael Jürigs

K

Prof. Dr. Joachim Kaiser
Tina Kaiser
Ute Kaltwasser-
Blankenbach
Walter Kannengießner
Dr. Joachim Käppner
Dr. Hellmuth Karasek
Heidrun Kayser
Heinz Keil
Hans Ulrich Kempfski
Toni Keppeler
Bruno Keppler

Thomas Kielinger
Waltraud Kirsch-Mayer
Thomas Kistner
Mely Kiyak
Michael Knopf
Thilo Knott
Hannes Koch
Heinz W. Koch
Kerstin Kohlenberg
Regina Köhler
Andreas Kohlschütter
Bernhard Kolb
Herbert Kolbe
Martin Kolbus
Horst Komuth
Andreas König
Hans-Georg Kösters
Kathrin Kramer
Hans Kratzer
Sibylle Krause-Burger
Holger Kreitling
Dr. Herbert Kremp
Andrian Kreye
Christine Kröger
Karsten Krogmann
Gerd Kröncke
Gerhard Krug
Karl-Heinz Krumm
Lutz Krusche
Kuno Kruse
Rudi Kübler
Rolf Kunkel
Kirsten Küppers
Rudolf Küstermeier

L
Birgit Lahann
Silke Lambeck
Ingo Lamberty
Ernst Maria Lang

Hans-Joachim Langner
Katrin Langhans
Stephan Lebert
Rena Lehmann
Manfred Lehnen
Günther Leicher
Kurt Leidner
Johannes Leithäuser
Gerd Lenhart
Maxim Leo
Hans Lerch
Norbert Lewandowski
Christine Liebhardt
Nicol Ljubić
Caterina Lobenstein
Dr. Theo Löbsack
Dr. Thomas Löffelholz
Dr. Günther
von Lojewski
Giovanni di Lorenzo
Johannes Lübeck
Friedrich Luft
Reiner Luyken

M
Bruno Manz
Lorenz Maroldt
Renate Marsch
Harald Martenstein
Wilfried Massmann
Günter Matthes
Dr. Wolfgang
Mauersberg
Philipp Maußhardt
Dr. Susanne Mayer
Friedrich Meichsner
Klaus Meier-Ude
Jens Meifert
Dr. Clara Menck
Eka Gräfin

von Merveldt
Claus Heinrich Meyer
Ingo Meyer
Werner Meyer
Hermann Meyer-
Hartmann
Dr. Rolf Michaelis
Petra Michaely
Claudia Michels
Petra Mies
Peter Miska
Dr. Klaus-Ulrich Moeller
Dietrich Möller
Hans Monath
Anna Lena Mösken
Claus Peter Mühleck
Wolf-Rüdiger
Mühlmann
Albert Müller
Felix Müller
Friedrich Ludwig Müller
Kai Müller
Dr. Ernst Müller-
Meiningen
Jens Münchrath

N
Joachim Nawrocki
Joachim Neander
Hans-Joachim Neisser
Marc Neller
Dr. Bernd Nellesen
Ulrich Neufert
Ilse Nicolas
Frank Nipkau
Hans-Joachim Noack
Paul Nöllke
Jost Nolte
Dr. Anton Notz
Gabi Novak-Oster

O

Bastian Obermayer
 Mark-Joachim Obert
 Dr. Kurt Oesterle
 Jürgen Offenbach
 Michael Ohnewald
 Miriam Opresnik
 Alexander Osang

P

Dr. Arne Perras
 Anna Petersen
 Ulrike Pfeil
 Franz Pfluger
 Benjamin Piel
 Klaus Pielert
 Elena Pintus
 Judith von Plato
 Ulla Plog-Handke
 Petra Pluwatsch
 Dr. Hermann Pörzgen
 Christian Potyka
 Dr. Heribert Prantl

R

Heiner Radzio
 Annette Ramelsberger
 Thomas von Randow
 Dietrich Ratzke
 Andreas
 Graf Razumovsky
 Anja Reich
 Roderich Reifenrath
 Sabine Rennefanz
 Dr. Fritz Richert
 Alexander Richter
 Nicolas Richter
 Sabine Riedel
 Herbert Riehl-Heyse
 Heinrich Rieker

Rudolf H. Riener
 Joachim Rogosch
 Evelyn Roll
 Dr. Eckart Klaus Roloff
 Valeska von Roques
 Alexander Rost
 Jan Rübel
 Sabine Rückert
 Dr. Hermann Rudolph
 Dr. Lothar Ruehl
 Dr. Günther Rühle

S

Dr. Manfred Sack
 Dr. Daniel Salber
 George Salmony
 Ida Sandl
 Peter Sartorius
 Julia Schaaf
 Ulrich Schacht
 Hans Schäfer
 Monika Schäfer-Feil
 Göran Schattauer
 Lukas Schauer
 Frank Schauka
 Thomas Scheen
 Sepp Scherbauer
 Brigitte Scherer
 Marie-Luise Scherer
 Heinz Schewe
 Hans Schiemann
 Walter Rudolf
 Schloesser
 Detlef Schmalenberg
 Dr. Klaus-Peter
 Schmid
 Günter Schmidt
 Christian Schmidt-
 Häuer
 Ulrich Schmitt

Dr. Gregor Peter
 Schmitz
 Walter Schmühl
 Cordt Schnibben
 Wolf Schön
 Rudolf Schöpfer
 Hermann Schreiber
 Jürgen Schreiber
 Sylvia Schreiber
 Wolfgang Schreiber
 Dietrich Schröder
 Dirk Schubert
 Hans Wilhelm Schueler
 Tobias Schuhwerk
 Ralf Schuler
 Horst Schüler
 Konrad Schuller
 Daniel Schulz
 Roland Schulz
 Dr. Christian Schütze
 Waltraud Schwab
 Elisa Schwarz
 Peter Schwarz
 Eva Schweitzer
 Christoph Schwennicke
 Sabine Schwieder
 Heimo Schwillk
 Jennifer Seidel
 Marco Seng
 Barbara Sichteremann
 Dagmar Siegmann
 Evi Simeoni
 Jana Simon
 Eugen Skasa-Weiss
 Ansgar Skriver
 Dr. Joachim Sobotta
 Dr. Theo Sommer
 Werner Spanehl
 Annelie Stankau
 Angela Steffan

Tom Steinicke
Dr. Anton Sterzl
Gabriele Stief
Diether Stolze
Jutta Stössinger
Dr. Rudolf Strauch
Kai Strittmatter
Dr. Dietrich
Strothmann
Dieter Strunz
Heinz Stuckmann
Cecilia von Studnitz
Bernhard Stuhlfelner
Volker Stutzer
Martin E. Süskind
Henning Sußebach
Regine Sylvester

T

Knut Teske
Michael Thiem
Dr. Manfred Thier
Hans-Uli Thierer
Heinrich Thies
Dr. Franz Thoma
Michael Thumser
Özlem Topçu
Thaddäus Troll

U

Sarah Uerlichs
Bernd Ulrich
Dr. Stefan Ulrich
Peter Unfried
Martin Urban

V

Dr. Heinz Verfürth
Eduard Verhülsdonk
Horst Vetten
Lothar Vetter
Mario Vigil
Erpo Frhr. Droste
zu Vischering
Jutta Voigt
Jens Voitel
Vanessa Vu

W

Karl Wagemann
Lorenz Wagner
Dr. Wolfgang Wagner
Birgit Walter
Heinrich Wefing
Heinz Welz
Andreas Wenderoth
Paul Wilhelm Wenger
Christian Wernicke
Justin Westhoff
Marianne Wichert-
Quoirin
Dr. Margret Wicke-
Kampf
Carlos Widmann
Wolfgang Wiedlich
Ulrich Wildermuth
Thea Winandy
Johannes Winter
Fritz Wirth
Ben Witter
Dr. Uwe Wittstock
Christoph Wöhrle
Hubert Wolf
Jürgen Wolff
Moritz Wüst
Cordula von Wysocki

Y-Z

Deniz Yücel
Volker Zastrow
Dr. Günter Zehm
Dieter E. Zimmer
Georg Zimmermann
Chrysostomus Zodel



Theodor-Wolff-Preis

Das Kuratorium

Helmut Heinen (Vorsitzender)
Herausgeber
Kölnische Rundschau

Dr. Frauke Gerlach
Direktorin / Geschäftsführerin
Grimme-Institut

Peter Stefan Herbst
Chefredakteur
Saarbrücker Zeitung

Prof. Bascha Mika
Autorin

Heinrich Meyer
Herausgeber
Neue Ruhr/Rhein-Zeitung

Die Jury

Nico Fried
Politikchef, *Stern*

Lars Haider
Chefredakteur,
Hamburger Abendblatt

Julia Lumma
Stv. Chefredakteurin Content
Development,
VRM, Mainz

Lorenz Maroldt
Chefredakteur,
Tagesspiegel

Anna Petersen
Mitglied der Chefredaktion,
Mitteldeutsche Zeitung

Benjamin Piel
Chefredakteur,
Mindener Tageblatt

Anja Reich
Chefin Dossier,
Berliner Zeitung

Julia Schaaf
Redakteurin,
*Frankfurter Allgemeine Sonntags-
zeitung*

Ulrike Winkelmann
Chefredakteurin,
taz – die tageszeitung

**Die Entdeckerfreude ist
vielleicht die beste Freude,
die er sich schaffen kann,
und sie ist doppelt kostbar
wegen ihrer Seltenheit.**

**THEODOR
WOLFF**





Herausgeber

Bundesverband Digitalpublisher
und Zeitungsverleger e.V. (BDZV)
Haus der Presse, Markgrafenstraße 15
10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt Anja Pasquay

Redaktion Juliane Gringer

Gestaltung und Satz Julia Neller

Fotos

Friedrich Bungert/SZ, Lukas Görlach/VRM,
Michael Heck/Zeit online, Andreas Krebs,
Tobi Lang, Alexander Lehn, Sascha Lotz/VRM,
Alessandra Schellnegger, Shutterstock,
Livia Valensise, Johanna Wittig, Nir Tiomkin

Druck DCM Druck Center Meckenheim

Papier Arena extrawhite smooth ·

Constellation Snow E/R 55 Aida

61 JAHRE JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

1962

2023

THEO— —DOR WOLFF —PREIS

AUF DER GRUNDLAGE DER VON THEODOR WOLFF GESETZTEN MASSSTÄBE – DEMOKRATISCHE UND GESELLSCHAFTSPOLITISCHE VERANTWORTUNG, POLITISCHER SENSUS, GRÜNDLICHE RECHERCHE, EINGEHENDE ANALYSE UND BREITE INFORMATION SOWIE VORBILDLICHKEIT IN SPRACHE, STIL UND FORM – WERDEN BEITRÄGE AUSGEZEICHNET, DIE EIN BEDEUTSAMES THEMA BEHANDeln ODER WEGEN IHRES NEUIGKEITSGEHALTS UND DER ART DER PRÄSENTATION FÜR EINEN WACHEN JOURNALISMUS BEISPIELHAFT ERSCHEINEN. HIERFÜR EIGNEN SICH BESONDERS DIE KLASSISCHEN JOURNALISTISCHEN STILFORMEN – HINTERGRUNDBERICHT, REPORTAGE, FEATURE, KOMMENTAR, GLOSSE UND LEITARTIKEL.